

Jahr der Wandlung

Jahr der Wandlung

Goethes Schicksalswende 1775

Naherlebt von
Franz Servaes



Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

ISBN 978-3-663-03003-4 ISBN 978-3-663-04191-7 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-663-04191-7

Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1935 by Springer Fachmedien Wiesbaden

Ursprünglich erschienen bei 1935 by Friedr. Vieweg & Sohn A. G., Braunschweig

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1935

Druck von Friedr. Vieweg & Sohn A. G., Braunschweig

Der Jugendspenderin und hilfreichen Gefährtin
Silly
in unauslöschlicher Dankbarkeit und Liebe
zum Gedächtnis

Erstes Buch: „Spannungen“

Ein Jahr geht zu Ende	11
„Animula vagula“	18
Hundert Kerzen flammen auf!	24
Im Poetenstübchen	33
Vater und Mutter	37
Im Vorübergehen	44
Was die „Lante“ dazu sagt	52
Doktor Wehrwolf, der Götterliebting	60
Von Freund zu Freund	65
Das „Zauberfädchen“	73
Stimmen aus der Ferne	82
Der „Gastnachts-Goethe“	90
Ein Abschiedsgespräch	94
Die irdische und die geistige Geliebte	100
Erlauchter Besuch	106
Die „Zwirnsfädchen“ knüpfen sich	118
Die vier Haimonskinder	124
Aufbruch der Genies	132

Zweites Buch: „Wanderungen“

Schöngeistiges Darmstadt	143
Die entlaufene Kaze	153
Wichtige Begegnung	157
O Strassburg	162
Cornelia	171
Stimmen des Wasserfalls	180
Züricher Literatenzunft	184
Diskurs über Religion	192
Seefahrt und Alpenwanderung	199
Scheideblick nach Italien	208
Halbnaturen und Vollnaturen	213
In Fechterstellung	219
Lage des Schwärmens	226
Heimatwärts, liebwärts!	234

Drittes Buch: „Lösungen“

Der heimgekehrte Sohn	241
Ungewißheit	244
„Alles um Liebe!“	251
Die Schlange im Grase	256
„Die Prage her!“	261
Bileams Eselin	266
Ewiges Hin und Her	270
Hochzeitsgewitter	276
Die „Zwirnsfädchen“ lösen sich	283
Eine Ballnacht	291
„Fee Hold oder Unhold?“	298
Neues Wachsen	302
Abschied von der Heimat	310

Viertes Buch: „Bindungen“

Ländliche Residenz	321
Ein neuer Freund	329
Junger Vulkan	338
Redoute im Wittumspalais	345
Weimar murt	354
Abseits vom Wege	362
Der Staatsminister rührt sich	369
Ein Mensch fleht um Rettung	377
Es ist ein Kos' entsprungen	391
Sarg der Erinnerung	405
Im Schwarm — allein!	413

Erstes Buch

Spannungen

Ein Jahr geht zu Ende . . .

Noch einmal lauschte Goethe in den schweigenden Raum des Vaterhauses zurück, trat dann hinaus und schloß hinter sich das Thor.

Auf der obersten Steinstufe machte er Halt und blickte eine Weile, leise spähend, in die frühe Winternacht hinaus.

Der Große Hirschgraben lag menschenleer.

Drüben strich eine schwarze Kage die Häuserreihen entlang und verschwand geheimnissvoll in einer Kellerluke. Im fächelnden Abendwind baumelte die schwerfällige Straßenlaterne, die an einem zur jenseitigen Häuserreihe gespannten Seile hing, hin und her und ließ huschende Schatten über die Nachbarwände schaukeln. Jrgendwo in der Ferne knallte eine Fuhrmannspeitsche und knirschten Karrenräder.

Der junge Mensch, fest in seinen dunklen Mantel gewickelt, horchte auf das sich entfernende Geräusch und schritt dann langsam die ausgetretenen Steinstufen hinab. Was sollte er länger zu Hause hocken? Die Eltern hatten langweiligen Verwandtschaftsbesuch bekommen — dort war er entbehrlich. Auch auf seiner Studierstube mochte er nicht länger brüten. Zuviel Unruhe in seinem Blut!

Silbesternacht war herabgedämmt. Das buntdurchsaute Jahr 1774 ging zur Neige, ein neues stieg herauf: was würde es bringen? Tausend Möglichkeiten lagen

in der Luft. Welcherlei Fäden mochte die Fee, die über seinem Gesichte wachte, wohl für ihn spinnen?

Ein enges, dunkles Gäßchen, das zu einer matt beleuchteten Verkehrsstraße führte, hatte den Wanderer aufgenommen. Wispernde Mädchenstimmen, die hinter dämmernden Fensterscheiben lockten, schwirrten werbend um ihn her. Goethe lächelte. Entweichend beschleunigte er seine Schritte und trat dann in helleres Licht hinaus. Schattenhafte Menschengestalten stoben vorüber. Zumeist irgendwie bekannte Gesichter . . .

Doch nichts lag dem Dichter ferner, als unter Leute zu gehen. Einsame Gegenden wollte er aufsuchen. Aufs neue tauchte er in dunkelnde Gassen unter und strebte zur Maingegend hinab. Bei der alten St. Leonhardskirche trat er ins Freie, ein breiterer Luftstrom wehte vom Fluß her auf ihn zu. Das leise murmelnde Geplätscher der vorüberziehenden Wellen erfüllte ihn mit Glücks- und Sehnsuchtsgefühlen. Ach, auch so dahinziehen zu können, mitten im Strom, in die Weite, in die Welt hinaus! Fort aus der mit Mauern und Zickzackgräben umgebenen Stadt, die nachts ängstlich ihre Tore schloß, gleich als lauerten ringsum nur Feindschaft und Verderben! Oder als könnte gar einer ihrer braven Bürger auf die abenteuerliche Idee kommen, heimlich zu entweichen und im Mondenschein über freies Feld zu stolpern. O, diese Philisterenge, in der er saß! Diese mittelalterliche Beschränktheit, die auf Köpfen und Sinnen immer noch lastete, am drückendsten aber auf seiner nach freiestem Gedankenflug durstenden Seele!

Gemächlich schlenderte er zur alten Mainbrücke hin, die mit ihren malerischen Turm- und Mühlenbauten in

verschwimmender Silhouette den Fluß überquerte. Wie oft war er als rüstiger Wanderer, ein keimendes Verslein auf den Lippen, dorthinüber geschritten, nach Sachsenhausen zu, um dann entweder in den breit sich hinstreckenden Forsten unterzutauchen oder über die gutgehaltene Chaussee, an der Gerbermühle vorüber, dem lieblichen Offenbach zuzupilgern! Wie befreit fühlte er sich immer, wenn er draußen war, in der großen Natur, von Winden umpfiffen, von Bäumen umrauscht, wenn er die Blicke schweifen ließ über weite Ebenen und um keimende Saatsfelder! Dann sang gleichsam der Rhythmus der endlos dahinrollenden Mutter Erde in den Pulschlägen seines Blutes und er fühlte mit dem Ganzen dieses Erdballs eine innerste Verbundenheit, die ihn aufs tiefste beglückte.

Rascher nahm er seine Schritte und stand bald mitten auf der Brücke, dort, wo die Stromschnellen ihren reißendsten Lauf nehmen. Ein Kreuzifix war daselbst errichtet, gekrönt mit einem vergoldeten Hahn — das war die Stelle, wo zu mittelalterlichen Zeiten — aber war das nicht gestern oder vorgestern? — Verbrecher und „Hexen“ in den dahinjagenden Fluß gestoßen wurden, mit Stricken gefesselt oder gar in den Sack genäht. Es schüttelte ihn bei dem Gedanken, und in seiner entzündeten Phantasie sah er, über den Brückenrand sich biegend, gleichsam Menschen mit den Wellen kämpfen und unter Hilferufen untergehen. War nicht immer noch so das Leben, wenn auch die äußeren Formen andere waren — wie man sich einzureden versuchte: menschlichere?! Und stets war Frau Justitia, auch heute noch, bemüht, die Sinkenden zu stoßen und die Strauchelnden schuldig zu sprechen. Und wem zu Nutz und Ehren? Den Satten und Vollge-

fressenen, den Scheinheiligen und Pharisäern! Eben jene Frau Justitia, der auch er, Dr. juris Wolfgang Goethe, ob auch widerwillig, sich verschrieben hatte. Und in deren Dienste man ihn immer tiefer noch hineinziehen wollte, auf daß er darin erstarren möchte zum braven Spießbürger und Philister!

Beide Ellenbogen auf die Mauerbrüstung gestemmt, beugte der junge Mensch sich weiter vornüber und starrte, wie gebannt, tief hinab in die rastlos dahineilenden, eilfertig einander überschäumenden Fluten. Diese ewige Bewegung, diese unaufhaltsame Unraft, war sie nicht das wahre Abbild seines Lebens? Sang sie nicht mit mächtigem Rhythmus in den hämmernden Pulschlägen seines Blutes? Starrwerden, welch ein Wahnsinn! Hinein in die Welt, mit all seinen bebenden und gärenden Kräften — sie umschlingen, sie umarmen — und sollte er sie und sich selber zerpressen und zersprengen!

Aber verstanden ihn denn die Menschen, denen er zu offenbaren sich bestrebte? Gesprochen hatte er zu ihnen, sein Bestes, sein Eigenstes gesagt — da hatte die Welt wie wütend auf ihn eingeschrien! Geschrien und geschmäht, als sei er ein Verächter und Verleumder, ein Heiligtumschänder gar! Und er hatte doch bloß gesungen und gesagt, was er innerlich empfand, was ihm das Selbstverständlichste war, das zutiefst Erlebte!

Gewiß, die Freunde jauchzten öfters und staunten zu ihm empor — nannten ihn Genie und Götterlieblich, und wie die schönen Namen alle lauteten! Was fing er damit an? Auch dieses mußte er geduldig hinnehmen, gerade wie das Geschimpfe der anderen! Er allein wußte, wer er war, und ließ sich nicht blenden: der Wolfgang Goethe

aus Frankfurt, ein schlichter Bürgerssohn und ein fehlbares Menschenkind wie andere! Ob auch zu den höchsten Kronen des Geistes greifend!

Wem sollte er also vertrauen als seinem guten Stern? Mochte der über ihm leuchten oder in ihm! Vertrauen mußte er ihm, in Demut stolz, in Herzensdrang gehorsam

Zimmer noch raste der Strom unter ihm dahin, im Wellengetümmel, im Gischtgebrause — und ein fröstelnder Luftzug wehte herauf, der ihn nötigte, den wehenden Mantel straffer an sich zu ziehen. Goethe blickte empor. Da lag die Stadt vor ihm, die vertraute und doch gänzlich fremde, sie, die ihn hegte und die ihn von sich stieß! Mit hundert verzweigten Wurzeln fühlte er sich ihr verbunden — und doch hätte er am liebsten, so sehr es schmerzen mochte, sämtliche Wurzeln ausgerissen und wäre auf und davon gegangen. Seine Kindheit hielt ihn und ein Märchenschatz von tausend süßen Erinnerungen. Aber gepanzelter Stumpfsinn schreckte, der ihm befehlen, ihm die Lebensluft abschneiden wollte.

Durften Vaterstadt und Elternhaus ihn halten? Die Ferne lockte, das Draußen rief — und eines Tages, das fühlte er, würde die Unrast übermächtig werden — und dann: ade, Vaterstadt!

Langsam lenkte Goethe die Schritte zurück, nun doch wieder den bekannten Kirchen und Gassen zu.

Da bannte ihn plötzlich mehrstimmiges Tönen, das werbend durch die Luft glitt. Wohl von einem Duzend Türmen hatte ein wirrmelodisches Glockenschlagen angehoben, bald heller, bald dumpfer. Der Jüngling blieb stehen und zählte die Schläge. Die zehnte Nachstunde

war gekommen. Nur zwei Stunden noch bis Mitternacht — dann würde ein neues Jahr anheben. Was würde es ihm bringen?

Am Ufer entlang schlendernd, strebte Goethe wieder dem Stadttinnern zu. Am Fahrtor bog er ab, stapfte langsam dem Römerberg zu. Wieviel „Geschichte“ — oder was sich so nannte — hatte sich auf dem holprigen Pflaster dieses von hochgiebeligen Häusern umgebenen Hügelgeländes abgespielt! Vor allem grüßte ihn dort der „Römer“, das altehrwürdige Rathaus, die Stätte vieler Kaiserkrönungen, von denen er die letzte als Knabe, ewig unvergeßlich für ihn, miterlebt hatte.

Als er sich aber umwandte, fielen seine Blicke auf den Bierbrunnen, der in der Mitte des Platzes stand. Auf hohem verschnörkelten Sockel spreizte sich da eine elegante Frauensperson in dunkler Bronze. Um Goethes Lippen zuckte es ironisch. Ah, Madame, Sie sind mir ja nicht unbekannt! sprudelte es aus ihm hervor. Sind Sie nicht die Dame, der ich diene: Göttin Justitia? Wie geziert Sie Waage und Schwert mit bloßen Armen hochheben, gleich als seien diese Insignien ein niedliches Spielzeug, mit dem man jonglieren könnte! Habe ich Ihnen nicht vorhin schon mein Sprüchlein gebetet, hohe Herrin? Habe ich Ihnen nicht ins Ohr geflüstert, daß ich Sie für eine wetterwendische und zweideutige Kofette halte und Ihnen, so bald es nur geht, davonlaufen möchte? Bitte, vernehmen Sie es noch einmal und seien Sie mir weiter nicht böse — denn Sie stehen ja fest auf Ihrem verschnörkelten Sockel und fühlen sich gerniß als angebetete Regentin! Oder darf ich vielleicht sagen: als erhabenste Flaufenmacherin?

Fast laut dachte Goethe diese Worte vor sich hin und spöttisch lüpfte er seinen Dreispitz und machte ein Kompliment vor dem toten Denkmal. Dann quoll ein Gelächter von seinen Lippen, daß es vernehmbar über den Platz hallte.

„Was machst Du denn da für Scherze, närrischer Poet?“ erklang plötzlich eine Stimme. Und aus dem jenseitigen Häuserschatten löste sich die Gestalt eines Mannes, der belustigt auf Goethe zuschritt: „Du führst wohl eine selbsterdachte Theaterzeremonie auf?“

Etwas unwirsch blickte Goethe empor, doch sein Anlitz erhellte sich, als er den auf ihn Zuschreitenden erkannte. Das war ja kein anderer als sein malender Freund und Zeichenberater, Georg Melchior Kraus, dieser Weltfahrer, der nun wieder zu vorübergehendem Besuch in ihrer gemeinsamen Vaterstadt gelandet war.

„Bist Du es, Melchior? Was treibst Du Dich denn zu nachtschlafender Zeit in dieser menschenverlassenen Gegend herum? Und erschreckst mit dröhnender Bassstimme harmlose Wanderer?“

Lachend reichten sie einander die Hände.

„Ich muß wohl zuweilen auch so'n verrückter Zwickel sein wie Du, mein lieber Goethe! Sonst wären wir selband an dieser Stelle nicht begegnet.“ Damit schob Kraus seinen Arm in den des Freundes und blickte ihm freudig in die Augen. „Aber der Zufall sei gesegnet! So können wir die angebrochene Silvesternacht vergnügt mit-sammen begehen! Komm mit, begleite mich, wir wollen irgendwo ein Schöppchen trinken und uns dabei von unseren Heldentaten erzählen.“

„Wohin willst Du mich schleppen?“ zögerte Goethe.

„Jergendwohin, wo's recht gemütlich ist! Was hältst Du vom Bobbeschänkelche? Dort sitzt jetzt kaum ein Mensch. Es ist klein, aber fein und vor allem gut frankfurterisch allewege. Also, komm!“

„Ins Bobbeschänkelche?! Wenn Du wüßtest, lieber Freund — !“

„Ach, das kannst Du mir nachher erzählen. Wenn wir mal erst behaglich dort sitzen!“

Munter zog Kraus den nur halb Widerstrebenden mit sich fort. Als bald waren sie im Gewirr der dunklen Gäßchen verschwunden. Und die ehrwürdigen alten Giebelhäuser der löblichen freien Reichsstadt Frankfurt guckten wohlwollend auf das Paar schwagender Freunde hernieder, das da nächtlich-traulich durch die Gassen schlenkerte.

„Animula vagula“

Einen Augenblick hatte Goethe an dem „Bobbeschänkelche“ genannten Weinhaus still gezaudert, sich aber dann doch von dem freundlich zurendenden Freund mit hineinziehen lassen. Durch einen schmalen Steinflur ging es in eine gleichfalls schmale und trüb erleuchtete Gaststube.

An einem der blankgescheuerten Holztische nahmen die beiden Platz, einander gegenüber, und bald standen vor ihnen, mit würzigem Pfälzerwein gefüllt, zimmerne Becher.

Mit naserrümpfendem Kopfnicken, als sie schweigsame Gäste fand, hatte die Schankmamsell sich entfernt. In dunkler Ecke brütete verschlafen ein einsamer Gast. Sonst

war die Stube leer, nur von einer schnurrenden Wanduhr durchtikt.

„Nun also, Lieber, Du wolltest mir doch was erzählen“, begann Melchior Kraus tastend das Gespräch.

Goethe saß da, den sinnenden Kopf in beide Hände gestützt. Jetzt schlug er langsam die großen braunen Augen auf, aus denen ein verdeckter Glanz seinem Gegenüber entgegenleuchtete.

„Etwas erzählen? Versprach ich das?“ murmelte er halb wie abwesend.

„Du deutetest so etwas an. Dann freilich wurdest Du plötzlich bedenklich.“

„Bedenklich wurde ich? Kein Wunder! — Habe ich doch diese Gaststätte seit zehn Jahren hartnäckig gemieden.“

Wieder schwieg Goethe. Und machte keine Miene, weiter zu reden.

„Und hattest Du dazu besonderen Grund?“ forschte der andere, nach einer Wartepause.

Etwas widerstrebend ließ Goethe sich herbei, zu antworten.

„Man kehrt nicht gern an eine Stätte zurück, die einen an blamable Jugendstreiche erinnert.“

„Doch nach zehn Jahren, sollte ich meinen . . .“

„Du hast recht“, rappelte der Dichter sich auf, „ein Fünfzehnjähriger muß eben Lehrgeld zahlen. Vor allem in der schwierigsten Lebensschule, die es gibt — in der Liebe!“

„Darin, Freundchen, zahlt man wohl niemals aus!“ lachte der andere.

„Es scheint so. Doch damals ging es hart auf hart. Um ein Haar wäre ich, obwohl gänzlich unschuldig, vor Gericht geraten.“

„Ach, auf diese ehemals stadtbekannte Affäre spielst Du an“, fiel Kraus ins Wort. „Ich erinnere mich genau. Du warst damals, Gott weiß wie, in eine Schwindlergesellschaft geraten, und Dich rettete die Aussage eines schönen Mädchens.“

„Ja, indem sie mich als unfertigen Knaben hinstellte!“ murrte Goethe. „Über so mitleidig und nichtachtend brauchte sie wahrlich nicht zu tun. So lange sie sich meine Verehrungen gefallen ließ, war sie keineswegs so hoheitsvoll!“

„Hieß sie nicht Gretchen?“

„So oder anders. Was sagt ein Name? Und doch ist der Name mir seitdem besonders teuer geblieben. — Und ich glaube fast“, fügte er schein hinzu, „das Mädchen selber wohl auch... Obwohl ich sie niemals wieder gesehen habe... sie ist verschollen...“

„Vor weiteren Liebesabenteuern aber hat sie Dich keineswegs bewahrt!“

„Was weißt Du davon? — Doch wozu das Versteckspiel? — Wahr ist's, wenn ich nicht lieben kann, kann ich nicht leben! Und erst recht: nicht dichten! — Es ist, als ob ich dieser bitter-süßen Speise zeitlebens bedürfen sollte, um ganz zu mir selbst zu kommen und innerlich fruchtbar zu werden!“

„Ja ja, die Frankfurter Mädels — und die Weglarerinnen — und Elsäfferinnen...“

„Seit wann spionierst Du so eifrig hinter mir her?“

„Nun, die Liebesaffären des Doktor Wolfgang Goethe pflegen ja nicht gerade unbekannt zu bleiben! Er selbst sorgt durch seine Dichtungen für deren Verbreitung. Wer mit ‚Werthers Leiden‘ vor allem die ganze fühlende Welt in Bewegung gesetzt hat, darf sich nicht mehr als Anonymus fühlen.“

„Leider nein“, seufzte Goethe. „Das ist der Fluch der Dichterei: man prostituiert sich vor aller Welt und gibt Klatschhasen und Geschichtenschnüfflern Stoff zur Unterhaltung! — Was wissen aber diese Leute vom wirklichen Erlebnis? Dem der Seele! Ahnen sie auch nur, daß es sich um die brennendsten Schmerzen eines im Grunde verschlossenen, aber allzu bewegten Herzens dabei handelt? Ebensovienig als unsereins an die stumpfen Gesellen da draußen denkt, wenn man sich das Letzte und Wundeste — und auch das Süßeste! — von der Seele ringt!“

„Du darfst es denen, die Dich lesen, nicht übelnehmen, wenn sie mitunter an Dir irre werden. Jede Liebe, jedes Dichten scheint bei Dir stets ein anderes zu sein — ein bisher noch nicht erfahrenes Neues . . .“

„Nur im ewigen Wechsel vermag mein wunderliches Ich sich zu bestätigen. Darum nannte mich ja auch mein Straßburger Freund Salzmann eine ‚animula vagula‘, ein Flatterseelechen. Es mir überlassend, ob ich eine Schmeichelei oder vielleicht eher noch einen Spott darin erblicken möchte.“

„Das Letztere gewiß nicht. — Obwohl ja freilich jedes weiß, daß Du im Grunde nirgends zu fassen bist. Stets weißt Du zu ent schlüpfen. Und will man Dich auf irgend

etwas festlegen, schon bist Du meilenweit entfernt. Eine ‚animula vagula‘ bist Du sicherlich!“

„Doch ganz gewiß nicht aus Übermut! Ich selbst habe unter meiner Flattersucht — man kann sie auch anders nennen, aber bleiben wir einmal bei dem Wort! — o, wie sehr habe ich darunter zu leiden! Warum muß ich fast stets in einem Zustande schmerzlicher Spannung, der mich nirgends ein Mittelmaß finden läßt, für mich dahintreiben? Wie gerne faßte ich irgendwo festen Boden — ich sehne mich geradezu danach — aber weder für mein körperliches noch für mein seelisches, geschweige denn mein geistiges Heil habe ich bis jetzt den richtigen Zufluchtsort gefunden. Das einzige, was mich oben hält, ist mein Dichten. Wenn ich das nicht hätte, wenn ich mich dadurch nicht jeweilig erlösen könnte, ich wäre längst vor die Hunde gegangen!“

In selbstquälerischer Stimmung hatte Goethe sich gehen lassen. Sein Kopf war hochrot geworden. Hastig ergriff er den Becher und stürzte den ganzen Rest mit einem Zuge hinunter. Schob ihn dann mit dem Handrücken beiseite, daß die Maid ihn wieder füllen sollte.

Auch Kraus trank aus, wenn auch mit mehr Bedächtigkeit. Nickte dann der Schankmamsell freundlich zu, die herankam, um ihren Dienst zu versehen.

„Ich war bis jetzt ja selbst ein rechter Vagabund“, hub Kraus wieder an. „Und kann Dich also ein wenig verstehen. Doch hab’ ich es mehr leichtherzig genommen, als ernstlich studierender Malersmann, und bin jeglicher Bitterkeit aus dem Wege gegangen. Das wird und muß auch Dir gelingen. Du trägst von der Mutter her viel Frohmut in Dir — das wird immer wieder durchbrechen. Frei-

lich mußt Du zur Ruhe kommen. — Mach's wie ich! Sieh Dich draußen nach was Passendem um. Ich glaube, ich habe das Meine jetzt gefunden. Ich stehe mit Weimar in aussichtsreicher Unterhandlung. Dort spinnst sich jetzt allerhand an. In spätestens Jahresfrist hoffe ich dort zu sein.“

„In Weimar? Was bietet Dir dies kleine Fürstentum? Dort mußt Du versauern. Aber mir scheint, Du willst gar bei Hof antichambrieren?“

„Beides wird daselbst nicht nötig sein. Dort weht ein frischer neuer Luftzug. Laß erst den jungen Erbprinzen Karl-August in ein paar Monaten zur Regierung kommen — dann kommt alles in mächtigen Schwung. Seine erlauchte Mutter, die zur Zeit noch regierende Herzogin Anna Amalia, hat bereits aufs beste vorgebaut. Ueberhaupt sind die Frauen dort ausnehmend gescheit, lebenswürdig und reizvoll — und jungen Dichtern sehr gewogen!

„Laß mich damit aus!“ wehrte Goethe lächelnd ab. „Du hörtest doch: von Frauen habe ich einstweilen genug. Muß mal mein Leben ohne Frauen führen, damit es in Ordnung kommt. Es wird noch viel von mir gefordert.“

Maler Kraus betrachtete sein Gegenüber nicht ohne Mitgefühl.

„Du mußt einmal herauskommen aus dieser fatalen Stimmung“, sagte er gutmütig. „Wie wär's, wenn Du mir auf die Silvesternacht in ein lebensfrohes und geselliges Frankfurter Haus folgst? Dort geht es harmlos und heiter zu und zugleich immer splendid. Ich werde daselbst erwartet und darf jeden mitbringen, den ich will. Das wird für Dich das Beste sein, Dich auf leichtere Gedanken zu bringen.“

„Paßt der Weltschmerzliche unter die Fröhlichen?“

„Dein Weltschmerz ist bloß angeflogen, der wird wieder vergehen. Ich sage Dir, im Hause Schönemann wirst Du wieder aufleben. Bei Dir ist ja nur ein Fünklein nötig, um Dich wieder zum Aufflammen zu bringen. — Also komm mit, es wird Dir gut tun!“

„Ich will Dich bis zum Hause begleiten“, wich Goethe aus, „aber danach darfst Du es mir nicht verdenken, wenn ich mich heimlich verdrücke.“

„Warten wir ab, wie's kommt!“ äußerte Kraus diplomatisch, indem er sich erhob. Nachdem sie ihre Schuldigkeit entrichtet hatten, gingen sie schweigend hinaus.

Schmollend blickte das Schankfräulein hinter ihnen drein. Das wollten Kavaliere sein? Kaum einen Blick, nicht ein Wort hatten sie an sie gerichtet.

Hundert Kerzen flammen auf!

Die beiden nächtlichen Wanderer standen vor einem patrizisch auf sie niederblickenden hochgegiebelten Hause, aus dessen erstem Stockwerk heller Lichterschein und fröhliches Stimmengewirr gedämpft herniederdrangen.

Goethe wollte sich empfehlen, als Kraus ihn zurückhielt.

„Sei doch nicht so spröde! Ich verspreche Dir gute Unterhaltung. — Komm mit und begrüße in Heiterkeit das neue Jahr!“

Goethe winkte ab.

„Mir steht der Sinn nicht danach. Ich möchte lieber . . .“ Plötzlich hielt er inne und lauschte empor. Langsam begannen seine Gesichtszüge sich zu erhellen.

Droben waren die spizen, hellen Töne eines Spinetts angeschlagen worden. Dazu erklang jetzt eine noch zage und fast kindhafte, doch ungemein liebliche Mädchenstimme. Was war das für ein Liedchen, das melodisch herniederschwebte? Die Töne und mehr noch die Worte klangen sehr bekannt. Waren das nicht Verse, die er selbst, vor wenigen Jahren, in liebender Verzücktheit hervorgestammelt hatte?

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen wir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tänzelnd auf ein duftig Band.

Eine wundersame Wandlung war in Goethe vor sich gegangen. Heiß und leidenschaftlich drückte er seinem Freunde die Hand.

„Geschwind!“ drängte er. „Gehen wir hinauf! Die so singt, ich muß sie sehen!“

Er hatte das breite Haustor aufgestoßen und betrat jetzt den von mattem Laternenschein unstat umflatterten Vorflur. Kraus hinter sich herziehend, stapfte er die breite, patriarchalische Holztreppe empor, wie seines Weges völlig sicher. Hurtig riß er den Mantel ab und faßte unternehmend nach dem Korb seines zierlichen Galanteriebegens. Plötzlich fiel ihm etwas ein. Sich hastig umwendend, flüsterte er seinem Freunde zu: „Ich heiße Doktor Huber!“, warf dem sie bewillkommenden Diener mit vornehmem Schwung die Straßenkleider zu und betrat, den Dreispiz unterm Arm, als die Flügeltür sich vor ihm öffnete, in voller Unbefangenheit einen in hellem Kerzenlicht erstrahenden Salon. Eine elegant gekleidete

Gesellschaft war lautlos dort versammelt, ganz dem Anhören des vorgetragenen Liedes hingegeben.

Erstaunte Blicke kehrten sich dem Unbekannten zu, während andere Maler Kraus vertraulich zunichten.

Die fremden Menschen konnten Goethe wenig behelligen. Er hatte nur Augen für die graziöse Gestalt der neben dem Spinett stehenden blutjungen Sängerin, deren anmütig aufgestecktes Haar, unter leichter Puderbedeckung, das ursprüngliche Blond mild hervorstrahlen ließ. Auch sie schien den leise eingetretenen Fremdling mit flüchtigem Blick wahrzunehmen — ein rosiges Hauch der Verlegenheit flog über ihr liebliches Antlitz — doch, ohne sich stören zu lassen, brachte sie beherzt ihren Liedvortrag zum Abschluß.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir Deine Hand!
Und das Band, das uns verbindet,
Sei kein schwaches Rosenband!

Reicher Applaus von allen Seiten belohnte die mit hurtigem Knixen anmütsvoll dankende junge Dame. Doch schien sie die besondere Huldigung eines fast aufdringlich auf sie zueilenden jungen Herrn wenig zu beachten. Ihre neugierigen Augen schweiften vielmehr zu ihrer in der Mitte des Kanapees zwischen zwei alten Sauten thronenden Mutter hinüber, vor der der interessante Eindringling soeben von Maler Kraus als irgendein „Doktor Huber“ präsentiert wurde. Aber trotz des unbedeutenden Namens schien der sicher auftretende junge Herr in den Augen der gestrengen Mama Schönemann bestens zu passieren. Sie lächelte ihn ungemein huldvoll an, nahm gnädig einen

exakt ausgeführten Handkuß entgegen und winkte dann ihre Tochter „Liese“ herbei, um ihr den neuen Gast gleichfalls zu präsentieren.

Goethe stand dem schönen blonden Mädchen gegenüber. Und während die Lippen, wie die Höflichkeit es forderte, ein paar abgezirkelte Komplimente murmelten, versenkten die Augen sich in die mit anmutigem Kopfneigen dankende Gestalt der ziervollen Erscheinung. Welch reine entzückende Natürlichkeit lugte da hinter einer gesellschaftlich zurechtgestutzten Wohlerzogenheit hervor! Für den Dichter war die künstliche äußere Schale wesenlos. Disinctorisch erschloß sich ihm die knospenhafte Schönheit einer jugendlichen Mädchenblüte, wie er sie in solch berückender Unschuld und Lieblichkeit noch niemals wahrgenommen zu haben. Als aber gar die Schöne die Augen aufschlug und mit einem wonnig-karen Blick ihrer veilschönenblauen Sterne ihm entgegenstrahlte, fühlte er solch starke innere Bewegung, daß er mit Mühe an sich halten mußte, um in den gebotenen Formen rein gesellschaftlicher Artigkeit zu verharren. So ungestüm hämmerte es in ihm, daß er am liebsten wie ein Armensch seine selige Überraschung hinausgeschrien, das herauschende Geschöpf mit seinen Armen ergriffen und gleichsam, als seine Beute, hinausgetragen hätte. Kaum wußte er, was er sprach, noch was er hörte. Er lauschte nur entzückt dem silberhellen Klang der ungetrübten Mädchenstimme, die mit Glöckchenreinheit verwirrend an sein Ohr schlug.

Doch, es wäre unschicklich gewesen, als Neueingeführter der Gesellschaft sogleich die Hausochter gleichsam mit Beschlag zu belegen. Wie ein mahnender Engel war Freund Kraus neben ihm aufgetaucht, faßte ihn am

Armel, zog ihn hinweg und stellte den Widerstandslosen, nur mit einiger Mühe sich Sammelnden, noch einer Reihe weiterer Persönlichkeiten, als seinen Freund Dr. Huber, vor. Goethe vernahm lauter Namen, die in der Frankfurter Gesellschaft vornehmen Klang hatten, und blickte in selbstbewusste, wohlgenährte, doch leider recht jugendmäßige Gesichter. Es wimmelte von würdevoll herausstapfierten Darkeln und Lauten, die mit abgemessener Gnädigkeit, einige konventionell zuvorkommend, andere hochnäsfig-herablassend, seine Begrüßung entgegennahmen. Auch die jüngeren Herrschaften gefielen sich zumeist in gespreiztem Getue, wofern sie nicht wie ein gewisser Herr Jacques Manskopf, Direktorial-Adjunkt beim städtischen Magistrat — derselbe, der vorhin Fräulein Liese so aufdringlich applandiert hatte — eine wenig angebrachte Betulichkeit an den Tag legten. Goethe fühlte sich unbehaglich und wie unter lauter Fremden, die ihn nicht das mindeste angingen. Wäre nicht das schöne blonde Mädchen gewesen, das ihn so gefesselt hätte, er wäre am liebsten gleich wieder auf und davon gegangen.

Unwillkürlich suchte er sie mit seinen Augen. Da stand sie in einem Kreise schwazgender Nichtse, lächelte bezaubernd vor sich hin, und ließ gleich ihm die Augen unbeachtet umhergehen, bis sie mit den seinen sich verfingen. Ein rascher Blick, ein verstehender Gruß — dann kehrten sich die Augen wieder ab.

Soviel hätten sie einander zu sagen gehabt. Doch in dieser Umgebung war dies nicht möglich. So begaben sie sich in eine Unterhaltung über Musik. Und waren beiderseits begeistert, schon auf diesem Gebiete einander gleichfühlend zu begegnen. Im Nu waren sie miteinander

einig, daß man den so vielgefeierten und verhätſchelten Georg Wilhelm Telemann, für den die Mütter ſchwärmten und der eine Frankfurter Lokalgröße war, kaum noch anhören konnte. Am ſchönſten und urſprünglichſten war doch eigentlich ſtets die italieniſche Muſik. Aber da war nun das neue deutſche Originalgenie aufgetaucht, das es dreißt mit jedem Italiener aufnehmen konnte, dieſer entzückende junge Wiener oder Salzburger, der Wolfgang Amadée Mozart — ach, für den mußte man unbedingt ſchwärmen! Fräulein Lieſe Schönemann wurde ganz warm, wenn ſie von ihm ſprach. Sie kannte auch bereits Liedchen von ihm und ſang ſie beſonders gern. Eines ſtammte von demſelben jungen Dichter, von dem ſie vorhin eines geſungen hatte. Da bat Goethe ſie, warm und innig, doch auch dieſes Lied noch freundlichſt vortragen zu wollen. Er habe gleichfalls von dem jungen Dichter bereits gehört; es ſolle eine ganz anſprechende Begabung ſein.

„Es iſt ein Hieſiger“, ertönte neben ihnen eine ſelbſtgefällige Meckerſtimme. Schau an, abermals der, wie es ſchien, unvermeidliche Herr Jaques Manſkopf, der, als ein weitläufiger Couſin des Hauſes, ſich beſondere Wichtigkeit beizumessen ſchien! Gleich bot dieſer ſich an, den neuen Liedervortrag zu inſzenieren. Geſleißentlich holte er den braven Onkel Bernard herbei, um ſeine Nichte zu „accompagnieren“, und ließ es ſich nicht nehmen, zuvorkommend den Flügel des Spinetts eigenhändig aufzuklappen.

Goethe blickte darüber hinweg und hing mit ſeinen Augen deſto mehr an jeder Bewegung der anmutvollen Blondine, wie ſie zum Inſtrument hinschritt; wie ſie mit leiſer Hand in den Noten blättert; ſich dann mit ihrem

Partner flüchtig verständigte; und nun in heiterer Natürlichkeit dastand, um zu beginnen.

O süße, kleine, helle Stimme, die wie aus einer Vogelkehle emporflatterte und den ganzen Raum mit Wonne erfüllte!

Goethe stand wie gebannt, obwohl innerlich aufs tiefste gerührt. Ja, das waren abermals seine Worte. Doch sie wehten wie von weit, weit her zu ihm herüber.

Ein Veilchen auf der Wiese stand,
Gebückt in sich und unbekannt,
Es war ein herzig Veilchen.

Hatte er wirklich einmal in solchen Empfindungen geschwelgt? Nun erschien ihm eher die Sängerin als holdes, herziges Veilchen, das um seinen Duft und um seine Schönheit nicht wußte und dennoch alle Welt damit beglückte. Ganz weh wurde ihm zumute, als das liebe Veilchen sich von den Füßen der übermütigen jungen Schäferin demütig zertreten ließ.

Die Gesellschaft hatte zum Theil nur zerstreut zugehört. Einige hatten die Köpfe zusammengesteckt und geflüstert. Nach dem üblichen Beifallklatschen trat eine etwas betretene Pause ein. Goethe fühlte, wie Blicke auf ihn gerichtet waren, als er, nicht völlig frei, auf Demoiselle Schönemann zutrat, deren Hand ergriff und, in unwillkürlich dankbarer Rührung, diese mit den Lippen berührte.

„Sollte der Dichter des Liebes nicht zufällig in unserer Mitte weilen?“ hörte er plötzlich fragen.

Als er sich umkehrte, begegnete er dem forschenden, doch nicht unfreundlich auf ihn gerichteten Blick des Dußels Bernard.

Einen Augenblick lang erschrak er. Dann, einen Schritt vortretend, verbogte er sich leicht und sagte, nun mit voller Unbefangtheit:

„Ja, ich bin es, Doktor Goethe.“

Ein Wispern entstand, „Der Dichter des Werther!“ „Des Götz von Berlichingen!“ „Von dem soviel Gerede gemacht wird, — soviel Spektakel!“ Und schöne Blicke musterten das eingedrungene Wundertier.

Mama Schönemann aber ging beherzt auf Goethe zu, schüttelte ihm die Hand und versetzte lachend:

„Eigentlich sollte ich ja schmollen über die Mystifikation, die man sich in meinem Hause mit mir erlaubt hat. Weil aber der vielgenannte Dichter Goethe ein so manierlicher und höflicher junger Mann ist und aus ehrenwerter Frankfurter Familie stammt, wollen wir ihn herzlich willkommen heißen.“

„Ich bin glücklich, Madame“, stammelte der Angeredete und drückte auf die Hand der freundlichen Gastspenderin einen heißen Dankeskuß, bis sich diese solch feurriger Huldigung lächelnd entzog.

Sodial trat nun auch Onkel Bernard auf Goethe zu und schüttelte ihm die Hand.

„Also, Herr Dichter, ich bin ein wenig Musiker, ein ganz kleiner nur, immerhin auch sozusagen ein Musensohn, und weiß darum die Ehre doppelt zu schätzen, einen so verheißungsvollen und, ich wage das Wort: berühmten — jungen Poeten in unserem Kreise zu begrüßen.“

Es kamen auch noch andere heran, die Berühmtheit näher zu begucken und sich selbst dabei anzuspieren. Doch

was kummerten den jungen Dichter diese zudringlichen Menschen? Was kummerten ihn erst recht jene anderen, die fernblieben, in den Ecken standen und scheele Blicke zu ihm hinwarfen? Er sah sie alle gar nicht. Er sah nur die eine, die von Anfang an seine Blicke gefesselt hatte und von der er etwas wie schenes, feines Einverständnis ihm entgegenatmen spürte. Unwillkürlich suchte er sie immer wieder auf, und auch sie, obwohl befangener als vorher, wich seiner Nähe nicht aus. Mit geisterhaft feinem Unterscheidungsvermögen glaubte er gleichsam ihr klopfendes Herzchen zu hören.

Mit fröhlichem Ah! begrüßt, wurde eine dampfende Punschbowle in den Salon getragen und die Hausfrau selbst stellte sich dabei auf und schöpfte mit einem silbernen Schöpflöffel in die hingestreckten Gläser. Alle drängten sich munter zu.

„Jetzt aufgepaßt, meine Herrschaften! In wenigen Minuten ist Mitternacht. Dann begrüßen wir alle miteinander das neue Jahr. Möge 1775 uns allen recht viel Schönes bringen!“

Die frische Stimme war kaum verhallt, da dröhnten schon von der nahen Katharinenkirche zwölf dunkle, bedächtige Schläge, die ehrfürchtig mitgezählt wurden. Goethe stand neben der lieblichen Haustochter, deren Wangen sich in kindlicher Erwartung hochrot gefärbt hatten. Und als er beim letzten Glockenschlage mit ihr anstieß, da war ihm, als ob in seinem Herzen etwas Schicksalhaftes sich rege und als ob er seinem Stern dankbar sein dürfe, für dasjenige, was er ihm zum kommenden Jahre als Verheißung aufsteigen ließ.

Im Poetenstübchen

Ein kühl-blauer Mondschein durchsilberte den mittleren Teil der Stube, als Goethe hastig eintrat, den Mantel in kühnem Schwunge aufs Bett warf und dann mit einem ihn mächtig durchströmenden Glücksgefühl auf einen Stuhl sank.

Er schloß die Augen — da stand sie vor ihm!

Ganzt-lächelnd schaute sie ihn an. Aus ihren blauen Augen brach ein milder Strahl. Doch ein kichernder Schalk flog durch die Grübchen ihrer Wangen. Und liebevoller Spott versteckte sich in den Winkeln ihrer feingeschwungenen Lippen. Hatte sie seine Verliebtheit erkannt und vergnügte sich darüber nach Mädchenart? Er wollte sich mit Stolz dawider wappnen. Da senkte sie in demütiger Lieblichkeit das Köpfchen und ihre hängenden Arme und wehrlosen Hände sprachen: Nimm mich hin!

Goethe sprang empor und riß die Augen auf. Da war das holde Phantom zerronnen. Sein leeres Zimmer lag vor ihm, mit all den bekannten Möbelstücken, Büchern und Papieren, und bloß der liebe Mondschein kletterte, als von außen hereinkommender Gast, gleichmütig darauf umher.

Was war nur mit ihm geschehen?

War sein unruhvolles Herz abermals in einen unabsehbar neuen Liebeswirbel hineingerissen worden? Und völlig machtlos trieb er darin umher? Er hatte sich doch mit heiligen Eiden geschworen, nun ganz allen „Weibergeschichten“ fernzubleiben und hier in seiner Klausur einen gottwohlgefälligen Poetenwandel zu führen! Ja, da spottete er bereits über sich selbst! Seine Muse war ein

widerspenstiges Frauenzimmer, das sich nicht kommandieren ließ. Die würde ihm glatt jede Gefolgschaft verweigern, wenn er sie etwa durch Enthaltensübungen ins Geschirr nehmen wollte. Dichten ist keine Mönchsarbeit! rief sie ihm zu. Summe Dich fein im Leben herum und laß Dein Herz wie ein loses wildes Füllen üppig umherjagen — so will ich mich gern vor Dir entschleiern! — O diese eigenwillige Muse, die so jeden „vernünftigen“ Lebensplan selbstherrlich zerstörte! Trotzdem, er mußte ihr folgen — und — — folgte ihr, ach so gern!

Seltam! Alle die Stauungen, unter denen er in den letzten Wochen so empfindsam gelitten hatte, sie waren wie mit einem Schlage dahin, wo jetzt sein Blut in neue Wallung gekommen war und ein lockendes Liebeslicht froh vor ihm aufblitzte! Warum sollte er sich weiter in pessimistische Gedankengänge vergraben, wo das Leben ihm neue Blumenkränze zuwarf? Mochte noch vieles durchzufechten sein, dem wollte er sich gewiß nicht entziehen! Einweilen fühlte er seine Pulse hoffnungsvoll belebt durch den Glanz zweier Veilchenaugen, die ihn hell und innig anstrahlten. Er verdiente ja nicht, ein Dichter zu heißen, wenn er davor die Blicke niederschlagen und sich in das eintönige Grau spinnwebiger Stubengedanken flüchten und einsperren lassen wollte!

Freilich, die Welt forderte, daß er, mit fünfundzwanzig Jahren, nun endlich ein „Mann“ werden und einen bürgerlichen Beruf pflichtgemäß ausfüllen sollte. Immer noch steckte er in lauter Spannungen, die ihn bald hier, bald dorthin zerrten und ihn nirgendwo zur Ruhe und Stetigkeit kommen ließen. Gewiß, er fühlte, solch ein Ausgleich mußte einmal kommen. Nur durfte er ihn

nicht erzwingen wollen — allzuviel, was als lebenskräftiger Keim in ihm sich regte, hätte dabei zertreten werden müssen. Und alle seine Kräfte — auch die regellos wuchernden — und diese vielleicht erst recht, weil sie eigenartige Entwicklung verhießen — wollte er zur Reife kommen lassen. Er war nicht der Mensch, der sich an kahle Pflichten binden konnte. Dabei hätte er in Grund und Boden verkümmern müssen. Wo nicht die allmächtige Macht der Liebe ihn trieb — einer Liebe, die Natur und Weltall ebenso wie die von ihm auserwählten Menschen umfaßte —, wo dieser Impuls nicht in ihm mächtig ward, da war er tot, weil alle innere Zeugungskraft in ihm gelähmt war!

Ja, er durfte dem neuen Gefühl sich überlassen! Und wahrlich, er wollte es tun und durch keine Art von Selbstquälerei oder von äußerem Dreinschwagen sich abhalten lassen, so glücklich zu werden, wie er eben vermochte!

„Lili! Lili!“ rief er, breitete die Arme aus und preßte sie heiß wieder an die Brust. Als umarme er eine leidhaftige Geliebte! Wie toller Glücksransch überkam es ihn. Die ganze Stube tanzte um ihn her.

Da hatte er ihren Namen gesprochen, den er bei sich für sie gefunden — statt des allzu alltäglichen „Liese“, wie sie daheim gerufen wurde. Für ihn mußte sie anders heißen als für jedermann. Erst dann wurde sie ganz, wie er sie haben wollte, die Seine! „Lili! Lili!“

Es drängte ihn aufs neue sehnsüchtig zu ihr hin. Er trat ans Fenster, öffnete es und blickte hinaus. Weite, helle Winternacht quoll ihm entgegen, ruhte silbrig über Höfen und Dächern. Ob wohl das Haus, das in der Ferne auftrug, ihr Haus war? Das Haus „Am Lieben-

ect“, wie es beziehungsweise hieß? Er glaubte bestimmt, es zu kennen. Dann konnte jenes einzelne im Mondlicht hell leuchtende Fenster — das hoch oben — gar ihr Fenster sein, hinter welchem sie schlief! Wie herrlich, es sich zu denken! Er glaubte, sie zu erblicken, wie sie im Bett lag, weich zugedeckt bis zum Halse, so daß nur das süße, kindliche Köpfchen, umringelt vom Blondhaar, aus den Rissen hervorlugte. Sanft und ruhig gingen ihre Atemzüge, in der Unschuld eines guten Gewissens — nur um die Lippen schwebte, das glaubte er genau zu sehen, ein glückhaftes Lächeln.

Wohnte wohl auch in ihrem still bewegten Herzen etwas wie Ahnung von kommendem Glück?

Reglos stand er am offenen Fenster und starrte in die Nacht hinaus. Kalter Hauch fächelte um seine Schläfen, den er nicht verspürte. Er schlief beinahe, mit offenen Augen, stehend wie eine Bildsäule. Minuten mochten vergangen sein, ehe es dazu kam, daß ein leiser Schauer durch ihn hinstrich. Das war wie ein müdes Erwachen. Verwundert trat er ins Zimmer zurück und schloß das Fenster.

Also zu Bett gehen! Es mochte auf die dritte Nachtsstunde zueilen. Mechanisch begann er sich anzukleiden. Saß dann in Eskarpins und Hemd eine Zeitlang auf dem Bettrand und lächelte verträumt in sich hinein.

Morgen schon, gleich morgen mußte er sie wiedersehen!

Jrgendwie würde sich das schon erreichen lassen.

Jedenfalls mußte es sein!

Diesen Entschluß gefaßt, durfte er jetzt schlafen gehen. Behaglich in seine Decke eingewickelt, streckte er sich im Bett aus. Noch sumimte allerlei um ihn her, Beglücken-

des und auch Bedrängendes: doch das focht ihn nicht mehr an. Was sollte denn wohl die Bangigkeit? Seinem Schicksal, seinem Stern wollte er vertrauen. Ungewissheiten gab es stets im menschlichen Leben. Er für sein Teil war jetzt glücklich. Wollte es sein.

Lilis Gestalt flog noch einmal, lächelnd, engelhaft, an ihm vorüber. Golden bligte ihr Haar.

Wie weiche Fittiche legte es sich ihm auf Brust und auf Schläfen.

Ganz leise nur pochte sein Herz.

Und während er hinüberglitt, in ein Reich tiefer Versunkenheiten, formten seine Lippen, schier unbewußt und lautlos, einen hingehauchten Satz:

„Herz, mein Herz, was soll das geben?“

Vater und Mutter

Gravitätisch saß Herr kaiserlicher Rat Johann Kaspar Goethe in seinem Lehnstuhl und schlürfte bedächtig seine Morgenschokolade aus seiner geblümter Porzellانتasse. Vor ihm, auf den Knien, lag die neueste Nummer der „Frag- und Anzeigungsnachrichten“ der würdigen freien Reichsstadt Frankfurt am Main. Weitsichtig, wie er war, studierte er, da er die Brille grundsätzlich verschmähte, aus solch weiter Entfernung die Neuigkeiten des Tages.

Ihm gegenüber hatte, sittsam und still, doch mit einem unverwischbar heiteren Schimmer auf dem noch jugendlichen Antlitz, seine Gattin Platz genommen, die Frankfurter Schultheißentochter Katharina Elisabeth, geborene

Lektor. Sie war um einundzwanzig Jahre jünger als ihr bereits fünfundsechzigjähriger gestrenger Cheherr, in dessen Gegenwart sie einen gewissen Anflug von beinahe ängstlicher, wenn auch mit List gepaarter Unterwürfigkeit kaum ganz verwinden konnte. Auch jetzt sprach sie, nachdem sie das Frühstück bereits beendet hatte, nur im leisesten Flüsterton mit der zu ihr hingeneigten Mamsell, die ihr das Abrechnungsbuch gereicht hatte, um die gemachten Ausgaben zu überprüfen und weiter notwendige Wirtschaftseinkäufe einzutragen.

Eine Weile dauerte schon das Gewisper hin und her.

Der Herr Rat hatte schon zweimal mit der Zeitung gerauscht, zum Zeichen, daß er nicht gestört sein wollte. Jetzt ließ er knurrend sich vernehmen:

„Hat denn das Weibergetratsch noch immer nicht ein Ende. Möchte wohl wissen, was das Frauenzimmer unablässig miteinander zu tuscheln hat!“

Die Mamsell machte erschrockene Kullerangen, raunte hastig noch ein paar Brocken der Frau Rätin kaum hörbar ins Ohr, klappte das Haushaltungsbuch dienstfertig zu, knigte devot und schlüpfte aus dem Zimmer.

Frau Elisabeth blieb ruhig auf ihrem Stuhle sitzen und blickte den Gatten fragend und fast ein wenig spöttisch an.

„Und wo steckt der Herr Filius?“ polterte dieser weiter los. „Nenn Uhr hat's geschlagen und Seine Doktorliche Gnaden haben es noch nicht für nötig befunden, am Frühstückstisch zu erscheinen, geschweige denn seinen Anwaltpflichten nachzugehen!“

„Du vergißt, Vater“, klang es geschmeidig zurück, „daß heute Neujahrstag, also ein Feiertag ist, wo die Kanzleien geschlossen sind.“

„Das Recht geht unaufhörlich seinen Gang“, knurrte der Alte dagegen. „Wenn man nicht täglich auf der Schanze steht, werden bald das Unrecht und das Laster triumphieren. Da ist des Lumann sel. Wittib: die wird, weil sie, was ihr gutes Recht ist, zu einer neuen Ehe schreiten will, von ihrem habgierigen Sohne unaufhörlich bedrängt. Soll die arme Frau vielleicht das Nachsehen haben, weil ihr Herr Anwalt sich nicht um sie bekümmert? Oder soll —?“

„Da kommt der Wolfgang! Trag ihm Deine Klagen selber vor!“ Nicht ohne heimliches Triumphgefühl warf Frau Elisabeth dies ihrem Gatten entgegen.

„Guten Morgen, liebe Eltern! Vor allem wünsch ich Euch beiden ein glückliches und fröhliches neues Jahr!“

Mit diesen Worten war der Sohn Wolfgang eingetreten, licht und heiter, daß die Sonne gleich heller zu scheinen schien. Er küßte die erstrahlende Mutter auf die helle, faltenlose Stirn und den Vater auf die breite Hand und saß dann so aufgeräumt und unbefangen am gedeckten Tisch, als habe er von dem kleinen Zwist, der feinetwegen ausgebrochen war, nicht das mindeste geahnt. Er ließ sich von der Mutter Schokolade reichen, suchte sich mit geübten Fingern ein paar knusprige Stücke Gebäck heraus, vertiefte sich mit Andacht in sein Frühstück und begann heiter von hunderterlei Dingen zu schwätzen, des öfteren mit possierlichen Wendungen, die der Mutter ein herzhaftes Lachen und selbst dem Vater ein gönnerhaftes Schmunzeln entlockten.

Aber der Herr kaiserliche Rat wälzte trotzdem in seinem schweren Gemüt die vielfältigen Besorgnisse, die er seines Sohnes wegen zu hegen sich nicht enthalten konnte. Und

so rückte er denn unversehens und unermittelt in seiner berben Art damit heraus und heischte in ziemlich ungemüthlichem Ton Antwort auf seine Fragen.

Die Mutter, ein wenig erschrocken, machte ihrem Liebling heimliche Zeichen, daß er sich nicht ärgern und vor allem nicht scharfe Erwiderungen geben möchte. Doch dieser schien dessen gar nicht zu bedürfen. Er verstand es in ausgezeichneter Selbstbeherrschung, dem Vater in bescheidener und zugleich fester Art zu antworten. Er wußte ihm sogar Dank für die vielfältige und geringespendete Beihilfe, die er von dem in juristischen Dingen wohlbewanderten Herrn Rat in seiner Advokaturspraxis fortlaufend empfing und die ihm sein Arbeiten und Auftreten ganz wesentlich erleichterte.

„Nun ja, ist ja schon gut, schon gut“, lenkte der Alte ein. „Aber mein Sohn muß doch auch daran denken, daß er mal einen Hausstand begründen soll und daß das ewige Herumflaniere —“

„Aber Vater“, unterbrach die Mutter. „Sie dürfen doch auch nicht ungerecht sein. Unser Wolfgang hat nun mal solch herrliche Gottesgaben mitbekommen und deshalb suchen ihn die Menschen und verehren ihn. War doch selbst der gefeierte Messiasfänger, der Herr Klopstock aus Hamburg, erst vor wenigen Wochen unser Gast und hat den Wolfgang ganz wie seinesgleichen behandelt. Ja und auch fürstliche hohe Herrschaften, wie der Erbprinz von Sachsen-Weimar, als er mit seinem Hofstab hier durchreiste, hat den Wolfgang zu sich hinbefohlen und leutselig mit ihm verhandelt. Dem Mägchen Klinger, der doch auch ein Literat und Verfasser von Theaterstücken ist, ist das nicht passiert!“

„Mutter, Mutter, was bläbst Du Dich nur so vor Eitelkeit“, unterbrach sie Wolfgang lachend. „Fürstliche Persönlichkeiten, wenn man sie ein wenig bei Licht betrachtet, sind genau solche Menschen wie unsereiner und im Grunde froh, wenn man sie ein wenig feierlich nimmt. Ich tue mir weit mehr darauf zugute, daß ein Lavater, ein Merck und gar ein Herder mich ihrer Freundschaft würdigen und finden, daß ich ihnen mit meiner aufgeräumten Art und meinem bescheidenen Wissen etwas zu geben vermöge.“

„Mag dem sein, wie ihm wolle“, hub jetzt der Vater gewichtig wieder an. „Gute und geistvolle Gesellen zu haben, ist gewiß recht schön, ich weiß sie genügend zu schätzen, aber sie dürfen einen jungen Mann nicht von seinen ernsteren Pflichten abhalten. Ich frene mich ja selbst, daß unser Wolfgang solch hübsche Talente hat, und von mir aus soll er sie pflegen. Jedoch Hauptsache bleibt Hauptsache und das ist hier die Anwaltspraxis. Gott sei's geklagt, ich selbst habe, durch widrige Umstände veranlaßt, einen derartigen zwar mühevollen, doch Ehre bringenden Lebensweg mir nicht öffnen können. Ich habe mich, wohl oder übel, mein Lebtag auf die Rolle eines Zuschauers beschränken müssen. Aber mein Sohn soll mir kräftig ins Leben hinaus, soll sich eine angesehene Stellung gründen und im Räte der Männer etwas bedeuten. Er hat das Zeug dazu und darum ist ihm von Gott aus geboten, mit seinem Pfunde nach besten Kräften zu wuchern.“

„Dazu sage ich Ja und Amen!“ bekräftigte der Sohn. „Ich kenne keinen höheren Wunsch, als alle meine Fähig-

keiten zu Vollkommenheiten zu entwickeln und das volle Glück der Persönlichkeit zu genießen.“

Ihn traf ein etwas mißtrauischer Blick des Vaters.

„Hört sich gut, aber doch ein wenig zweideutig an“, ließ der sich wüchtig vernehmen. „Mit dem Wort „Persönlichkeit“ oder gar „Genie“ wird heute ein derartiger Schwindel getrieben, daß ein ehrlicher Christenmensch sich darüber bekrenzen möchte. Ich möchte nicht, daß mein Sohn sich allzusehr damit befaßt. Noch steht Er pekuniär nicht auf eigenen Füßen und darum soll Er vor allem daran denken, sich in der Hinsicht selbständig zu machen — um schließlich durch eine bürgerlich-wohlstandige Heirat seine Position weiter zu befestigen. Wie steht denn eigentlich die Sache mit der Jungfer Susanne Magdalene Münch, die Ihm durchs Mariage-Spiel zugesprochen wurde und die ich recht bald als meine Schwiegertochter zu begrüßen hoffe?“

Jung-Wolfgang biß sich voll Arger auf die Lippen.

„Ich hatte nicht erwarten können“, ließ er betreten sich vernehmen, „daß der Herr Vater allen Ernstes noch daran denkt. Ich hielt es längst für eine abgetane Sache.“

„Was, abgetan?“ branste der Vater auf. „Nichts ist hier abgetan! Erst kürzlich wieder haben zwischen den beiden Familien Verhandlungen stattgefunden, und Jungfer Lenchen, ein so braves, tüchtiges, bescheidenes Kind, hat ausdrücklich ihre ernstgemeinte Zustimmung zu der verabredeten Partie bekundet.“

„Ja, Lenchen liebt Dich“, bestätigte die Mutter. „Sie spricht niemals ohne Erröten von Dir. Und, ich spür's ihr an, sie leidet darunter, daß Du Dich so wenig um sie kümmerst.“

„Das bedanere ich aufrichtig, denn dann wird sie wohl weiter leiden müssen. Ich denke nicht im mindesten daran, sie zu meiner Frau zu machen!“ Wolfgang sprach mit solcher Entschiedenheit, daß beide Eltern unwillkürlich bedeutsame Blicke austauschten.

„Das wird sich der Herr Sohn noch überlegen“, erwiderte der Vater mit Autorität, doch nicht ganz so bestimmt, wie es sonst seine Art war. „Die Jungfer Münch paßt Seinen Eltern ausgezeichnet – und bisher wenigstens war es Sitte, daß die Eltern bei der Heiratswahl ihrer Kinder ein Wörtlein mitzureden hatten. Seine Schwester Cornelia hat auch den braven Schlosser nicht allzu gern genommen. Aber schließlich hat sie es als gehorsame Tochter doch getan. Und hat ihr Glück dabei gemacht.“

„Allzuviel Glück verraten ihre Briefe eben nicht“, trozte der Sohn.

„Das sind Weiberklagen“, schnitt der Vater ab. „Die vernimmt man alle Tage. Die hören von selbst auf, wenn erst Kinder da sind und dann ein ernster Pflichtenkreis beginnt.“

„Ja, die Kinder machen unser Glück aus“, beteuerte die Mutter mit Überzeugung und blickte ihren Sohn zärtlich an. „Was hätten wir armen Weiber bloß, wenn nicht die Sonne unserer Kleinen und die Sorge darum wären!“

„Und wenn die Kleinen groß geworden sind, scheint dann die Sonne nicht mehr und regiert allein die Sorge?“ neckte Wolfgang.

„Ach geh, Du Schlimmer!“ lächelte drohend die Mutter. „Du weißt nur zu gut, wie Deine Mutter auch jetzt noch – und vielleicht gerade erst recht jetzt – an

Dir hängt! Viel zu schwach ist sie vor lauter Liebe Dir gegenüber und verwöhnt Dich über die Maßen!“

„Der Hätschelhans!“ spottete der Vater.

„Ja, laß mir die Freude, ihn ein wenig zu hätscheln. Wenn er's auch kaum genügend dankt, so sehe ich doch, wie er gedeiht und wie's ihm wohl ergeht!“

Frau Rat erhob sich und schloß ihren Wolfgang in die Arme. Dieser ließ sich die mütterliche Zärtlichkeit, gutmütig wie ein großer Hund die Liebkosung seiner Herrin, gefallen. Dann aber nahm er Anlaß, sich zu empfehlen. Derlei Familienszenen waren im ganzen nicht sein Geschmack.

Im Vorübergehen

Emporgestiegen in sein Arbeitszimmer, schritt der junge Doktor der Rechte eine Zeitlang auf und ab, sinnend, was er jetzt beginnen solle. Prozeßakten, die er, dem Vater zuliebe, anfangs in die Hand genommen hatte, schob er alsbald mißmütig beiseite. Zu derlei war er jetzt am allerwenigsten aufgelegt. Sollte er seine Poetereien wieder aufnehmen? Den Faust? Den Cäsar? Den Prometheus? Auch danach stand ihm seltsamerweise wenig der Sinn. Das Blut jagte ihm zu unruhig durch die Adern. Gedankenvoll stellte er sich vor seine Staffelei und fing an zu zeichnen. Ein paar Striche aufs Geratewohl. Was wurde daraus? Ein Frauenkopf? Warum nicht gar! Doch so ins allgemeine wollte er auch nicht zeichnen. Bestimmtere Züge mußte er sich schon vornehmen. Was für Züge mochten das wohl sein? Noch wollte er sich's nicht

gestehen. Aber die Hand war ehrlicher als der Kopf und suchte emsig nach einem gewissen Profil. Einem Profil holder junger Mädchenzüge. Diese Nacht erst hatte er sich daran entzückt. Doch nun wollten diese süßen Züge den Zeichenversuchen sich nicht bequemen. Es kam stets etwas Fremdes hinein. Etwas Steifes, Trockenes, Un-tägliches. Abscheulich, das! Verdrießlich riß er den Bogen herunter und warf ihn zerknittert in die Ecke. Nein, so ging das nicht!

Aberhaupt die ganze Stube und Stubenluft waren ihm zuwider! „Verfluchtes dumpfes Mauerloch!“ murmelte er in sich hinein. Dann griff er hastig nach Hut und Mantel und stürmte hinaus.

Da war er also wieder auf der Straße. Mochten die Füße gehen, wohin sie wollten! Er ließ sich treiben. Die Januarmorgenluft wehte ihm erfrischend um die Schläfen. Er trug den Hut in der Hand und schritt fürbaß.

Um die Ecke herum. Nochmals um die Ecke. Da stand er vor ihrem Haus.

Er wollte vorüberreiten. Er konnte nicht. Er mußte stehenbleiben und emporstarren. Drei Stockwerke und noch ein Dachgiebelaufsatz! So stolz residierte die Bankfirma Schönemann & Wegelin, in dessen Vorstand Lilis Mutter, die geborene d'Orville, als Mitinhaberin ein gewichtiges Wort mitzureden hatte.

Das Haustor stand offen. Er guckte hinein. Dann stand er auf dem Vorplatz mit der schmucken gewundenen Staatstreppe im Hintergrunde. Doch hinaufzugehen getraute er sich nicht. So früh sich wieder blicken zu lassen, wäre unschicklich gewesen. Indes da lockte hinten ein

Pförtchen, das zum Hofe führte. Neugierig öffnete er es und trat hinaus.

Verwundert blieb er stehen. Im Halbstock hörte er Frauenstimmen. Eine tiefere, mächtigere, die zu schelten schien — er glaubte Frau Schönemann zu erkennen — und eine hellere, kindliche: die konnte nur seiner Lili gehören. Die Mutter schien der Tochter Vorhaltungen zu machen, daß sie das Leben zu zimperlich anfasse und sich zuviel an Firlefanzereien verlöre. Sie in ihrer Jugend sei resoluter gewesen und habe es deshalb auch zu etwas gebracht. Eine tüchtige Geschäftsfrau sei sie geworden, die selbst Männer im Zuge zu halten wisse. Das solle ihr das Töchterlein mal nachmachen. Aber das habe lauter Ländeleien im Kopfe. Schwach verteidigte sich dagegen das liebe Stimmchen. Dann kam noch einmal die hochfahrende Stimme der Mutter und dann schlug eine Tür zu.

Stille. Nur leise durchbebt durch ein verhaltenes Schluchzen oder Weinen.

Der junge Lauscher fühlte sein Herz schlagen. Er erspähte ein Seitentürlein und eine Hintertreppe und, als ob das nicht anders sein könnte, stieg er hinauf. Plötzlich stand er vor einem offenen Raum, der angefüllt war mit aufgestapelten Küchen- und Hausvorräten, und mitten darin, in einem bescheidenen Hauskleidchen, stand das liebe Mädchen, sie, seine Lili! Soeben trocknete sie sich mit einem Tüchlein das letzte Tränchen aus dem Auge. Ihr ganzes weiches Gesichtchen brannte in kindhaft entflammtem Rot.

Wortlos blieb er stehen und genoß verräterisch das liebliche Bild.

Da plötzlich bemerkte sie ihn, versteckte geschwind das Lächlein und starrte ihn an, mit offenstehendem Munde.

„Herr Doktor?“ stammelte sie. „Herr Doktor Goethe? Wo kommen Sie denn auf einmal her?“

„Verzeihen Sie gütigst, Mademoiselle“, stammelte der Ertrappte, „ich bin eigentlich wider Willen hier eingedrungen. Ich war auf den Hof geraten“, munter sprach er weiter, „hörte Stimmen oder glaubte welche zu hören — mir war, als klinge Ihre eigene helle Stimme mir entgegen — das zog mich die Treppenstufen hinauf — ja — und jetzt bin ich halt da!“

Mit einer höflichen Verbeugung trat er näher.

„Wie sonderbar!“ wunderte sich das Stimmchen. „Und da sind Sie jetzt hierher gekommen, in die Babellage?“

„Ja, man nennt es hierorts wohl die Babellage. Anderswo heißt es die Vorratskammer.“

„Wir sagen nie anders als Babellage. Eigentlich sollte ja hier die Mamsell walten. Aber die hat die Mama gehen lassen. Weil ich doch nun schon erwachsen bin, meint die Mama, daß sie mir die Babellage anvertrauen könnte. Sie tut's, sagt sie, aus Pädagogik. Ich soll lernen, wie man einen Haushalt führt.“

„Das ist sehr vernünftig von der Mama. Grade so würde meine Mutter auch denken — wenn ich nämlich ein Mädel wäre!“

„Der Herr Doktor als Hüter einer Babellage! Ist das aber drollig zu denken!“ Ein helles, naives Lachen entquoll den geöffneten Lippen des hübschen Mädchens. Und da hatten die anfangs ein wenig umflorten Blauaugen auch schon ihren gewohnten Glanz zurückgewonnen.

„Sie sind mir also nicht böse, daß ich hier eingedrungen bin?“ bettelte der junge Mann und machte ein höchst kokettes Armsündergesicht.

„Eigentlich sollte ich“, kam es wie überlegsam zurück. „Aber weil Sie nun schon einmal da sind, so seien Sie hübsch manierlich und leise, damit Sie sich hier nicht erwischen lassen.“

„Ich kann Ihnen ja ein wenig beim Sortieren der Vorräte helfen“, meinte lammsfromm der Eindringling.

„Auch das noch! Sie sind wirklich zu allem zu gebrauchen!“ Schelmisch bligten ihn die klaren Blauaugen an.

Er versuchte nun wirklich, sich nützlich zu machen. Räumte das eine fort, trug das andere herbei, rückte Gläser zusammen, häufte Säcklein aufeinander und war in allem so hurtig wie ein angelerntes Hausmädchen. Demoiselle Schönemann hatte ihre helle Freude daran.

Das gab ein Gezicher und geflüstertes Kommandieren, ein staunendes Loben und neckisches Schelten, und beim eiligen Hinundherlaufen konnte es nicht fehlen, daß die Körper zuweilen aneinanderstießen, die Füße sich begegneten, die Ellbogen kurze Freundschaft schlossen. Dem jungen Dichtersmann war dies alles ein Hochgenuß. Er fühlte sich in einer Rolle, die er mit Eifer durchführte. Und gleichzeitig spürte er sein Blut wärmer und wärmer werden. Und seine genießerischen Augen umschweiften das liebliche Mädchen, das sich gleich ihm emsig bewegte — bis es endlich wie erschöpft stille stand und die linke Hand auf das pochende Herz preßte.

Blutübergossen stand die Liebliche vor ihm und lachte ihn unschuldig an. Goldig flimmerten ihre Haare, in denen jetzt kein kleinstes Körnchen Puder lag.

Goethes Augen flammten auf und sein Herz pochte stürmisch wider die Brustwand. Sie an sich reißen, sie über und über mit glühenden Küssen bedecken! So sang es wogend in seinem Innern.

Mit Mühe legte er sich Zaum an. Wollte er sich etwa jede Möglichkeit, Lili für sich einzunehmen, durch törichtes Ungestüm verderben? War sie nicht gestern Nacht als vollendete Dame ihm gegenübergetreten, entzückend in der, trotz ihrer Jugend, so sicheren Art, mit der sie die Formen der guten Gesellschaft beherrschte. Und, ohne sich etwas zu vergeben, doch zugleich, was in ihrem Herzen vorging, anmutig erraten ließ?!

Sein Blut ebhte zurück. Ließ zarteren Empfindungen Raum, die mit ebensolcher Seligkeit, doch inniger, sehender, verehrender, in ihm emporwuchsen. Noch einmal umflossen seine Blicke die süße Wohlgestalt, die da in all ihrer Schönheit und Unschuld vor ihm stand, und nicht zu ahnen schien, welch innerer Kampf ihn soeben mit Heftigkeit durchschüttelt hatte.

„Demoiselle!“ stammelte er. „Demoiselle Lili, wie schön Sie sind!“

Klang das nun nicht doch wie ein Geständnis? Er hätte sich auf die Zunge beißen mögen, daß er so Unbeholfenes dahinplapperte! Jeder Ladenjüngling hätte das gleiche sagen können!

Aber Lili schien derlei Weihranch gewöhnt zu sein. Sie wunderte sich kaum — entschloß sich aber doch zu einer kleinen Abwehr.

Verschämt an sich herniederblickend, lispelte sie zaghaft:

„Was soll denn jetzt an mir so Schönes sein? Mein schlechtestes, gewöhnlichstes Arbeitskleidchen hab' ich an — gar nicht wert, vor so kritischen Augen sich blicken zu lassen!“ Dann, rasch ablenkend, fuhr sie fort: „Doch wie nennen Sie mich eigentlich? Lili? So heiße ich doch gar nicht!“

„Bei mir heißen Sie so“, versetzte er eilfertig. „Ich weiß, man nennt Sie sonst anders, mit einem trockenen Alltagsnamen, den jede tragen kann. Gönnen Sie mir die Freude, Sie ‚Lili‘ zu heißen — oder Belinde!“

„Auch das noch gar!“ lachte Liese Schönemann. „Sind Sie aber ein drolliger Mensch, Herr Doktor Goethe!“

„Mögen Sie mich drollig, mögen Sie mich verrückt, mögen Sie mich abscheulich finden — wofern ich Ihnen nur nicht gleichgültig bin!“

„Warum soll ich denn gerade an Ihnen ein besonderes Interesse nehmen, Herr Doktor?“ zierte sich schelmisch lächelnd Demoiselle Schönemann. „Ich kenne Sie doch erst seit gestern abend!“

„Und ich kenne Sie seit allen Ewigkeiten!“ fuhr es aus Goethe heraus. „Als ich Sie gestern abend zum ersten Male auf diesem Erdenstern erblickte, klang es in mir auf wie mächtiges Erinnern — und ich fühlte, daß wir uns vor Aonen schon einmal begegnet sein mußten, als selig beglückte, innig verbundene Menschenkinder!“

„Wie sprechen Sie zu mir?“ stammelte Lili, leise zürnend und doch innerlich geschmeichelt. „Welch sonderbare Sprache führen Sie? Ich verstehe Sie nicht — oder darf Sie nicht verstehen!“

„Was heißt hier dürfen? Ist nicht der Schlag unserer Herzen hier das einzig Wichtige?“ rief Goethe in Selbstvergessenheit. Dann rasch sich zügelnd, fuhr er fort: „Mißverstehen Sie mich nicht, liebes Fräulein Lili, ich will Sie nicht überrumpeln! Aber ich darf wohl glauben, daß gestern abend schon etwas anderes zwischen uns heimlich waltete, als alltägliches Sichkennenlernen. Mitten in dem Gewoge fremder, gleichgültiger Menschen, tat sich da nicht wie durch ein Wunder eine Gemeinsamkeit auf? Ein geheimnisvolles Einanderfinden, Einanderverstehen — selbst ohne Worte und über allen Worten — nur durch die Sprache der Augen und der Herzen?“

„Sie dichten sehr kühn, Herr Doktor Goethe“, spöttelte Lili. „Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll. Sie träumten vielleicht ein Gedicht. Aber wir leben hier doch in der Wirklichkeit!“

„Bei mir“, rief Goethe emphatisch, „ist noch stets die Wirklichkeit zum Gedicht geworden! Warum nicht also auch hier, wo alle guten Genien gnädig nicken?“

„Pfft, pfft! Sie sind so laut!“ machte Lili ein wenig erschrocken. „Und seien Sie nicht böse, wenn ich Sie bitte, sich jetzt zu entfernen! Ich möchte nicht, daß jemand Sie hier überraschte! —“ Dann, wie sich besinnend, fügte sie hinzu: „Und über das, was Sie mir zu sagen haben . . . können wir später noch . . . miteinander sprechen . . ., wenn wir uns erst ein wenig besser kennengelernt haben!“

Ein unwillkürlich warmer Blick aus hellen, freundlichen Augen traf Goethe. Doch gleich darauf verwandelte sich ihr Anlitz in ein verängstigtes Flehen. Er verstand diese Sprache und hielt es für richtig, ihr zu gehorchen.

„Gut also, ich ziehe mich zurück“, sagte er gemessen. „Und vergeben Sie es mir, daß ich so unvermutet und formlos Sie hier überfallen habe. Indes, ich vermag nicht, es ungeschehen zu wünschen.“

Er bengte sich über Lilis Hand und drückte darauf einen feurigen Kuß.

Etwas hastig und unter jähem Erröten zog sie die Hand zurück. Wie keck er da wieder war! Ihre Augen wollten ihn strafen. Doch der feuchte Glanz, der darin aufschimmerte, sprach verräterisch von anderem.

„Leben Sie wohl“, hauchte sie leise. Und wandte sich in starker Verwirrung ab.

„Auf Wiedersehen — Lili! — sehr bald!“ trumpfte Goethe fröhlich auf. Und schwang sich eilig die Stiege hinab.

Was die „Tante“ dazu sagt

Fräulein Johanna Fahlmer saß vor ihrem Nähtischchen, hatte eine Stickerei zwischen den Fingern, aber vor sich einen Stoß beschriebener Blätter, in die sie immer wieder hineinblickte. Zum dritten Male hatte sie sich bereits in die Finger gestochen! Endlich gab sie das vergebliche Bemühen auf, zwei so verschiedene Dinge, wie das Stricken eines Sofa Kissens und die Lektüre eines ihr geliebten Dichtermanuskriptes, miteinander zu verbinden.

Nein, dieser Goethe! Wo er das nur wieder alles her hatte!

Johanna Fahlmers noch jugendlich-frisches Gesicht erstrahlte in ehrlicher Begeisterung. Wirklich, sie war

stolz auf die Freundschaft mit diesem bei vielen so verschrienen Doktor Goethe. Möchten die Leute, die ihn nicht verstanden, noch soviel an ihm anzusetzen haben, ihn extravagant, arrogant, selbst geckenhaft und übergeschnappt finden — ach, was schwagen die Leute nicht alles! — aber sie, Johanna Fahlmer, ließ sich dadurch nicht verblüffen noch irremachen. Sie wußte, daß ihr Freund Goethe nicht bloß ein Genie, sondern auch ein herzensguter Junge war! Und das galt doppelt.

Da hatte er ihr nun vorige Woche, auf ihr langes Drängen hin, endlich diesen Haufen unregelmäßig beschriebener Blätter und Zettelchen gebracht. Und das waren nun allerhand durcheinandergewürfelte Szenen zu dem dramatischen Gedicht „Faust“, über das unter Eingeweihten ein so erstauntes Munkeln ging und von dem er selbst, wenn ihn die Stimmung überkam, so hinreißend zu sprechen und zu phantasieren wußte.

Anfangs hatte sie sich nur mit Mühe darin zurechtfinden können. So neu war dies alles, so unbeirrbar-geistesdurchbligt! Dazu die blühende, feste, naturhafte und schillernde Sprache, diese drolligen, innigen und schlagenden Reimverse — man kam aus dem Staunen überhaupt nicht heraus! Wo sollte man dieses Gedicht überhaupt nur anpacken? Mystisch tiefe Geistesergießungen, die an die höchsten Fragen der Menschheit rührten, wechselten mit allerzartesten lyrischen Schwärmereien und wurden dann plötzlich von gellem Hohn gelächter und pamphletartigen, blasphemischen Anklagen durchkreuzt, bei denen es einen eiskalt überlief!

Immer wieder mußte Johanna Fahlmer darin lesen, manche Szenen wohl schon zehn- oder zwölfmal, manches

kannte sie bereits auswendig, vieles hatte sie heimlich für sich abgeschrieben, und sie sehnte nun nichts eifriger herbei, als daß das Ganze, das einstweilen noch in oft unverbundene Teile zerfloß, zusammengefaßt und in eine übersichtliche Einheit verschmolzen würde. Klar sah sie eigentlich nur in der am eingehendsten durchgearbeiteten Szenenfolge, die von Faustens Liebe zu einem einfachen Volkskinde handelte, und sie hatte dieses Gretchen tief in ihr fühlendes Herz geschlossen und bereits bittere Tränen geweint über dessen unverschuldetes und grausames Geschick. Noch nie hatte sie etwas gelesen, das ihr ganzes Gemüt so durchrüttelt und aufgewühlt hätte, weil es in all seiner begnadeten Poesie so tief-wahr, so rührend-einfach dahinfließ.

Aber nun hatte sie schon acht oder zehn Tage ihren Freund überhaupt nicht mehr zu sehen bekommen. Auf wunderliche Weise waren sie zueinander gekommen. Vor ein paar Jahren aus ihrer Vaterstadt Düsseldorf mit ihrer Mutter nach Frankfurt verzogen, hatte Johanna Fahlmer, als intime Freundin und Verwandte der von Goethe arg gehänselten Brüder Georg und Fritz Jacobi, eigentlich gegen diesen einen „argen Pöck“ gehabt, weil sie ihn für einen unterschämten Menschen hielt, der allzeit „mit seinem Maulwerk vornweg“ war. Als sie ihn dann aber kennenlernte, war sie schnell in seinen Bann geraten und, was ihr noch mehr galt, sie hatte sich selbst rasch die besondere Zuneigung dieses so schwer zu gewinnenden jungen Genies erworben. Obgleich sie, die jetzt Dreißigjährige, nur fünf Jahre älter war als Goethe, hatte er sie doch feierlich zu seiner „Tante“ ernannt — was ein Ausdruck seines freiwillig gespendeten Zutrauens war. Er

mochte sie so gut leiden, weil sie, der als Rheinländerin das Herz vorn auf der Zunge saß, so ein „grad-außer Charakter“ war und weil sie, ohne Vorurteile, für alles, was da lebte, ein volles und inniges Verständnis besaß. Sie hatte sogar den kleinen Triumph erlebt, ihn mit den Jacobis freundschaftlich zusammenzubringen, und erst im vorigen Sommer hatte Goethe mit Fritz in Köln heilig-schwärmerische Brüderschaft geschlossen.

Johanna Fahlmer fuhr in ihrem Sinnen auf und horchte hinaus. Da polterte etwas auf der Treppe und nahm mit stürmischen Sägen immer gleich zwei Stufen auf einmal.

Das war er, ihr ersehnter Goethe.

Und schon wurde, nach flüchtigem Pochen, die Tür aufgerissen und ein junger Gausewind stob ins Zimmer hinein, lebensprühend vom Wirbel bis zur Zeh', und mit leuchtenden Augen.

„Tag, Tante!“ rief er. „Da bin ich! Hab' dringend mit Ihnen zu sprechen!“ Und ließ sich, ohne weitere Umstände, krachend in einen Sessel fallen.

„Nun, nun, was gibt's denn so Dringendes?“ schmolte zum Scheine die „Tante“. Und konnte dennoch nicht umhin, mit wahrhaft verliebten Blicken den schnaufenden Wildling da vor sich zu mustern.

„Tante! Ich hab' was erlebt!“ rief Goethe, sprang bereits wieder auf und rannte im Zimmer umher. „Oder vielmehr: es soll erst kommen, das Erleben!“

„Und wer ist denn die Hexenmeisterin, die Dich gefangen hat?“ fragte die weise „Tante“.

„Ja, ich bin verhezt, Sie haben es erraten. Regelrecht verhezt! So herrlich wie noch nie!“

Da stand er im Zimmer und lachte laut und selig vor sich hin.

„Ach Gott, wie oft hab' ich das schon von Ihnen gehört! Bei der Lotte Buff und der Mäze Laroche und bei dieser und jener! — Ist's denn diesmal gar so arg?“ forschte die „Tante“.

„So arg wie noch nie!“ fuhr Goethe heraus. „Doch, was heißt hier: arg? Dummes Wort! Ich bin einfach in den Himmel gehoben!“

„Also los! Wer ist die Glückliche, die ein Dichter liebt?“

Goethe ließ sich nicht lange mehr bitten und erzählte. Erzählte mit solch feurigen, begeisterten Worten, daß unwillkürlich alles zum Gedicht ward. Johanna Fahlmer hörte mit inniger Hingebung und doch nicht ohne kritisches Erstauntsein zu. Endlich warf sie dazwischen:

„Lili nennen Sie sie? Und sie ist die Tochter der Frau Schönemann, der geborenen d'Orville? Streng-reformierte Leute, sehr reich und sehr hochmütig! Wie kommen Sie denn nur zu der Gesellschaft, Goethe?“

„Was geht mich die Gesellschaft an?“ brauste der junge Gausewind empor. „Ich erzähle Ihnen von Lili, Tante! Die ist das schönste, liebste, entzückendste Blondmädchel, das jemals die Frankfurter Sonne beschien! Ist das nicht genug, Tante? Oder gibt's da noch was zu bekritteln?“

„Grundgütiger Heiland, wer kritittelt denn hier?“ wehrte sich die Fahlmer. „Ich will Ihnen ja alles glauben, Wehrwolf — Sie brauchen mich doch nicht gleich so anzufallen! Ich habe ja nur in Bescheidenheit darauf auf-

merkſam machen wollen, daß da eine ‚Familie‘ herumſißt, die Ihnen auf die Dauer nicht paſſen möchte! Lauter Geldprozen und Staatsphilifter! Lili ſelbſt mag die Vollkommenheit in Perſon ſein!“

„Immer noch ironiſch!“ tat Goethe beleidigt. „Da ſoll ich wohl lieber gleich wieder fortrennen?“

„Nein, Goethe, bleiben Sie!“ ſprach die „Tante“, ſtand auf und legte dem ſchmollend in den Sefſel Geworfenen beide Hände auf die Schultern. „Wer meint es denn wohl beſſer mit Ihnen als ich? Wer liebt, wer bewundert Sie aufrichtiger? Ja, Goethe, ich muß es Ihnen ſagen: ich habe all’ die Tage, ſeit wir uns nicht mehr ſahen, in einer geiſtigen Verbundenheit mit Ihnen gelebt, wie noch nie. Ich weiß jetzt erſt, wer Sie ſind. Dieſer ‚Faust‘ verſpricht ein Weltgedicht zu werden! Etwas ganz, ganz Großes! Dagegen fällt alles, was die anderen machen, ab — und was auch Sie bisher gebichtet haben, Goethe. Selbſt Klopſtock dünkt mich da übertroffen.“

Goethe lächelte gutmütig.

„Tante, Tante“, ſagte er, „da haben Sie ſich aber angeſtrengt! Einen ganzen Sack goldener Lobesnüſſe leeren Sie über mich aus! Wollte Gott, Sie hätten recht! Allein ich ſehe, wie unendlich viel da noch zu machen iſt, bevor es meinen eigenen Anſprüchen genügt. Einſtweilen iſt dies alles nur eine ‚rudis indigestaque moles‘: Laſſen Sie ſich das gelegentlich von einem Lateiner überſetzen! — Doch an alles dieſes denke ich jetzt gar nicht. Jetzt iſt einzig Lili der Stern, zu dem ich emporblicke.“

„Ich muß Sie dann wohl diesem Stern überlassen“, erwiderte Johanna Fahlmer. „Aber was sagt der Gretchen-Dichter dazu?“

„Wie meinen Sie das, Tante?“ Goethe runzelte bereits wieder die Stirn.

„Wie ich das meine? Muß ich das erst lang explizieren?“ Ein fast überlegenes Lächeln huschte über die klugen und gutherzigen Züge Johanna Fahlmers. „Stellen Sie doch nur selbst das gute und einfältige Gretchen und die sicher hochkultivierte, sehr verwöhnte und anspruchsvolle Demoiselle Schönemann nebeneinander!“

Goethe sprang auf und wollte wortlos hinausrennen.

„Schon wieder aufbrausend?“ beschwichtigte die „Tante“ und zog den Davoneilenden fast gewaltsam ins Zimmer zurück. „Sie lieben es doch sonst so sehr, wenn man offen mit Ihnen spricht! Warum also diesmal nicht? — Doch ich will, beim wahrhaftigen Gott, nicht das kleinste Wörtlein mehr sagen! — Sonst fressen Sie mich wirklich noch —! Also was Neues — und geben Sie acht, Goethe! Ich habe eine Nachricht für Sie: Friß Jacobi kommt!“

„Was sagen Sie? Friß?“ jauchzte Goethe auf, unmittelbar aus einer Stimmung in die andere geworfen. „Wann kommt er? Woher wissen Sie es?“ Und er faßte beide Hände der guten „Tante“ und blickte ihr strahlend ins Gesicht.

„Er schrieb's mir aus Düsseldorf. Einige Wochen gedenkt er hier zu bleiben!“

„Das ist ja herrlich! Von allen, mit denen ich zusammenkomme, ist mir Fritz der Liebste. Man kann so frei vom Herzen weg mit ihm reden. Er hat für alles ein fühlendes Verständnis. — Fast so sehr“, fuhr Goethe schalkhaft fort, „wie eine gewisse Tante! Nur hat diese natürlich mehr männliche Manieren!“

„Gott sei Dank, jetzt scherzen Sie wieder!“ erwiderte die Fahlmer und errötete. „Ich hatte es beinahe schon mit der Angst gekriegt, als Sie plötzlich so stürmisch wurden. — Aber ist das nicht wirklich hübsch, daß der Fritz kommt? Ich freue mich so sehr, daß ich Sie beide zusammengebracht habe!“

„Wirklich? Haben Sie das gemacht, Tante?“ neckte Goethe. „Ich dachte schon, es hätte an uns selbst gelegen, daß wir einander fanden! — Aber schön, Sie waren es jedenfalls, die das Eis brach! Ich hatte Fritz zuerst für einen jener ewigen, süßholzraspelnden Gefühlsduseler gehalten, die ich nicht leiden mag — schon weil sie sich immer, Gott strafe sie, auf meinen ‚Werther‘ berufen! Um so mehr freue ich mich, daß er ein so lieber und feiner Mensch ist — und so ganz ohne Arg und ohne Neid! Eigentlich hatte ich ihm ja ordentlich eins ausgewischt. Aber er ging mit einer weltmännischen Lebenswürdigkeit darüber hinweg, die mich entzückte.“

„Und grade das hab’ doch Ich nur gemacht!“ versetzte die Tante, stolz.

„Ja, darin bist Du groß!“ erwiderte Goethe froh und ging ohne weiteres zum „Du“ über. „Darum wirst Du auch meine Lili lieben! Und wirst gewiß noch einmal, als echte ‚Tante‘, unser lieber heiliger Schutzgeist werden!“

„Wo so eine Brausekopf nicht gleich hinaus will!“
Lächelnd und gerührt blickte Johanna Fahlmer den
liebenwürdigen Schwerenöter an. Er war doch ein toller
Junge, ihr Wolfgang Goethe!

Doktor Wehrwolf, der Götterlieblich

Im Hause „Am Liebeneck“ war ein neuer Geist ein-
gezogen. Zwar gings auch sonst dort angeregt und lustig
zu. Aber seit dieser junge Doktor Goethe, beinahe täg-
lich, aus- und einging, war einfach der Teufel los. Er
brachte einen Wirbelwind mit sich, der gleichsam durch
alle Ecken des ansehnlichen Hauses fegte. Wie ein Gaus
fuhr es über die Treppen und durch die Stuben, jagte
über den Vorplatz, stürmte auf den Hof und versing sich
in der Babelage, um dann selbst im Salon, wo in der
zierlichen Stagere die Kleinen Nippfassen wackelten, noch
weiter sein loses Wesen zu treiben. Und alles, weil dieser
Doktor Goethe soviel Leben mit sich brachte und mit jedem
einzelnen der Hausinsassen sein ganz persönliches Wesen
oder Unwesen trieb!

Sie waren alle in ihn verliebt! Wie gern hätte die
Frau Mama sich gegen ihn gewehrt — und konnte es
nicht. Sie verlor geradezu das sonst so sorgsam gehütete
Bewußtsein, unnahbare Respektsperson zu sein. Wenn
er lachte, mußte sie mitlachen. Wenn er erzählte, horchte
sie gespannt auf. Und wenn er fluchte, ja, auch das ent-
fuhr ihm zuweilen! — vergaß sie gar das Schelten.
Schon daß er dieselben Vornamen wie ihr seliger Gatte,
Johann Wolfgang, führte, stimmte ihr pietätvolles Herz

zu einer gewissen Weichheit. Und dann hatte er in seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit und arglosen Offenherzigkeit so etwas unbedingt Gewinnendes, daß ein mütterlich beobachtendes Frauengemüt schwerlich dawider aufkommen konnte. Auch schmeichelte ihr, daß dieser vielgenannte Mann ihre Söhne, die nicht immer ganz leicht zu nehmen waren, so für sich einzunehmen wußte. Mit dem Ältesten, Friedrich, verband ihn eine Art von freundschaftlicher Kameradschaftlichkeit, die sich selbst mitunter auf den Verkehr außer dem Hause erstreckte. Der trockene Martin hielt sich wohl mehr zurück, aber die beiden Jüngsten, zwölf und vierzehn Jahre alt, „attachierten“ sich sehr an den lustigen und stets aufgeräumten jungen Doktor, auf dessen drollige Bemerkungen und Erzählungen sie stets aufs neue erpicht waren, weil's da fast immer was zu lachen gab.

Nun, so durfte die Frau Mama wohl auch ein Auge zudrücken, wenn er sich etwas gar zu eifrig mit der ja auch sonst viel umworbenen Tochter, dem guten Kind Liese, abgab. Möchte er sie in seiner Dichtersprache, in Gottes Namen „Lili“ heißen — oder gar „Belinde“, was noch viel aparter klang — Versemacher müssen ja stets etwas Besonderes haben! Und das Kind selbst war ihm gewogen. Nahm seine Huldigungen mit wirklich feinem Takt entgegen — die Mama mußte das anerkennen — unterhielt sich aufs munterste mit ihm und war selbst um Antworten nie verlegen. Warum sollte man den jungen Leuten das nicht gönnen? Man braucht ja nicht gleich alles mögliche dabei zu denken! Und wenn die Frau Basen flüsterten und allzu strenge Onkels gelegentlich die Stirn runzelten, oder wenn gar der so sehr

von sich eingenommene Vetter Jacques Manskopf — als ob er bereits „Ansprüche“ hätte! — den Eifersüchtigen markierte: mußte man derlei, du lieber Heiland, gleich tragisch nehmen? Frau Susanne Elisabeth Schönemann, geborene d'Orville, als Mutter hatte ja schließlich auch ihre Augen und ebenso ihr Pflichtgefühl und niemand hatte es nötig, ihr zu sagen, was sich geziemt. Sie würde schon richtig aufzupassen wissen, weiß Gott!

Lili selbst — wie sie sich jetzt gerne nennen ließ — aber nur von ihm! — Lili ging ein wenig wie in einem glücklichen Traum umher. Eigentlich wollte sie das nicht — sie, die sonst so taghell war! — aber es war zuzeiten doch so schön . . . Und der ganze Verkehr mit dem bezaubernden Doktor Wolfgang hatte, trotz aller realen Lebendigkeit, doch etwas so — wie sollte sie nur gleich sagen? ja, manchmal so etwas Erdenentrückendes, daß man sich wie in ein seliges Land versetzt vorkam. Sie saß an ihrem Spinett und spielte ihre Mozartweisen, die er so liebte. Da mußte sie immerzu an ihn denken. Seit er damals in der „Babellage“ vor ihr erschien — wie lange war's wohl her? Kaum acht oder zehn Tage und fast schon vor einer Ewigkeit! — wie vieles hatte sich seitdem gewandelt! Damals hatte sie geglaubt, sie müßte mit ihm schmollen, weil er doch eigentlich recht feck aufgetreten war und gleich so zutraulich — aber wie konnte sie das nur? Er war, in all seiner Wildheit, doch so lieb! Und war so ganz anders als andere Menschen! Man konnte ihm wirklich nichts übelnehmen. Und noch am selben Nachmittag hatte er, in wirklich ganz einwandfreier Weise, bei ihrer Mama Besuch gemacht, völlig wie ein junger Kavaliere. In vollendeter Form hatte er dage-

essen, die Kaffeetasse in der Hand gehalten und genippt — und war, wie er sprach, das Entzücken der Anwesenden geworden. Eigentlich mußte sie ja jetzt lachen, wenn sie daran dachte. Er war doch ein kleiner Schalk, wenn er so fürnehm tat! Denn im Grunde war er ein ausgelassener Springinsfeld. „Doktor Wehrwolf“ — so hatte man ihr berichtet — nannten ihn seine Kameraden, weil er so härbeißig und mit schonungslosem Witz den Leuten über den Mund fahren konnte, und mit Vorliebe gerade das tat, was sie fuchsteneiswild machen mußte. Aber wie viele wieder schwärmten doch für ihn, bewunderten ihn und nannten ihn einen „Götterlieblich“! Und war er denn nicht beides — das eine wie das andere? Jedenfalls mußte sie, wenn sie mit ihm allein war, höllisch auf der Hut sein, daß er nicht, mit der Miene der größten Liebeshwürdigkeit, sich allzuviel herausnahm.

Gott, wie war sie mit ihrem Klavierspielen durcheinander gekommen! Lauter falsche Noten und hingewischte Bruddeleien! Ein Glück, daß niemand zuhörte! Aber sie wollte doch lieber ein Ende machen, es war sowieso die Stunde, wo er bald kommen mußte. Eilig klappte sie den Spinettdeckel zu. Blieb aber sitzen und sinnierte weiter vor sich hin.

Wie kam's nur, daß sie ihn so gern hatte? Denn eigentlich hatte sie doch viel an ihm anzusetzen. Vor nichts schien er Respekt zu haben, besaß einen furchtbar losen Mund, war von sich selbst ganz schrecklich eingenommen und benahm sich zuweilen, als sei's bei ihm nicht ganz richtig im Oberstübchen. Aber trotzdem, wenn er ins Zimmer trat, so frank und frei, und seine großen braunen Augen schossen fröhliche Blitze — und wenn er dann

auf sie zukam und ihre Hände faßte und sie anblickte — so aus seltsamen Tiefen heraus — dann — ja dann fühlte sie sich auf wunderliche Weise in seiner Gewalt. Sie lauschte seinen Worten, die sie nicht immer ganz verstand — die ihr aber Eindruck machten — und die so warm und treuherzig klangen, im tiefsten Innern so ganz ohne Falsch — und sie war selig, seine Nähe zu spüren. Noch hatte sie sehr an sich gehalten und nichts von ihrem Fühlen ihm gestanden — aber trotzdem war eine so natürliche Vertraulichkeit zwischen ihnen, als ob sie jahrelang einander gekannt hätten. Sie konnte gar nicht anders, sie mußte vor ihm aufrichtig sein; erzählte ihm Dinge, von denen sie nie gedacht hätte, daß sie über ihre Lippen kämen; und hatte nicht den geringsten Argwohn, daß er's mißverstehen oder gar falsch anwenden könnte. Das war eben das Merkwürdige an ihm: er war in all seiner Genialität ein reiner herzensguter Junge, der sich wie ein Kind über Kleinigkeiten freuen und manchmal so drollig tollpatschig werden konnte, daß sie sich beinahe wie eine kleine Mama ihm gegenüber vorkam. Wo sie doch mit soviel Respekt, ja Bewunderung zu ihm aufschaute! —

Wo er nur blieb? Er hätte doch schon da sein müssen! Da saß sie nun und erwartete ihn und war um ihn, mit all' ihren Gedanken. Schämte sie sich gar nicht, die stolze Liese Schönemann? Nein, sie schämte sich wirklich nicht! Denn sie war ja so froh, war so glücklich, zu wissen, daß er so bald kommen mußte. Sicherlich hatte er Abhaltungen, die ihn selbst verdrossen. Alle Leute wollten ja was von ihm haben. Jeder glaubte, ihn um Rat fragen zu müssen. Alle waren stolz, sich mit ihm zeigen zu können. Und da hätte sie sich nicht auch ein wenig darauf zugute tun

dürfen, daß er sie verehrte? Oder — durfte sie bereits sagen: daß er sie liebte?

Sie fühlte, wie es siedend heiß ihren Nacken heraufstieg. Und sie warf den Kopf in die Arme, die sie über den Spinettdeckel ausgebreitet hatte. Was war es nur, daß sie vor sich selber glaubte sich schämen zu müssen?

Leise horchte sie in sich hinein. Auf die Gänge ihres Blutes, das Zittern ihrer Nerven. Doch dann plötzlich horchte sie nach außen.

Waren da nicht Schritte auf der Treppe? Seine Schritte, die sie bereits kannte! Rasch erhob sie sich, strich sich vor dem Kristallspiegel das Haar zurecht und erwartete ihn dann, mitten im Zimmer, im prunklosen Hauskleid, eine korrekte junge Dame.

Von Freund zu Freund

Wolfgang Goethe und Fritz Jacobi schlenderten durch die Stadt.

Es war ein heiter leuchtender Wintertag. Die Frühnachmittagssonne glitzerte in Fensterscheiben und auf Dächern und warf blanke breite Felder auf die mit dünner Schneeschicht bedeckten Straßen und Plätze. Morgen war Sonntag. Darum eilten viele Frankfurter Bürgerfrauen und Mädchen hinaus, um noch rasch ihre letzten Besorgungen zu machen. Dies ergab ein eifriges Flanieren, da nun natürlich auch die Herrenwelt nicht zu Hause bleiben wollte und sich, wohl herausgeputzt, vor dem anderen Geschlecht blicken ließ.

Goethe hatte an derlei nicht gedacht. Ihn und seinen Freund lockte lediglich der schöne Tag. Das viele Getümmel um sie her war ihnen eher leid. Auf der Neuen Kräme und am Liebfrauenberg drängten sich die Menschen, und selbst als sie auf die breitere „Zeil“ hinaustraten und dem Paradeplatz sich näherten, war ihnen des Gewimmels noch zu viel. Vor der Hauptwache waren Soldaten aufmarschiert. Gaffer standen umher und viel junges Frauenvolk der unteren Stände hatte, zusammen mit Kindern, sich angesammelt und beglögte mit stiller Begeisterung jeden Gewehrgriff, jedes „Rehrtum!“ Die beiden Spaziergänger ließen den gleichfalls recht belebten Hofmarkt links liegen und strebten über den Steinweg dem stilleren „Comoedien-Platz“ zu, an dessen Stirnseite sich das Schauspielhaus, genannt „Der Junghof“, erhob. Dort befand sich auch die Pasteten- und Tortenbäckerei des kaiserl. Hoftraiteurs Johann Michael Lerpcher, in deren gemüthliches Dämmerstübchen man sich, bei anwandlender Laune, getrost zurückziehen konnte.

Einstweilen verspürten die Freunde hierzu noch keine Lust. Sondern es war verlockend, in der schönen Sonne auf dem wie eine Galerie langgestreckten Platz in eifrigen Gesprächen auf und nieder zu wandeln, stets umweht von der für junge Dichterherzen so labstamen Theaterluft.

Jacobi hatte sich angelegentlich bemüht, Goethe zu weiterer und recht reichlicher Mitarbeit an der von seinem Bruder Georg herausgegebenen Monatschrift „Iris“ zu ermuntern, und er war glücklich, vom Freunde eine vielversprechende Zusage zu erhalten. Jetzt schwärmte er von seinem Roman „Allwill“, den er in Vorbereitung hatte, und in dessen Helden er keinen anderen als Goethe

selbst, in einer Art von Idealgestalt, zu porträtieren hoffte.

„Du verstehst mich“, entwickelte er. „Es ist ein Mensch, groß genug, sich an keinerlei Gesetz oder Zwang zu binden. Nur sich selbst und nicht etwa das enge Gebot der Sitte anerkennt er als Maßstab seines Handelns.“

„Das muß ja ein wahrer Teufelskerl werden“, lachte Goethe. „Aber wieviel er mit mir zu tun hat, das wollen wir erst noch abwarten. — Der Dichter, dies ist wenigstens meine Erfahrung, kann nie völlig aus seiner eigenen Haut heraus. Und wenn wir darum, glaub' ich, Deinen Herrn Allwill bei Tageslicht betrachten, so wird letzten Endes doch wohl so etwas wie ein Friedrich Heinrich Jacobi dabei herauspringen.“

„Glaube mir, Freund“, erwiderte Jacobi mit Wärme, „ich könnte mir nichts Herrlicheres denken und würde gradezu den höchsten meiner Wünsche erfüllt sehen, wenn es mir gelänge, in meinem Allwill unser beider Seelen zusammenfließen zu lassen. Ich in Dir — und Du in mir: das gilt mir als das Ideal meiner Allwill-Gestalt!“

Goethe verschluckte ein kleines Unbehagen. Er sah den anderen in ehrlichen Flammen stehen, fühlte vor allem dessen ihm entgegenschlagendes liebevolles Herz — da mochte er ihn nicht durch vorzeitige Skepsis ernüchtern. Eigentlich rührte ihn ja die unbedingte Anhänglichkeit dieses lieben und geistig so hoch strebenden Menschen. Und er war sich der eigenen Zuneigung zu ihm voll bewußt.

„Friederice“, sagte er und drückte des Freundes Hand. „Ich danke Dir. Ich weiß, wie wir uns im Leben aufs innigste verstehen. Warum soll nicht auch ein Dichtwerk,

zum Gedenken der Menschen, uns miteinander vereinigen?“

Jacobi warf ihm einen feurigen Dankesblick zu.

„Du Guter!“ sagte er. „Aber warum erzählst Du mir nicht mehr von Dir selbst? Seit ich in Deinen ‚Faust‘-Blättern gelesen habe, bin ich voll gespanntester Erwartung!“

„Dies alles ruht jetzt“, preßte Goethe hervor. „Hab' an meinem ‚Faust‘ seit vielen Wochen keinen Strich mehr getan. Weiß kaum mehr, daß ein ‚Faust‘ bei mir überhaupt existiert.“ Und, sich selbst ironisierend, stieß er, etwas krampfhaft, hervor: „Ist das nicht ein Gedicht von einem verrückten deutschen Gelehrten, der sich mit dem Teufel eingelassen hat?“

„Sprich nicht so, Wolfgang, Du erzürnst mich!“ schalt Jacobi mit weichem Vorwurf. „Dein Faustgedicht sollte Dir heilig sein! So aus Deinem Innersten heraus hast Du Dir das alles losgerungen. Dieses wundervolle Selbstgespräch, mit dem Du das Drama beginnen läßt, mit seiner tiefen Überfüttigung an allem schalen Wissen, mit seiner wundervollen lyrischen Natursehnsucht und dann mit der Erscheinung des Erdgeistes — wieviel heiße Glückstränen hab' ich geweint, daß so Herrliches in unserer Zeit hat gedichtet werden können — und daß es mein Freund ist, mein geliebter Wolfgang Goethe, dessen reicher Seele dies alles entströmt ist!“

„Frisel“, sagte Goethe gerührt, „Frisel, Du bist ein guter Mensch! Du kannst Dich wirklich freuen an dem, was ein anderer macht! Während sonst das Literatengeschmeiß zunächst vor Neid zerplatzt! — „Ja, in dem,

was ich in meinen ‚Faust‘ da fühlen und sagen lasse, steckt viel von meinem Allerinnersten. Denn in Wahrheit ekelt mir längst schon vor allem Wissenskram. Hab‘ darum den Fakultäten später noch tüchtig eins ausgewischt — das muß ich Dir noch geben! — lasse da meinen Mephisto mit allem Teufelspott, den ich nur aufbringen kann, dem ganzen Gelehrsamkeitsplunder und all seiner dicktuenden Afferei gehörig heimleuchten! Tut mir ordentlich das Herz erleichtern, wenn ich einmal so loslegen kann!“

„Hör mir auf mit Deinem Mephistopheles — das ist ein fürchterlicher Gesell!“ pläzte Jacobi fast ängstlich heraus. „Obwohl ich es ja eigentlich bewundern muß, daß Du auch diesen alles negierenden Sarkasmus in Dir hast! Mir würde so was jedenfalls niemals einfallen! Ja, ich würde es überhaupt nicht wagen, mit solch schneidendem Satanshumor alles kurz und klein zu schlagen!“

„Das muß eben auch sein!“ erwiderte Goethe. „Das ist nur die kritisch-lustige Kehrseite von dem anderen: von dem entrückten Sichverlieren in der hohen Magie. Du, Frizel, es gibt nichts Höheres, nichts Berauschenderes, als sich in die magische Sphäre der Geisterwelt zu versetzen! Kennst Du die ‚Himmelsgeheimnisse‘ des wackeren Swedenborg? Das ist ein Buch — eigentlich ja ein Haufen schwerer Wälzer —, aber ich sage Dir: wenn man sich dahinein erst einmal versenkt hat, dann schwindelt einem ordentlich, so fühlt man sich hineingezogen in ein ewiges Aufundabschweben wirkender, flüsternder, ideendurchleuchteter Geister. Das ist mein Makrokosmos, zu dem Faust eigentlich hin will, vor dessen Übermächtigkeit er aber dann verzagt. So muß er sich mit

dem weit geringeren Erdgeist begnügen — aber auch das ist ihm noch zu stark — und gerät so schließlich an dessen ganz kleinen Abgesandten Mephistopheles — der Dir, mein Guter, noch solchen Schrecken einjagt. Ist aber eigentlich ein ganz spaßhafter und skurriler armer Teufel, der nur deshalb manchmal so ergrimmt tut, weil er in Wirklichkeit nicht viel anrichten kann!“

„Mit Freuden höre ich“, versetzte Jacobi, „wie das alles noch in Dir wogt und lebt! — Und tatest eben erst so, als ob Du allen diesen Dingen Valet gesagt hättest! — Frisch heran ans Werk! Da vor uns steht der ‚Junghof‘, wo sie Theater spielen! Nächsten Winter, so hoffe ich, wird Dein fertiger ‚Faust‘ dort über die Bretter gehen. Und ich verspreche Dir, ich komme eigens aus Düsseldorf angereist, um diesem Feste mit beizuwohnen!“

„Sehr freundlich, daß Du so denkst“, scherzte Goethe. „Aber mit dem Fertigwerden des ‚Faust‘ hat es noch gute Weile. Das muß ich langsam, ganz langsam reifen lassen. Daran dichte ich nur, wenn ich dem Geiste, der mich dazu treibt, gar nicht mehr widerstehen kann. Treib’ derweile manches andere. Das Neueste, was mich bewegt, ist ein Schauspiel für Liebende. Steht aber noch keine Zeile auf dem Papier.“

„Vielleicht weil Du selbst zu sehr liebst?“ forschte der andere. Und lächelte verfänglich.

„Du könntest recht haben“, lächelte Goethe zurück, doch mit einem fast schmerzlichen Ausdruck. „Verliebt sein und dichten, beides zu gleicher Zeit, das schickt sich nicht recht zueinander. So oder so muß man erst frei sein. Dann wird das eine die Quelle des anderen.“

„Du sprichst in Rätseln“, meinte der Freund. „Und bist auch sonst von Widersprüchen voll. So glücklich-unglücklich, so unglücklich-glücklich. — Sag’ mir, was ist mit Dir, Goethe? So ungemein ich Dich verehere — aber ganz gefällst Du mir nicht.“

„Ich gefalle mir selbst am allerwenigsten“, klang es fast düster zurück. „Himmel und Hölle liegen bei mir allzu verschwifert-nah.“

„Möchtest Du Dich nicht näher erklären?“

In diesem Augenblick öffnete sich in der Konditorei Lerpischer die Thür. Und drei Damen traten hinaus auf den mit dem ersten Dämmerseine sich überziehenden Platz. Eine ältere und zwei jüngere. Die Jüngste mit mehreren kleinen Paketen in der Hand.

Schier entgeistert starrte Goethe hinüber.

„Das ist sie“, flüsterte er, mehr zu sich selbst als zum Freunde.

Die Damen schlugen einen raschen munteren Schritt an, direkt den beiden zur Seite stehenden Freunden entgegen.

Devot zog Goethe den Dreispiz und verneigte sich voll Ehrerbietung. Etwas gedämpfter folgte Jacobi seinem Beispiel.

Die Damen lächelten huldvoll im Gegengruß, besonders jene Jüngste, die sanft errötete. Dann verschwanden sie in der Richtung zur Hauptwache.

„Wer waren die?“ forschte Jacobi. „Ungewöhnlich feine Erscheinungen!“

„Eine Frau Schönemann mit ihrer Nichte Frau d’Orville und —“

„Na, und —“

„Der Frau Schönemann Töchterchen, ein Fräulein Lili Schönemann.“

„Und das ist sie also?“ Jacobi lächelte verschmigt. „Vor Deinem Geschmack allen Respekt! Etwas Reizvolleres vermag ich mir nicht zu denken. Hast Du übrigens bemerkt, wie sie, bevor sie um die Ecke bog, noch einmal ganz verstohlen sich umguckte.“

„Wirklich, der Schlaumeier hat das auch beobachtet?“ höhnte Goethe. „So wird er es wohl gar auf sich bezogen haben?“

„Warum stichelst Du, Goethe? Fühlst Du nicht, wie ich mich mit Dir freue?“ fragte Friß Jacobi, beinahe verlegt.

„Verzeih mir, Freund! Ich bin manchmal so häßlich!“ brach es aus Goethe hervor. „Ja, ich sehe, Du freust Dich — hast die edelste Mitfreude! Von meinem Friedericus konnte ich ja nichts anderes erwarten. — Ist sie nicht herrlich? Ist sie nicht das entzückendste Geschöpf, das unsereinem begegnen kann? Ja, dieser Blick, den sie auf uns zurückwarf, so voll von Liebe, — von jener Liebe, die ihr Mund noch nicht zu bekennen wagt — und die sie dennoch nicht verhehlen kann! Gewiß, ich bin glücklich, Freund! Glücklicher, als ich's verdiene!“

Wie er das hervorstrudelte! Wie er glühte! Jacobi blickte voll freudigen Stolzes auf den erregten Freund. Dann schloß er ihn in die Arme, mitten auf dem Platz, und küßte ihn auf beide Wangen.

„Jetzt mußt Du mir von ihr erzählen!“ sagte er begierig. „Komm, wir gehen hinein in die Konditorei, aus der sie kamen. Dort finden wir gewiß ein stilles Plätzchen — und dann beichstest Du mir!“

„Himmlicher Gedanke!“ jubelte Goethe. „Dort, wo sie gegessen hat, werden wir jetzt sitzen! Dann umschwebt uns noch der Hauch und Duft ihrer süßesten Gegenwart.“

Sie traten ein. Der Tisch, an dem, wie sie sich genau erkundigten, die drei Damen soeben noch gegessen hatten, war noch frei und so nahmen sie Platz. Es war ein kleines Holztischchen in einer Ecke. Mitten darauf stand in einem irdenen Krug ein Busch duftender Lannenzweige mit Zapfen. Goethe ergriff das Gefäß und führte die Zweige zum Antlitz. Und indem er ihren Duft einsog, hatte er das selige Gefühl, die Nähe der Geliebten in allen Poren zu spüren.

Das „Zauberfädchen“

Je enger das Band sich an Lili knüpfte, desto weniger ließ sich vermeiden, daß Goethe nun auch in die weiteren Familienkreise, die sich um die Schönemanns gruppierten, mit hineingezogen wurde.

Da waren die Gontard und die Bernard, die d'Orville und die Wegelin, die Manskopf und die Bethmann, lauter fast „fürstliche“ Häuser von stattlichem Reichtum: die eigentliche Frankfurter Oberschicht, aus französischen Refugiés und Ultheimischen eigentümlich gemischt, durchweg reformierten Bekenntnisses. Ihnen war Goethe schon als Lutheraner nicht völlig genehm. Noch mehr blickten sie auf ihn als den Sproßling einer eingewanderten thüringischen Schneider- und Gastwirtsfamilie herab. Am fatalsten aber war ihnen sein „Scriblerium“, sowohl seine Rezensententätigkeit an den „Frankfurter

Gelehrten Anzeigen" wie vor allem seine in ihren Augen kompromittierende Rolle als „allamodischer Poet". Pfui über solch zucht- und sittenlose Werke wie Götz von Berlichingen und Werthers Leiden mit ihrer oft „pöbelhaften" Sprache! Ein sehr vergänglicher Tagesruhm mochte an ihnen kleben, wenn auch den Verfasser in den anrühmigen Kreisen „genialisch" tuender Neuerer beliebt machen. In wirklich vornehme Häuser, die auf ihre altererbte Reputation etwas hielten, kamen derlei „Schmuckfabrikate" nicht hinein! Ernstlich verdachte man es der oft allzusehr mit der Neuzeit liebäugelnden Madame Elisabeth Schönmann, daß sie hierzu ein Auge zudrückte. Aber schließlich, so lange der junge Mann sich artig benahm, mochte man ihn in Gottes Namen passieren lassen. Fand er doch unglücklicherweise selbst in den eigenen Reihen der Hochmögenden seine mehr oder minder lebhaften Verteidiger. Und erst die Lese, die hatte sich in sein buntes Wesen und geistreiches Getue förmlich verschossen! Was war da zu machen?

Zumal an den regelmäßigen Familien-Spielabenden, zu denen Goethe Zutritt erhalten hatte, kam er mit diesen aufs höchste von sich selbst durchdrungenen „Personagen" zusammen. Sie waren ja äußerlich freundlich und höflich zu ihm, wenn auch mit eisiger Herablassung. Doch was sie stillschweigend von ihm beanspruchten, wofern er weiterhin gnädig aufgenommen sein wollte, war völlige Eingliederung in ihre Gesellschaftsformen, wo nicht gar Unterordnung unter die — selbststrebend! — höhere Weisheit ihrer Lebensansichten.

Da saß nun dieser junge Gerichtsadvokat, Dr. juris Wolfgang Goethe, gleichsam als geduldetes Lämmlein

im Kreise dieser reichen und geblähten Prozen — und kochte heimlich vor innerer Wut. „Ihr Dummköpfe Ihr“, so knirschte es in ihm, „ich schaue ja tausendmal mehr auf Euch herab wie Ihr auf mich! Und wenn Ihr mich, wegen meiner gut geschnittenen Anzüge und meines gesetzten Auftretens, für leidlich manierlich zu befinden geruht — nun, ich versichere Euch, Ihr seid mir durch die Bank, mit verschwindenden Ausnahmen, aufs äußerste zuwider! Nur um der Einen willen ertrage ich Euch! Doch, warum kann sich das holde, süße Geschöpf nicht von Euch losreißen? Warum verlangt sie gradezu von mir, daß ich mich zu Euch setze, beim Schein der Kerzen mit Euch Karten spiele und nur hie und da einmal, über Euere aufgedonnerten Perücken und feisten Nacken hinweg, aus himmlischen Blau-Augen ein paar verstohlene Blicke auffange, die mich selig machen?“

In solch innerem Zwist zerwühlte sich der junge Mensch. Und sah doch nicht ein, wie er es möglich machen sollte, den Zwiespalt zu beenden. Denn hielt sie ihn nicht an einem „Zauberfädchen“ fest, seine angebetete Herrin? An einem goldenen, nie zerreißbaren, Herz mit Herz verknüpfenden, ach so schmerzenden, ach so beseligenden Zauberfädchen! Doch durfte er keinerlei freies Sichgehenlassen sich erlauben, kein lautes oder lockeres Wesen sich herausnehmen, nicht einmal, was er so gerne tat, fluchen, am wenigsten aber eine vertrauliche Annäherung wagen. Trotz ihrer erst sechzehn Jahre war sie seine vollendete kleine Beherrscherin geworden.

O, wie litt er da manchmal, unsäglich, in seinem Stolz und in seinem Herzen! Er schalt sich selbst oft mit brüsten

und unwilligen Worten, daß er nicht den Mut, die Entschlossenheit aufbrachte, einfach aufzustehen und hinauszu-
gehen. Wie oft schon hatte es in ihm gezuckt, grade-
wegs davonzulaufen! Aber stets hielt Lili ihn mit ihren
Augen wieder fest. Es lag, bei aller Holdheit und Engels-
güte, ein unwidersprechlicher Befehl darin. Wie anders
war doch jene köstliche Zweisamkeit, wenn er sie wieder
mal am Vormittag in der „Babellage“ bei ihren häus-
lichen Verrichtungen überraschte — wo sie ihm dann be-
sonders lieb war, in ihrem einfachen Arbeitskleidchen und
dem weißen Spizenhäubchen über dem eilig zusamen-
gesteckten natürlichen Blondhaar. Sehr im Gegensatz zu
dem gepuderten Gesellschaftsdämchen, das jetzt so sittsam
ihm gegenüber saß, züchtig in seine Spielkarten guckte,
und ein gewandtes Französisch zu parlieren wußte.

„Warte nur“, dachte er, „gleich morgen in der Früh
werden wir wieder Frankfurterisch miteinander reden!“

Und so geschah's auch. Als er in der Türöffnung der
Babellage, wie aus dem Boden gewachsen, vor ihr auf-
tauchte, war sie erst ein wenig erschrocken und mußte
dann plötzlich hellauf lachen. Wie drollig er doch wirkte,
in seiner fecken, ein wenig frechen Haltung — kaum
anders, als sei er gekommen, irgendein Guthaben ent-
schlossen einzutreiben!

Doch dann war er wieder ganz der gute und zutrau-
liche Junge, mit dem sich so warmherzig und zwanglos
plaudern ließ.

Doktor Wolfgang saß rittlings auf einem simplen
Holzstuhl, stützte die Ellbogen auf die Lehne und ließ
seine dunklen Augen umhergehen. Sie verfolgten auf-
leuchtend jede Bewegung, die das anmutige liebe

Mädchen bei ihrer flink geübten Haustätigkeit machte. Alles ging ihr so leicht von der Hand. Sie ordnete und kramte, huschte vom Schrank zur Kommode und legte hurtig auf einem blankgeputzten Holztisch sauber Päckchen zueinander, zum Mitnehmen „ins Haus“. Dann plötzlich war sie, auf einem etwas wackligen Schemelchen, dicht neben ihm, guckte ihm vergnüglich und doch ernsthaft ins Gesicht und meinte, ein Viertelstündchen habe sie noch Zeit, aber keinesfalls mehr. Dann käme die Frau Mama von ihren Bürobesprechungen in den unteren Geschäftsräumen wieder nach oben und dann heiße es gleich: „Lüchtig ins Geschirr!“

Goethe blickte sie eine Weile prüfend an. Dann räusperte er sich fast wichtigtuerisch und ließ sich bedächtig vernehmen.

„Gut, so möchte ich etwas mit Dir besprechen!“

„Bitte schön! — Aber wollen wir nicht lieber bei dem „Sie“ bleiben, Herr Doktor?“

Goethe hörte über die kleine Anzapfung hinweg.

„Nämlich ich habe eine Bitte an Dich“, begann er gradezu. „Erspare es mir künftig, in Eueren so steifen und langweiligen Familienzirkeln zu paradieren! Ich tanze nicht in derlei Gesellschaft. Schon die gedunsenen, vor Selbstgerechtigkeit glänzenden Physiognomien können mich wild machen! Selbst Du, geliebtestes Mädchen, bist dann plötzlich eine andere.“

„Wenn ich dem Herrn Doktor nicht gefalle, braucht er mich ja nicht zu suchen kommen“, erwiderte Lili schnippisch.

„Versteh mich recht, gutes Kind! Nichts wünsche ich sehnlicher, als recht oft, am liebsten alle Tage, mit Dir

beisammen zu sein. Aber, eben, allein mit Dir! Nicht in dieser geräuschvollen und aufdringlichen Gesellschaft, die mich zermürbt!"

"Sie vergessen, Herr Doktor, daß diese Ihnen so unsympathische Gesellschaft meine von Kind auf vertraute Familie und Verwandtschaft ist. Ich gehöre zu ihnen, solange ich denken kann."

"Aber vielleicht kannst Du Dich doch einmal von ihnen wegdenken! Oder bist Du mit all Deinen Fasern derart an sie gebunden, daß Du nicht mehr loskannst? — Schließlich hast Du doch auch ein Recht auf Deine eigene Persönlichkeit!"

"Das schon! Ich gehe sogar gern meine eigenen Wege. Aber Familie bleibt Familie. Die ist wie von Gott eingesetzt."

"Der liebe Gott, glaube mir, hat andere Sorgen, als Dich in das vielköpfige Ungeheuer einer tyrannischen Familie rettungslos zu verstricken. Der liebe Gott spricht am klarsten aus Deines Herzens Stimme zu Dir. Und wenn diese Stimme Dir von Liebe spricht —"

"Von Liebe? Wer sagt Ihnen das?"

"Du ließeest es mich annehmen. Oder würdest Du es mir sonst gestatten, so vertraulich neben Dir in der Ballellage zu sitzen und Dein liebes Händchen zu halten?"

Lili machte den Versuch, ihre Hand, die Goethe gefaßt hatte, wieder fortzuziehen. Aber dann ließ sie sie ihm doch. Purpurübergossen saß sie da und blickte stumm in ihren Schoß. Leise drückte Goethe sich etwas näher zu ihr hin.

"Sieh, mein liebes Kind", sagte er zärtlich. "Warum sollen wir es uns nicht gestehen, daß wir einander lieb-

haben? Ist denn das etwas Schlimmes? Und fühlst Du Dich nicht glücklich, daß eine starke und heilige Macht uns zueinander zieht? Ich wenigstens kann kaum mehr leben, wenn ich Dich nicht täglich sehe. Und Du — fühlst Du nicht auch in Dir ein neues Erwachen?"

Statt aller Antwort ließ Lili ihr heißes, pochendes Köpfschen zart an Goethes Schulter sinken.

Er beugte sich zu ihr hin und drückte ihr zwei leise Küsse auf die Augenlider.

"Hast Du mich denn wirklich so sehr, sehr lieb — Du Schlimmer?!" flüsterte sie kaum hörbar. Und versuchte dabei, schelmisch zu lächeln — was ihr indes nicht ganz gelang.

"Weißt Du das denn noch nicht — Du Ahnungslose?" kam es wispernd zurück. "Muß ich es Dir noch sagen?"

Lili machte plötzlich ein sehr offizielles Gesicht. Dann sagte sie nicht ohne Scheu: "Weißt Du so sicher, daß ich Deiner wert bin? Ich bin vielleicht gar nicht die, für die Du mich hältst!"

Goethe lachte übermütig heraus.

"Du willst mir wohl Angst einjagen! Oder hast Du Dir vielleicht etwas Schreckliches vorzuwerfen?"

"Nun, vielleicht mehr, als Du denkst! — Ich muß ganz offen mit Dir sein. Du ... Du bist nicht ... bist nicht der erste, den ich lieb habe!" Nur zögernd, geständnishaft wand sich das aus ihr hervor. Und sie blickte ihn sehr ernst dabei an.

"Also geschwind! So beichte, was Du verbrochen hast!"

„Nein, Du mußt es nicht scherzhaft nehmen! Ich war wirklich schon einmal ganz ernsthaft verliebt!“

„Und wer war der Glückliche?“

„Muß ich das sagen? — Weiß er's doch selbst nicht einmal! — Und er ist heute schon verheiratet . . . und Vater von entzückenden Zwillingen!“

Das hört sich ja ganz gefährlich an!“ lachte Goethe. „Wer kann's denn nur gewesen sein? Doch nicht etwa der . . . — warte einmal! — der Ferdinand Kunkel, dessen Schwester Fränze ich mal den Hof gemacht habe?“

„Wie kommst Du gerade auf den?“ Lili errötete. Doch dann gestand sie unter Stammeln: „Ja, er war es! Zwei Jahre mag es her sein, da sah ich keinen anderen Mann mehr an als ihn! — Und ist er denn nicht wirklich ein schmucker, galanter Cavalier?“

„Das ist er! Und dazu als Reitstallbesizersohn, glänzend zu Pferde! Das hat Dir wohl in die Augen gestochen?“

Lili zierte sich ein wenig und blickte schamhaft zu Boden.

„Man kann sich ja als junges Ding für derlei so begeistern“, sagte sie, wie zur Entschuldigung. „Wenn er auf seinem Trakehner Rappen an unserm Haus vorüberritt, stand ich regelmäßig am Fenster und schaute ihm herzklopfend nach. Und als ich einmal, in größerer Gesellschaft, mit ihm ausreiten durfte, war's meine höchste Seligkeit!“

„Aber entdeckt hast Du Dich ihm niemals?“

„Was glaubst Du nur? Eher bin ich feck zu ihm gewesen! Damit er nur ja nichts merken sollte!“

Goethe wiegte lachend den Kopf.

„Und das ist Deine ganze Beichte? Du wirfst mir doch nichts weismachen wollen! Und geküßt hast Du ihn nie? Gesteh's nur! Ich sehe, wie Du rot wirst.“

„Ich ihn küssen? — Wo denkst Du hin? — Das doch nur so mit Onkels oder Cousins. Die nehmen sich ja allerlei heraus! Und da hat's doch auch nichts zu bedeuten — in der Verwandtschaft!“

„Nein, die Verwandtschaft ist ein Freibrief“, spottete Goethe. „Aber es küßt sich auch da ganz reizend. Oder macht es mit Cousins vielleicht keinen Spaß?“

„Darauf antworte ich nicht. Ich lasse mich nicht foppen!“ Sie zog die Stirn in zürnende Falten. Sah dabei aber so rosig und holdselig aus, daß Goethe seine Verliebtheit heiß im Nacken spürte. Rasch beugte er sich zu ihr hin.

„So ist dies denn Dein erster wirklicher Kuß!“ sagte er kühn. Zog die in der Ueberrumpelung nur halb sich Sträubende mit starkem Ruck an sich und vergrub seine Lippen in die ihrigen.

Lili wollte schreien, wollte aufspringen. Lag aber dennoch fest in seinen Armen, bald ganz Hingebung. Und ohne daß sie's wußte oder wollte, erwiderte sie seinen Kuß mit voller Innigkeit. Lag dann noch längere Zeit in seinem Arm, die Augen geschlossen, wie in sanfter Betäubung.

Plötzlich fuhr sie auf.

„Ich höre Geräusch, oben in der Wohnung! Die Frau Mama ist heimgekommen! Rasch, ich muß jetzt fort! Sie darf nichts merken!“

Und wollte hinauslaufen.

kehrte sich aber in der Thür noch einmal um und flog aufs neue in seine ausgestreckten Arme.

Doch nur auf einen kurzen Moment. Dann stob sie eilends hinaus.

Goethe aber stand in Frau Elisabeth Schönemanns Babellage, blickte wie verduzt in die leere und doch mit tausend Sachen so vollgestopfte Stube und lauschte ein paar klappernden Schühchen nach, die sich pflichteifrigst entfernten.

Noch spürte er die tiefe Wonne der schwellend-weichen Lippen heiß auf den seinen.

Leise sang etwas in seinem Inneren.

Gang von einem Zauberfädchen, das sich nicht zerreißt . . .

Und das er auch nicht zerrissen haben wollte! Wie durch Bluthige mit ihr zusammengeschmiedet fühlte er sich durch ihre Küsse!

Stimmen aus der Ferne

War Goethe nun glücklich?

Gewiß, seiner Liebe fühlte er sich sicher. Und Wonne durchrieselte ihn, so oft er Lilis ansichtig wurde oder das Bild der Abwesenden im Geiste vor sich beschwor. Aber dazwischen lagen viele Stunden, wo sein Dämon mit ihm haderte und seine „animula vagula“ ihn unster von einem zum andern trieb.

Vielerlei begann er. Fast alles warf er nach kurzem wieder fort. Hundert dichterische Pläne keimten in ihm, durchschwirrten sein Gehirn, durchkreuzten einander, wollten nicht zur Ruhe gelangen.

Dann wieder, plötzlich, packte ihn etwas wie Angst vor sich selbst. Wer war er? War er nicht der ärgste Blinder? War er nicht ein wahrer Tunichtgut und durch Schlamm und Sümpfe gewatet? Wie durfte er es wagen, ein reines Mädchen wie Lili an sich zu fesseln? Er, der soviel Schuld auf sich geladen hatte! Der eine Friederike, dieses Wunderbild arglosen Vertrauens und ungeschmälerter Hingebung, enttäuscht, verlassen, unglücklich gemacht hatte! War er nicht von ihrem anfliegenden Bilde bis in die Träume seiner Tage und Nächte verfolgt worden? Hatte er es nicht in dichterischen Gestalten — wie oft schon! — selbstquälerisch heraufbeschwören müssen? Und Lotte? Und Mäze Laroche? Und die vielen anderen, die mehr oder weniger flüchtig und reizpendend seinen Lebensweg gekreuzt hatten? Durfte er Lili ihnen zugesellen?

Sie war für ihn das Sinnbild der Reinheit. Mehr noch als ihre Schönheit und Anmut rührten ihn ihre Unschuld und Güte. Er stand davor und bewunderte. Wie sein Faust, den er so tief in der Seele trug, fühlte er ein anbetendes Verlangen — und gleich daneben eine seltsame Furcht, geboren aus Zweifel und bohrender Zerknirschtheit. Er wußte selbst nicht, wie ihm war. Manchmal wand er sich in einem Gefühl wie von folternder Ungewißheit. Aber dann bäumte sich jählings wieder sein Trost. Er fühlte den Ruf seines Genius, der ihn zu hohen Leistungen bestimmte. Nur eines kannte und anerkannte er als wahrhaft zwingende Verpflichtung: das ewig-rege Gebot seines prophetisch aufgewühlten Inneren! Diesem Folge zu leisten, ihm zu gehorchen, war das, was der Geist von ihm zu fordern hatte.

Alles mußte er diesem opfern, mußte er nicht jetzt sogar vor seiner Liebe zittern? Lag hier nicht eine Schlinge, die ihn seiner Aufgabe zu entfremden drohte? Lili, eine — Gefahr? Er hätte weinen mögen! Alles an ihr war so lieb, so gut! Und versprach ihm die Fülle wahren Erdenglücks! Und dennoch rief ihn manchmal eine herrische Stimme an, dieses alles fahren zu lassen — weil anders seine Bestimmung war!

„Könnst' ich von ihr los!“ stöhnte es manchmal aus seinem verborgensten Inneren.

Könnte es eine schlimmere Plage und Ungewißheit für ihn geben?

Eines Morgens erwachte er, als die Sonne hell zu ihm ins Zimmer schien. Ein breiter goldener Strahl, in dem zitternde Stäubchen tanzten, ergoß sich leuchtend durch das Fenster. Mit beiden Füßen sprang er in einem Satz aus seinem Bett. Entgegen allen Wirrsalen dieser Lage fühlte er sich erfreulich frisch und zuversichtlich.

Sofort regte sich eine freudige Kampf Stimmung in ihm. Und wie mit einem Schlage stand plötzlich, wie fernes Geistergrüßen, seine Prometheusgestalt vor ihm, wuchs aus ihm heraus, in hellem Titanentrog. Den Olympiern die Fackel ihres Feuers zu entwenden und sie den Menschen zu bringen, zur wohlthätigen Erleuchtung ihrer Geistesnacht — war das nicht ein herrliches Unternehmen? Durfte ein Prometheus sich nicht als Nebenbuhler der Götter fühlen — dieser geizigen Selbstlinge, die das Licht nur für sich haben wollten und es den armen Erdenwürmern nicht gönnten? Mochten sie ihm zürnen, die Götter, mochten sie ihn schmähen und ihn heimtückisch

fesseln! Die Armseligen! Immer nur waren sie begierig nach Brandopfern und wollten unterwürfig beweihräuchert werden — als ob alles Gute nur von ihnen allein herrühre! Aber durfte nicht er, Prometheus, sich ihnen gleichdünken? Warum sollte er ihnen für das, was er geworden war, ewigen knechtischen Dank zollen? Als ob er nicht aus sich selbst heraus erstarkt wäre! Aus eigener Kraft und eigenem Antrieb!

„Hast Du nicht alles selbst vollendet,
Heilig-glühend Herz?“

Da standen die Worte! So empfand er es. Der Titan hatte recht. Nur vor Göttern und Götzen, und wer immer als ihresgleichen sich aufspielte, niemals sich beugen! Wer waren denn diejenigen, die sich vermaßen, Menschen zu regieren und sich als eine geheimnisvolle „Oberschicht“ zu fühlen? Glende Paragraphenschwitzer zumeist und Nichtskönner! Sie — die „Götter auf Erden“? Die alles zu machen, alles in Gang zu bringen wähnten? Und die doch Nichtse waren gegenüber dem wahrhaft produktiven Menschen! Wie sprach doch sein Prometheus?

„Hier sitz ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und Dein nicht zu achten,
Wie ich!“

Herrlich dieser Prometheusstolz! Im Tiefsten das Gleiche wie der in ihm lebende Dichtertroz! Darum hatte er es

auch so nachfühlen und aussprechen können! Darum fühlte er sich so von innen her berauscht und durchglüht, wenn er sich in diese Titanengestalt versenkte!

Freilich, wenn er nun weiter dachte und sich das fernere Schicksal des armen Prometheus vergegenwärtigte, dann entstand doch in ihm ein leises und wunderliches Stocken. War nicht Prometheus, zur Strafe für seine Auflehnung, von eben dem Göttervater, den er gelästert hatte, an einen einsamen Felsen geschmiedet worden? Und jeden Morgen erschien der dienende Ubler des Zeus und hakte dem gefesselten Aufrehrer unter folternden Schmerzensqualen die Leber weg, die immer wieder, zum Entsetzen des Gepeinigten, aufs neue nachwuchs?

Dann trösteten ihn mitleidige Okeaniden — oder suchten wenigstens ihn zu trösten! — und lieblich erschollen ihre weichherzigen Gesänge aus fraulichen Munden. Doch ob diese wohl je das Ohr des Gemarterten erreichten? Es gibt Schmerzen, die so furchtbar sind, daß selbst Frauenliebe sie nicht auslöschen, kaum lindern kann. Man muß ein Heros sein, ein götterstarker, um sie ertragen zu können. Prometheus war einer. Doch auch er — der dichtende Nachfühler und Nachgestalter jenes Titaniden?

Ein beklommenes Gefühl wirrte sich in ihm empor, seine bisher so hochgehende Wallung durchkreuzend. Das überwiegige Stimmchen in seinem Inneren flüsterte ihm zu, daß er selbst nicht zum Märtyrer und zu standhafter Leidensprobe geboren sei. In ihm war und lebte unzählbarer Drang nach menschlichem Glück, nach innerer Harmonie und nach Frieden mit dem Schicksal. Sich selbst wollte er solches schaffen, und als Dichter die

Menschen lehren, es auch ihrerseits zu erringen. Das, fühlte er, war seine Sendung. Nicht die eines Aufwählers — eher die eines Beschwichtigers. Doch darum, er hoffe es, zugleich eines Glückspenders.

Seine Promethensdichtung aber — das ward ihm plöglieh zur Gewißheit — würde er niemals vollenden! Was er nicht innerlich ganz und bis zu Ende durchleben konnte, das konnte er auch nicht gestalten. Zu ehrlich und phrasenfeindlich war sein dichterisches Sichbekennen.

Er fühlte sich wieder auf der Erde: als ein simpler Mensch mit Fehlern und Gebrechen. Und gern hätte er jetzt einen Freund zur Stelle gehabt, sich ihm zu bekennen und zu offenbaren: in der seltsam widerspruchsvollen Stimmung, die ihn alle diese Tage beherrscht hatte — und die nun aufs neue aus ihm erwachsen war . . .

Da klopfte es an seine Thür, Christine, die alte Wirtschaftsmagd, erschien und reichte einen Brief herein.

„Von den Herren Grafen Stolberg, aus Hannover“, sagte sie geheimnisvoll-wichtigtuertisch und war gleich wieder verschwunden.

Goethe starrte auf die Aufschrift mit der wohlbekannten Hand seines Freundes Christian Stolberg, in der sich Flüchtigkeit und Selbstbewußtsein eigentümlich paarten. Riß dann den Brief auf und sah, daß beide Brüder, Christian und Friedrich Leopold, an ihn schrieben und voll Enthusiasmus ihren bedorstehenden Besuch in Frankfurt ankündigten. Zugleich baten sie um freundliche Aufmerksamkeit für ein einliegendes Schreiben von Frauenhand, dessen Urheberin sie indes nicht verrieten.

Goethe fühlte sich sogleich durch dieses zweite Schreiben seltsam gefesselt. Schon die Schriftzüge sprachen lebendig auf ihn ein. Es lag soviel echte Fraulichkeit in diesen großen und schrägliegenden Lettern, und zugleich soviel Offenheit, soviel Stolz. Unterschrieben war der Brief, schlicht und kurz, „Eine Freundin“, sonst ohne Namensnennung.

Er las — und sofort umwehte ihn eine Atmosphäre von Wärme, Liebe, natürlichem Verständnis. Welch wunderbarer Gleichklang der Herzen!

Ob er glücklich sei? fragte die Schreiberin. Und fühlte sich durch ihr inniges Mitleben mit dem Dichter von „Werthers Leiden“ dazu berechtigt. Wie sie diese Dichtung in sich aufgenommen und bis ins Letzte und Feinste sich damit durchdrungen hatte — doch ganz aus dem Instinkt heraus, ohne künstliche Lüftelei — das quoll wie Offenbarung einer sich entschleiernden Seele dem Lesenden entgegen. Und dabei zugleich dieser deutliche Ton von vornehmer Selbstbehauptung, weit entfernt von allem Sichheranschmeißen, Sichwichtigmachen!

Goethe starrte in das Schreiben hinein, wie in dumpfer Benommenheit! Wer sprach da zu ihm aus weiter Ferne, wie mit leiser, doch tief-eindringlicher Geisterstimme? Welch ein Wunder begab sich mit ihm — gerade jetzt, in dieser ausgewählten Stimmung, wo er so voll Bangnis gedürstet hatte, nach freundschaftlich-seelenvoller Berührung?

Nach einem Menschen hatte er gesucht — und da öffnete sich ihm, unerwartet, eine Schwesterseele!

Und rasch, besinnungslos eilte er zum Schreibtisch. Nahm den Gänsekiel zur Hand — und hurtig flogen seine Worte aufs Papier.

„Meine Senere — ich will Ihnen keinen Namen geben — denn was sind Namen: Freundin, Schwester, Geliebte, Braut, Gattin — oder ein Wort, das einen Komplex von all diesen Namen begriffe — gegen das unmittelbare Gefühl, zu dem — “

Er mußte abbrechen. Was war er eigentlich im Begriffe zu schreiben? Wer war die Fremde, der er, so hastig antwortend, gleich sein Herz auszuschütten sich anschickte? Eine Fremde?! Wunderliches Gefühl! Ihm war, als sei sie eine ihm seit vielen Jahren Vertraute.

Noch einmal stürzte er zum Schreibtisch und schrieb ein paar Worte:

„ — ich kann nicht weiterschreiben! Ihr Brief hat mich in einer wunderlichen Stunde gepackt. Adieu, gleich im ersten Augenblick! — “

Er ließ die Feder fallen. Später wollte er mehr schreiben. Jetzt nicht, jetzt nicht! Er mußte erst irgendwie fertig werden mit diesem Erlebnis.

Denn ein Erlebnis war es — das fühlte er ganz unweigerlich: dieser Brief der bisher Unbekannten, aus irgendeinem rätselumsponnenen Weltwinkel herans — der wohl hoch oben im Norden zu suchen war —, vielleicht benachbart jenem Thule, das er so manchesmal mit seiner dichterischen Einbildung umschweifte.

Eine Geisterstimme . . . ! Eine Geisterstimme . . . ?

Der „Fastnachts-Goethe“

Alle, die ihn von früher her kannten, zumal die sich als seine geistigen Mitstreiter fühlten, waren in diesen Wochen völlig irregeworden an Goethe.

War das jener rebellische Doktor Wehrwolf, der sich einen Hochgenuß daraus bereitete, der sogenannten guten Gesellschaft ein Schnippchen zu schlagen? — und durch herausfordernd ordnungswidriges Betragen den braven Spießern ein Argernis zu bieten?

Wie ausgewechselt war er auf einmal, all seinen Kameraden entschwunden, kaum für irgendeinen Disput über brennende Zeit- und Geistesfragen noch zu haben! Vielmehr verstrickt in gesellige Vergnügungen und kaum von etwas anderem gefesselt, als „den Galanten zu spielen beim schönen Geschlecht“ und zumal einer niedlichen Blondine, die man öfter mit ihm sah, unausgesetzt den Hof zu machen.

Der gute Georg Melchior Kraus verwünschte es beinahe, seinen Freund in das von oberflächlichem Weltlärm erfüllte Schönemannsche Haus überhaupt eingeführt zu haben. Johanna Fahlmer, die stets besorgte „Tante“, schüttelte in Verwunderung ihr kluges Köpfchen, und Fritz Jacobi war nicht wenig verschnupft, daß er bei seinem auf wenige Wochen bemessenen Aufenthalt den Freund so wenig zu Gesicht bekam. Der engste Rivale Goethes aber, der „Sturm- und Drang“-Dramatiker Maximilian Klingler, nahm es mit kaum verhohlener Genugthuung zur Kenntnis, daß der eitle und hoffärtige, so vielfach überschätzte „Götterliebbling“ nun seine wahre Natur offenbarte und sich um geistige Dinge

nicht mehr zu bekümmern schien. Er verabsäumte es auch nicht, dem bedeutamen Parteigänger Goethes, dem witzigen Kriegsrat Merck in Darmstadt, hierüber ein paar scharfgewürzte Andeutungen zu machen.

Von all diesem Geraune schien der Betroffene selbst so gut wie gar nichts wahrzunehmen. Was die Menschen von ihm dachten und sprachen, und seien es selbst gute Freunde und wertgeschätzte Persönlichkeiten, war ihm stets so lange gleichgültig, als es ihm nicht unmittelbar entgegentrat und so die Abwehr direkt herausforderte. Er wollte nun einmal dieser Leidenschaft sich hingeben, die ihn so mächtig gepackt hatte und die ihn bis in die letzte Faser seines Wesens hinein erfüllte. Allen widerstrebenden Stimmungen zum Trotz, die ihn ja keineswegs verschonten, mußte er dieses Erlebnis ausschöpfen — koste es was es wolle! Er konnte und mochte den Flammen nicht gebieten, die ihn so heiß und mächtig umloderten!

Lili, Lili war jetzt der ganze Inhalt seines Fühlens und Trachtens. Sein Blut schäumte auf, sobald ihr Name in ihm tönte. Seine Phantasie erhitzte sich bei den bloßen Umrissen ihrer Gestalt.

Ungeduldig und manchmal fiebernd erledigte er tagsüber seine Angelegenheiten. — Die Advokatur, wie oft wünschte er sie auf den Blocksberg! —

Aber kaum sank die Nacht nieder — und rings in der Finsternis flammten die Lampen und Kerzen auf — da fühlte er seine Pulse jagen — und es stieg grenzenlose Liebessehnsucht in ihm auf. Damit verband sich ein ungestümer Drang nach wilder Zerstreuung — nach Glanz und Kerzen, rauschenden Festtoiletten, närrischen Kostümen, Menschengedränge, wogender Tanzeslust!

Fast allabendlich war jetzt Ball. Und überall traf und suchte er Lili. Den Duft ihrer Nähe einzuatmen, Abend für Abend, war ihm zum zwingenden Bedürfnis geworden. Und welch ein Genuß, Rivalen aus dem Felde zu schlagen! Vor allem diesen eingebildeten Dümmling von Jaques Mansfeld — und viele andere noch — in Uniformen, in Dominos, in Brigantentracht, in Harlekinsgewändern! Wie sie auch schöntaten und sich wichtig machten, sie alle mußten vor ihm weichen! Das Feuer, das durch seine Adern glitt, machte ihn unbesiegbar. Wenn Lili ihm, aus blaublitzenden Augen, wollend oder nicht, ihre ganze rückhaltlos angefachte Liebe zuwarf, dann erwachte ein Triumphgefühl in seinem Herzen, das alle seine Adern höher schwellen ließ.

Auf Familienbällen — bald bei Schönemanns selber, doch auch bei d'Orville, bei Gontard, bei Bernard — und einmal selbst in dem ganz vornehmen Hause der Bethmann — kam er mit Lili zusammen. Er war überall eingeführt, überall eingeladen. Ob sie ihn mochten oder nicht, sie konnten sich dem nicht entziehen, ihn zu empfangen. Mama Schönemann setzte sich für ihn ein — somit war er rezipiert. Schließlich war er ja nicht bloß Literat, sondern auch Jurist mit angehender Karriere — und vielleicht dazu ausersehen, einmal eine führende Rolle im Magistrat seiner Vaterstadt zu spielen!? Ubrigens machte er, zumal im galonierten Rock, eine sehr gute Figur.

Doch weit schöner als bei der Verwandtschaft waren die auswärtigen Bälle, besonders die im Scharffschen Saale am Liebfrauenberge veranstalteten. Das war ein etwa vor einem Dezennium mit höchstmöglicher Verschwendung herausstaffierter Redoutensaal, mit zwei

großen Kristall-Lüstres und zahlreichen versilberten Wandleuchtern versehen, dazu mit einem glänzend gewichsten Parkettfußboden ausgestattet, über den die tanzenden Füße wie in leichtester Götterwonne dahinglitten.

Einmal hatte auch die Mutter Goethe ihren Sohn dorthin begleitet und es war ihm eine besondere Freude gewesen, sie mit Mama Schönemann und mit Lili bekannt zu machen, — während die übrige Sippe Gott sei Dank zu Hause geblieben war. Als er mit der Liebsten im Arme zu den aufrauschenden Gavotteklängen durch den hellen Saal dahinschwebte, gereichte es ihm sowohl wie Lili zu besonderer Freude, die beiden Mamas zu beobachten, wie sie so einträchtig nebeneinanderstanden, alles Mögliche zu schwätzen hatten und mit stolz leuchtenden Augen in den Saal schauten, um sich als unmittelbare Angehörige des schönsten und elegantesten Tanzpaares in wahren Hochgefühl zu sonnen. Als Goethe hinterher, als galanter Sohn, die „Frau Kat“ nach Hause führte, tat es ihm überaus wohl, aus deren Munde viel Liebes über die Angebetete seines Herzens zu vernehmen.

Auch an den Abenden, wo nicht getanzt wurde, suchte Goethe nach Möglichkeit Lili irgendwie zu treffen. Eifriger als je besuchte er Konzerte, wo sie, die Musik über alles liebte, niemals fehlte. Und als die Marchand'sche Theatertruppe Frankfurt besuchte und im Junghof französische Komödien spielte, wie klopfte da sein Herz, wenn er unten im Parterre stand und er oben in einer Loge, federbuschgeschmückt, seine Liebe erscheinen sah, sofort von allen Augen im Zuschauerraum bemerkt und bewundert! Wie sie sich niedersezte, wie sie aufstand, wie sie über die Logenbrüstung sich neigte und in den Saal spähte

oder wie sie sich umwandte und ihrer Nachbarin etwas zuflüsterte, alles verfolgte er mit hungrigen Augen und empfand dabei die süßeste Wonne in seinem Herzen. Wenn aber gar ihre Blicke einander trafen — nicht zu öffentlich, bitte! — und ein vielsagendes Lächeln über die lieblichen Züge des holden Mädchens glitt, da fühlte er sich wie in königlichem Besitz!

Nach Schluß der Vorstellung dann, eine rasche Begrüßung im Vestibül — zuweilen auch ein Hingeleiten zur harrenden Cänfte, die allzu rasch sich entfernte — und dann noch ein stundenlanges Umherirren in den Straßen, um die tobenden Nerven zu beruhigen!

Das war der Frankfurter Fasching 1775. Und zwei glückliche Menschenkinder gab es, die ihn selig durchschwelgten.

Ein Abschiedsgespräch

In all dem Trubel verliebter Geschäftigkeit hatte Goethe seinen Freund Frits Jacobi — das mußte er sich selbst zum Vorwurf machen — stark vernachlässigt.

Nun stand bereits dessen Abreise bevor, und da hielt die stets aufmerksame Johanna Fahlmer es denn doch für angebracht, die beiden Freunde zu sich „zu einem gemütlichen Kaffeelätschchen“ einzuladen.

Mit einer Miene von Abgeheßtheit trat Goethe ins Zimmer und spendete beiden Freunden nur flüchtigen Gruß.

„Vielbeschäftigter Mann!“ spottete die „Tante“, „Du bist ja ganz ab! Läßt Dich Deine Lili so wenig zu Atem kommen?“

„Was wißt Ihr davon?“ maulte Goethe zurück. „Darf man nicht einmal einem hübschen Mädchen die Cour schneiden, ohne daß ganz Frankfurt sich darüber aufregt?“

„Du treibst es wohl ein bißchen bunt“, bemerkte die „Tante“. „Selbst Melchior Kraus, der Dich doch in das Haus ‚Am Liebeneck‘ eingeführt hat, meinte neulich, Du habest Dich ganz dort einfangen lassen.“

„Der biedere Melchior!“ brauste der Dichter auf. „Er soll lieber Sorge tragen, daß er den Köpfen, die er zeichnet, nicht schiefe Nasen aufsetzt, noch eine Windmühle für einen Kirchturm ansieht! Was gehen ihn anderer Leut' Sachen an? Ich sage ja auch nichts über seine buckelige Geliebte, die Dörte!“

„Na, die Dörte hat zwar eine etwas schiefe Schulter, aber noch lange keinen Buckel“, verteidigte Johanna ihre Freundin. Erhob sich dann, goß Kaffee ein, rückte die Kuchenplatte heran.

„Du bist ja wieder mal so bissig, Goethe“, mischte Jacobi sich ein. „Und kannst doch sonst einen Sparren vertragen.“

„Auf einen Schelmen anderthalbe!“ murrte Goethe vor sich hin. Schlürfte aber gleichwohl mit Behagen seinen Kaffee.

„Na, sei nicht gleich so wild“, beschwichtigte der Freund. „Denk' lieber daran, wie Du seinerzeit den Rektor Hasenkamp, als er Dich attackierte, durch überlegene Milde honorig abgeführt hast!“

„Was war das mit Rektor Hasenkamp?“ fragte Johanna Fahlmer, neugierig gemacht. Und tat noch ein Stücklein Zucker in die Tasse.

„Du kennst die Geschichte nicht?“ fragte Jacobi lachend. „Die ist im vorigen Sommer in Eberfeld passiert, als unser Freund Wolfgang mit Lavater dort erschien. Da saßen wir zusammen an einem langen Tisch und auch Rektor Hasenkamp, ein sehr gottesfürchtiger Mann, war mit dabei. Auf einmal wandte sich dieser an unsern Freund und fragte in feierlichem Ton: „Sind Sie nicht der Doktor Goethe? —“ „Ja, der bin ich.“ — „Und haben das berühmte Buch: ‚Die Leiden des jungen Werther‘ geschrieben?“ — „Ja, das hab’ ich.“ — „So fühle ich mich vor meinem Gewissen verantwortlich, Ihnen meinen Abscheu an dieser ruchlosen Schrift zu erkennen zu geben. Gott wolle Ihr verkehrtes Herz bessern! Denn wehe, wehe dem, der Argernis gibt!“

„Donnerwetter, das war stark!“ warf Goethe dazwischen. „Und was hab’ ich dem Affen geantwortet? Hoffentlich nicht gar zu sanftmütig!“

„Du sahst ihn Dir ganz ruhig an“, berichtete Jacobi. „Nicht einmal spöttisch und gar nicht herausfordernd. Und dann sagtest Du, beinahe demütig, doch steckte ein richtiger kleiner Schalk dahinter: ‚Ich sehe lebhaft ein, daß Sie mich aus Ihrem Gesichtspunkte nicht anders beurteilen können. Und ich ehre die Redlichkeit Ihrer Denkweise. Beten Sie für mich!‘ Du kannst Dir denken, mit welcher Spannung wir Deinen Worten lauschten. Und alles war gut — bis auf das Letzte! Denn wenn ein Goethe so scheinheilig tut, so hat er einen Mephisto im Nacken.“

Goethe lachte aus vollem Halse und war plötzlich munter wie der Fisch im Wasser.

„Jedenfalls“, schrieb er, „dem Manne habe ich gedient! Mag er's genommen haben wie er wolle!“

„Nun, er steckte es ganz bescheiden ein — und der Abend verlief ungetrübt“, erinnerte Jacobi. „Mir selbst hast Du damals unendlich gefallen. Ich fühlte Dich mir so nahe wie niemals vorher. Du kennst ja meinen Wahlspruch: ‚Mit dem Kopf ein Heide, mit dem Herzen ein Christ!‘ Nach diesem schienst Du Dich mir damals vorbehalten zu haben.“

„Wofern Du Dich nicht täuschst!“ erwiderte Goethe frei heraus. „Wo das Christentum bei mir stecken soll, das wüßte ich zur Zeit wirklich nicht zu sagen. Im Gegenteil, ich fühle mich von Kopf zu Fuß als ganzen Heiden. Und befinde mich äußerst wohl dabei.“

„Dir ist Dein Christentum nur nicht bewußt“, suchte der andere aufzuklären. „Schon in Deinem Spinozismus steckt viel Christentum. Und alles, was Du von Deiner Freundin Klettenberg — Gott hab' sie selig! — übernommen hast, quillt das nicht rein aus Christi Lehre?“

„Es liegt mir nicht, mich derart bei lebendigem Leibe sezieren zu lassen“, bekannte der Dichter. „Ihr müßt mich nehmen wie ich bin — wie Gott mich hat wachsen lassen. Das einzige, wonach ich trachte, ist: immer weiter zu wachsen! Also, immer mehr der zu werden, der ich bin!“

„Und durch das, was Du bist, der Menschheit zu dienen!“

„Vielleicht! Wenn's kommen soll, so kommt's! Auch ohne daß ich groß danach trachte! Wenn nur die Menschen durch mich lernen wollten, reiner und echter und

unmittelbarer zu fühlen! Dann wäre ich schon ganz zufrieden.“

„Das ist sogar ein sehr hohes Ziel, das Du Dir damit steckst!“

„Ob hoch oder nicht: dazu sind wir Dichter doch da, die Menschen stärker fühlen zu lehren! Dies ist mein Glaube. Ist's denn nicht gar zu jämmerlich, wie ängstlich die meisten mit ihrem Fühlen sich verkriechen? Wie kleinlich sie jedes Quentchen von Gefühl, das sie etwa an eine Sache oder einen Menschen verschwenden könnten, krämerhaft berechnen! Statt sich mit voller ganzer Brust in eine Sache hineinzuwurfen! Nur so ergreift man das Leben ganz. Nur so fühlt man ganz, wer man selber ist!“

„Sieh, Goethe, so lieb' ich Dich!“ warf Johanna Fahlmer dazwischen.

„Ich habe niemals mit meinem Gefühl geschachert“, fuhr dieser, wie vom Geiste getrieben, fort. „Wenn ich auch sonst gewiß kein Held sein mag: aber ob ich mit meinem Gefühl mich verbrannte oder nicht, danach habe ich niemals gefragt. Wie oft schon war mir, als müßte ich an meinem Gefühl direkt zugrunde gehen! Als müßte es mich in tausend Fegen zerreißen! Trotzdem war ich nicht imstande, ihm entgegenzutreten. Ich mußte es sich austoben lassen. Dafür hat es mich freilich zu anderen Malen zum Himmel emporgetragen, hat mir wunderbarste Hellen — nicht Hölle! — obwohl auch diese zuweilen — durch Erleuchtung und Erkenntnis geschenkt. Mit dem bloßen Verstande — glaubt's mir, Freunde — habe ich noch nie etwas begriffen. Damit allein bin ich dumm und stumpf und wie vernagelt. Wenn aber die Farbe des Gefühls hinzukommt, dann werden alle Dinge

mir lebendig, dann werde ich hell und weise und begreife alles!“

„Und kannst dann auch von Dir aus alles lebendig machen — darum bewundere ich Dich ja so!“ rief Fritz Jacobi, mit leuchtenden Augen.

„Schön, wenn die anderen sagen, es sei ihnen lebendig geworden. Damit muß ich mir genug sein lassen“, ergänzte Goethe bescheiden. Eine Weile schwieg er und fuhr dann nachdenklich fort: „Das Lebendige ist ja stets zugleich das Geheimnisvolle. Niemand kann es erklären. Weil es ganz und unteilbar ist! Und weil es alles umfaßt! Hohes und Niedriges, Schönes und Häßliches, all unser Leiden und all unser Seligsein. Wir sprechen diese Gegensätze aus und meinen, etwas damit zu sagen. In Wahrheit aber sind sie alle ein und dasselbe, allenfalls durch Stufungen unterschieden. Wenn ich in einem Gedicht mein allertiefstes Qualgefühl ausdrücke, meint Ihr, indem ich es forme, ich trage nicht zugleich ein unaussprechliches Glückgefühl in mir? Das rinnt alles ineinander, durchdringt einander zu einer wunderbaren Einheit. Ich meine: im Reiche der Dichtung! Denn wer dieses dichterische Schöpfergefühl nicht hat, der ist freilich den Qualen, die in ihm wühlen, rettungslos ausgeliefert. Darum schildert man uns Dichter manchmal so. Meint, daß wir nicht ernsthaft fühlen könnten. Weil wir neben der Verdummung immer schon gleich die Erlösung in uns tragen. Weil wir bei aller hemmungslosen Kraft, mit der wir uns in ein Gefühl hineinwerfen, doch jederzeit auch wieder daraus aufzutauchen vermögen!“

„Wenn ich Dich so anhöre, Goethe“, versetzte Jacobi nach einer Pause, „so kommt mir eines zum Bewußtsein:

was Du hier das Dichterische nennst, das nenne ich das Christliche!"

"Hör auf, hör auf!" lachte Goethe, "Dein Bekehrungseifer ist gar zu groß! Aber so jesuitisch-schlau Du es auch anfängst, es wird Dir dennoch nicht gelingen, aus mir einen Christen zu machen."

"Ich mache nichts, was nicht ist. Jeder trägt in sich selbst seine eigene Gewißheit", schloß Jacobi die Debatte.

Goethe erhob sich. "Ich sehe, Freund", sagte er und reichte Jacobi die Hand, wir verstehen uns! Oder wir verstehen uns auch nicht! Was kommt darauf an? Genug, wir lieben uns! Kann es Schöneres geben?! — Leb wohl! Mich ruft eine Verabredung fort — diesmal nicht die holde, die Du meinst — obwohl ich wünschen möchte, sie wär' es. Doch es gibt auch Hartes und Saures in meinem Leben — das ich zu erledigen habe! — Leb wohl!"

Er drückte ihm und Johanna Fahlmer die Hand und ging festen Schrittes hinaus.

Die irdische und die geistige Geliebte

Erste wärmende Frühlingslüfte, wenigstens ein Hauch davon, hatten Goethe und Lili schon in den ersten Märztagen ins Freie gelockt. Nur von einem Stallpagen begleitet, waren sie hinausgeritten, in der Richtung nach Homburg, und hatten dort, während die Pferde grasten, auf ausgebreiteten Tüchern, im Walde gelagert, ein mitgebrachtes Frühstück unter Lachen und Scherzen verzehrend.

Hie und da quollen aus dickem Moose Reste antiker Steintrümmer hervor, mancherlei Säulenstümpfe und Tafeln mit zerborstenen Inschriften und ornamentgeschmückte Gebälkteile.

Goethe stand auf und schlenderte zwischen ihnen umher, hie und da sich niederbeugend, um Buchstaben und Jahreszahlen zu entziffern. Lili plauderte derweile in ihrer gewohnten Leutseligkeit mit dem jungen Burschen und ließ sich von dessen Elternhaus erzählen.

„Es mag wenige Jahre her sein“, berichtete Goethe zurückkehrend, „da traf ich hier ein junges Weib, das einen Knaben an der Brust nährte, ein gar liebliches Bild, das mich in der Seele ergriff. Ich ließ mich mit ihr ins Gespräch ein und sie führte mich noch weiter waldwärts zu ihrer Hütte, wo sie mich durch einen Trunk frischen Wassers labte. Der Knabe schlummerte ein. Ich saß bei ihm und bewachte seinen Schlaf, während die Frau zum Quell herniedergestiegen war. Mir kamen allerlei Gedanken und ich habe sie später in Versen festgehalten. Vor allem aber bewegte mich der Wunsch, selbst einmal solch holden Knaben als meinen eigenen Sohn auf dem Arm zu wiegen . . .“

Lili errötete und blickte schweigend in ihren Schoß. Sie sah ungemein lieblich aus. Goethe ließ sich wieder an ihrer Seite nieder, während der Stallpage zu den Pferden gegangen war und sie zum Heimritt fertig machte.

Flüsternd beugte der Dichter die Lippen zu Lilis Ohr, das heiß erglühte. Sie antwortete nicht, aber in ihren Augen lag ein stummes und doch zärtliches Flehen. Er nahm ihre Hand und drückte auf die Fingerspitzen einen

leisen innigen Kuß. Dann half er ihr aufstehen und hob sie mit zarter Stützung fürsorglich in den Sattel.

Er selbst schwang sich rüstig nach. Schnaufend setzten sich die Pferde in Trab, eng Seite an Seite, während der Stallbursche einige Schritte hinterher trabte.

Herber Lenzgeruch lag in der Luft, wie eine Ahnung von Kommendem Werden. Mittag war vorüber, doch immer noch wandte die Sonne ihre ganze Kraft an, den Winter vergessen zu machen. In der Höhe tönendes Lerchengezwitscher. Der Himmel wolkenlos.

Das rhythmische Wippen im Sattel wiegte das Hirn des jungen Dichters in leises Träumen. Und warm fühlte er die Nähe des geliebten Wesens, das im gleichen Takte neben ihm über die Ebene flog.

Ach, daß diese Stunde Ewigkeit besäße! Keimte in ihm der Wunsch. Ihn berauschte das Entzückend-Damenhafte, das in diesem noch halb-kindlichen Geschöpf lebte und so apart, so eigenartig sich in ihr regte. Dieses instinkthafte Sich-in-Obacht-nehmen, diese Keuschheit und Beherrschtheit, die, ein wenig der Furcht verwandt, doch darum nur um so rührender, ihr ganzes Wesen durchdrang! Wie in stillem Glück, ganz unschuldig sich hingebend, sie an seiner Seite ritt, ihre süße stille Liebe im Herzen — zum Entzücken!

Da zeigte sich in der Ferne das Kräuseln einer Staubwolke, die allmählich näher kam. Reiter wurden in ihr sichtbar, wohl fünf oder sechs. Schon zeichneten sich Bewegungen und Umrisse ab.

Lilis helles Auge durchdrang die Weite.

„Kommen da nicht meine Verwandten, Duñel d'Orville und die Gontard, und noch ein paar andere?“ warf

sie hin. „Ja, sie sind es!“ rief sie laut und gab ihrem Pferd die Sporen.

Goethe fühlte jählings sein Herz erkalten. Unwillkürlich hielt er sein Pferd zurück und ließ Lili vorreiten. Diese Begegnung wirkte wie schmerzhafteste Abkühlung auf ihn.

Man sollte fast glauben, sie freute sich! zischelte etwas in ihm. Und sein Antlitz versteinte sich.

Gemessen ritt er heran und tauschte Begrüßungen aus. Fast klangen sie von der Gegenseite freundschaftlicher als von seiner. Aber er konnte und wollte nicht heucheln.

Das laute familiäre Getreisch — wie unsympathisch es ihm in den Ohren klang! Dies Gebärde, dies Getue, — wie überflüssig, wie unecht!

O Gott, und nun drehten sie gar um — und ritten gleichfalls wieder nach Hause! Als ob sie nichts anderes zu tun und vorgehabt hätten, als Lili zu treffen und wieder einzuheimsen — in den Schoß der großen Familie! Lili selbst schien jetzt gleichfalls den Verwandtentrubel als störend zu empfinden, sie suchte Goethe leise zu sich heranzuwinken. Der aber tat so, als ob er es nicht bemerkte. Sein Herz war voll Bitternis.

Da ritt er nun in dem Haufen gleichgültiger und höchst unerwünschter Leute und war wie aus allen Himmeln gerissen. Plötzlich, in jähem Impuls, drückte er seinem Roß die Sporen in die Weichen und jagte in wildem Galopp davon.

Raum daß er sich noch flüchtig umdrehte und eilends hinwarf: ihn rufe ein dringendes Geschäft nach Hause! Wie ein Verfolgter stob er von dannen. Und glaubte

mit jedem Meilenstein zu fühlen, wie ihm innerlich leichter wurde.

Lili tat ihm ja leid! Gewiß, er konnte sich nichts Herrlicheres denken, als mit ihr in dauernder Liebe vereint zu sein. Aber wenn er sich eine Alltagssehe ausmalte, gesegnet von dieser Verwandtschaft, so faßte ihn ein Grausen. Er fühlte, so klar wie noch nie, daß Einnengungen von dieser Seite an seinen innersten Lebensnerv heranzugingen; daß sie das Beste in ihm zu zerstören drohten; und daß dieses alles — das Herz drehte sich ihm um! — mit Lili durch ein gößenhaftes Gesetz, das der „Verwandtschaftsbande“, verflochten war. Entweder mußte es gelingen, das Gesetz umzustößen und Lili aus diesen unwürdigen Fesselungen zu befreien — — oder —! Er mochte diesen Gedanken nicht zu Ende denken! Er fühlte, wie spitze Stacheln ihm ins Herz drangen und es blutig rissen!

Unheimlich umschwirrten ihn die Gedanken, während er eilends dahinstob, manchmal dem Pferd, daß es schmerzlich aufwieherte, die scharfen Sporen gebend.

In der Stadt angelangt, führte er den Mietsgaul zu den Kunkelschen Stallungen, denen er entnommen war, zurück, beglich seine Schuldigkeit und begab sich heimwärts.

Fest riegelte er sich in seiner Stube ein, gleich als müsse er sich in Sicherheit bringen.

Dann stürzte er sich auf die Papiere, die auf seinem Schreibtisch lagen. Blätterte unruhig in diesem Durcheinander von Gedichten, Entwürfen, angefangenen Briefen. Versenkte sich eine Weile mit besonderem Eifer in

das Stella-Manuskript und schob es dann doch wieder beiseite. Zuviel, was zwischen Lili und ihm in der Schwelbe war, klang darin an. In seiner gegenwärtigen Stimmung fühlte er hier Hemmungen, über die er nicht hinwegkommen konnte.

Ganz frei mußte er sich machen. Alles offen heraus-sagen und unbesehen hinwählen dürfen, was ihn im Innersten bewegte. Doch so konnte er nur zu Einer sprechen, die in seltsamster Weise den Weg zu ihm gefunden hatte. Zu ihr — die aus weiter Ferne an ihn schrieb — die er nie im Leben gesehen hatte — und die er doch geistig eng an seiner Seite fühlte. Weil gegenüber allem Schwanken und Schwirren, das ihn in der Wirklichkeit bedrängte, hier Gleichheit, Verstehen, Gefühlsnähe zu ihm sprach.

Halb verdeckt von anderem, lag dort ein Schattenriß, den sie kürzlich ihm geschickt hatte. Er zog ihn hervor und versenkte sich in diesen Anblick sanftlich sanfter Züge. Mit Ergriffenheit betrachtete er das Bild, mit einem innigen Gefühl: diese reine sinnende Stirn, diese süße Festigkeit der Nase, diese lieben Lippen, dieses selbstgewisse Rinn, den unerhörten Adel des in sich zusammengeschlossenen Ganzen! Er wußte jetzt auch, wer sie war: Auguste Gräfin zu Stolberg, die Schwester seiner beiden Freunde. Sie hatte Hannover verlassen und war bereits wieder heim-gereist, weit weg nach Kopenhagen in Dänemark. Das mochte wohl wirklich, wie er geahnt hatte, so was wie ein Thule für ihn bedeuten . . .

Seltsam, höchst seltsam, wie er dieser Auguste Stol-berg — Gustgen nannte er sie vertraulich — sich im Innersten verwandt fühlte! Wie eine ihm vom Schicksal

Gesandte dachte sie ihn, ohne deren geistige Berührung er nicht zu leben vermochte. Da lag ein kürzlich begonnener Brief vor ihm und es drängte ihn, weiteres hinzuzufügen. Aber wie sollte er es anstellen, von den Widersprüchen zu erzählen, von denen er sich hin und her geschaukelt fand? Und aus deren Wirrsal er kaum sich herauszuwinden vermochte?!

Aufs Geratewohl nahm er die Feder und schrieb: „Was soll ich Ihnen sagen, da ich Ihnen meinen gegenwärtigen Zustand nicht ganz sagen kann, da Sie mich nicht kennen! Liebe! Liebe! Bleiben Sie mir hold — ich wollt', ich könnt auf Ihrer Hand ruhen, in Ihren Augen rasten. Großer Gott, was ist das Herz des Menschen!“

Weiter kam er nicht. Er fühlte, wie ihm die dicken Tropfen über die Wangen rollten.

Lange saß er, während die Dämmerung hernieder-schlich, und rang mit sich und seiner Seele.

Erlauchter Besuch

Natürlich hatte Lili mit ihm geschmollt. Er habe ihre Familie vor den Kopf gestoßen und sich nicht wie ein gesitteter junger Mann benommen. Doch er nahm ihr Schmälern nicht tragisch. Und weil er, wieder ganz zu sich selbst gekommen, seinen Humor behielt, so vergaß auch Lili ihren Groll — und beide sanken versöhnt einander in die Arme.

Er fühlte jetzt das Bedürfnis, die Geliebte mit Leuten seines Freundeskreises bekannt zu machen und hierdurch enger an sich zu fesseln. Er dachte an seine Freundin

Johanna Fahlmer, der er soviel schon von Lili vorge-
schwärmt hatte und die längst darauf brannte, deren per-
sönliche Bekanntschaft zu machen.

„Nehmen Sie das Mädchen an Ihr Herz!“ Mit
diesen Worten führte Goethe die Geliebte bei der „Tante“
ein. Das junge Mädchen von noch nicht sechzehn Jahren
und das reife Fräulein um die Dreißig beguckten einander
mit stillem Erröten und reichten sich dann mit voller
Natürlichkeit und Herzlichkeit die Hände. Lili mußte
neben Johanna auf dem Sofa Platz nehmen, und das
Frankfurterisch der einen und das Düsselдорferisch der
anderen Klängen sehr lustig ineinander und es wurde eine
recht vergnügte Kaffeestunde, der Goethe in heller Auf-
geräumtheit beiwohnte.

Ach, wenn er sich nur mehr hätte innerlich sammeln
und zusammenraffen dürfen!

Sonst steckte Goethe jetzt in ewiger „Strudefei“.
Hunderte von Menschen wollten etwas von ihm haben.
Kein irgendwie hervorstechender Mann kam nach Frank-
furt, ohne daß er den so rasch zu hoher Berühmtheit ge-
langten Dichter des Götz und des Werther zu treffen
versucht hätte — um ihn dann womöglich in eine stunden-
lange Unterhaltung zu verstricken!

Auch Fürstlichkeiten kamen angereist, und dann wurde
er zur Tafel befohlen. An der Seite des jungen Prinzen
von Meiningen mußte er Platz nehmen und hatte selbst-
redend ein Raketenfeuerwerk von Wiß, Originalität, En-
thusiasmus und kecker Verhöhnung losprasseln zu lassen.
Wobei er sich doch immer in acht nehmen mußte, nicht
irgendwie anzustoßen.

Alle diese Begegnungen erforderten den vollen Einsatz der ganzen Persönlichkeit von ihm und je rascher eine die andere ablöste, desto bunter und verworrener gestaltete sich das ganze Dasein. Halb scherzhaft, halb schmerzhaft nannte er Frankfurt „das neue Jerusalem, wo alle Völker aus und ein gehen“.

Dann aber kam ein Besuch, der weit über den Alltag hinausging und wie ein Leuchten in das dahinjagende Schattenspiel dieser Tage hineintraf. Klopstock erschien auf der Bildfläche!

Er war schon vor etwa einem halben Jahr durch Frankfurt gekommen, auf der Durchreise nach Karlsruhe, wohin ihn der ehrgeizige Markgraf von Baden als Gast zu sich geladen hatte. Jetzt befand er sich auf der Rückreise nach Hamburg, wo er, nach ausgedienter Hofdichterzeit in Kopenhagen, nun glücklich gelandet war. Er hatte im vorigen Sommer das fünfzigste Lebensjahr überschritten, der „Messias“ lag endlich abgeschlossen hinter ihm, er stand auf der Höhe seines Ruhmes, und seine ganze Reise durch Deutschland war ein stetig sich erneuernder Triumphzug gewesen.

So galt es, den erlauchten Gast würdig zu empfangen. Wolfgang hatte die Mutter gebeten, eine besonders wohlbereitete Mahlzeit herzurichten, die dem zu Tisch gebetenen alten Feinschmecker neben ein paar Flaschen gut abgelagerten Rheinweins munden sollte. Und damit die Gesellschaft etwas belebter wäre, wurde, schon als Gegengewicht gegen den steif reservierten Herrn Vater, die muntere Rheinländerin Johanna Fahlmer mit eingeladen.

Punkt ein Uhr entstieg Klopstock seiner Gänste und wurde unter weit geöffnetem Haustor von seinem jungen Dichterkollegen respektvoll empfangen. Im Hausflur eilte auch Frau Rat herbei, freudestrahlend und herzlich, und erging sich in so eifrigem Knicksen, daß der Sohn es ihr lachend verwies. Klopstock selbst schien die Huldigungen nicht ungern entgegengenommen zu haben.

Er war eine stattliche und wohlgepflegte Erscheinung. Den jüngst erhaltenen badischen Hausorden trug er stolz auf der Brust. Man merkte ihm an: er war gewohnt zu repräsentieren und, wo er hinkam, Mittelpunkt der Gesellschaft zu sein. Goethes völlige Ungezwungenheit und Natürlichkeit bewirkten aber, daß der Dichterkürst von seiner Majestät bald abließ und daß nun ein recht jovialer älterer Herr und Lebensgenießer wohlthuend zum Vorschein kam.

Bei Tisch taute er vollends auf, sehr zur Genugtuung des Herrn Kaiserlichen Rats, der erst vor einer Stunde vor sich hingeknurrte hatte: daß er nur wenig darauf erpicht sei, vor selbstüberzogenen und aufgetakelten Celebritäten zu buckeln und zu schranzen. Die beiden Damen vollends gerieten alsbald in rückhaltlose Begeisterung. Frau Rat freute sich vor allem über die ungeheuchelte Schätzung und Kollegialität, mit der der soviel Ältere und allseitig Gepriesene ihren Wolfgang behandelte. Hanne Fahlmer aber sonnte sich freimütig unter dem echt von Herzen kommenden Gelächter, mit dem diese Koryphäe ihre in ungefärbtem Dialekt servierten rheinischen „Kräzcher“ und Geschichten entgegenzunehmen geruhte. Der Herr Klopstock war wirklich ein dankbares Publikum.

Und diesen Mann, dachte Goethe belustigt, nennt man auch heute noch gerne den „fleischgewordenen Seraph“. Im übrigen hielt er sich bei Tisch mit Absicht ein wenig zurück. Es ging ihm allerlei im Kopf herum, auch wollte er dem gefeierten Gast Gelegenheit geben, sich in recht helles Licht zu setzen. Das ziemlich vorlaute Wesen seiner sonst so geschätzten „Tante“ war ihm eigentlich etwas zuviel. Da aber Klopstock seinen Spaß daran zu haben schien, so ließ er es gehen. Weniger paßte es ihm, als die Mutter zu Klagen anhub, wieviel Leute es doch gebe, die die erprobte Gutherzigkeit ihres Sohnes auszunutzen wüßten. Sie hielten ihn für „reich“ und verstünden es nur allzugut, ihm das Geld aus der Tasche zu locken. Nicht selten käme er mit gar sonderbaren Gefellen angezogen, die sich nicht bloß aufs solenneste durchfüttern ließen, sondern auch nachts über auf ihrem besten Sofa kampierten und nicht immer die schönsten Andenken hinterließen.

Herr Klopstock fand dies höchst tadelnswert und ungeziemend und bemerkte mit mahnender Stimme zu seinem jungen Freunde, daß derlei Art von Camaraderie doch über die gebotenen Grenzen bereits hinausgehe. Er habe in seinem langen Leben gelernt, Schmeichler und wandernde Pegasusritter mit vieler Vorsicht zu behandeln, um sich vor schamloser Ausbeutung zu bewahren. Ein wirklich idealer Verkehr aber habe sich mit den Leuten vom Göttinger Hainbund eingestellt. Das seien entflammerte junge Poeten, besonders dieser gottbegnadete Hölty, der aber wohl leider kein langes Leben haben werde. Auch ein ganz junger Mensch mit Namen Voß scheine Ersprießliches zu versprechen; er mache jedenfalls ganz an-

nehmbare Hexameter. Unter den übrigen oft überschäumenden und widerspenstigen Genies verstünden die eigentlichen Häupter, Boie und Gotter, obwohl selbst keine großen Dichter, leidliche Zucht zu halten.

„Und Bürger?“ warf Goethe ein. „Von dem halte ich zweifellos am meisten. Ist ein Kerl mit Adlerflügeln und Einbildungskraft. Fürchtet sich vor keinem Erzengel und keinem Gottseibeinuss. Wir kennen uns nicht, sind aber schon Brüder!“

„Bürger? Bürger?“ meinte Klopstock und wiegte zweiflerisch und fast ein wenig verstimmt den Kopf. „Ja, der ist auch dabei. Ist aber leider ein ganz unsicherer Patron. Gewiß, eine starke Begabung — hat vor allem die nordische Mythik und Ossian brav im Kopf — ist aber von sehr, sehr lockern Sitten — steckt immer in recht schwülen Verhältnissen — und ist dabei so maßlos von sich eingenommen, daß er kaum eine Schätzung für andere hat.“

„Davon habe ich meinerseits nichts gespürt“, bemerkte Goethe etwas unvorsichtig. „Mir hat er die enthusiastischsten Briefe geschrieben.“

Klopstocks Kopf wurde puterrot. Er schien an etwas zu würgen, das ihm Arger bereitete.

Rasch und liebevoll sprang Mutter Goethe ein.

„Das sind so die jungen Leute, Herr Klopstock! Immer gleich in Flammen und voll von Weihrauch für einander. Aber nicht immer gerecht und taktvoll, wo sich's gehört. Und doch im Herzen so voll von Verehrung! Da sollten Sie nur mal mei' Wolfgang hören, Herr Klopstock — wie der schwärmen kann! Erst gestern abend hat er uns den ganzen vierten Gesang aus der Messiasde vorgelesen

— und mit welcher Verzücktheit! Sie hätten ihn nur hören sollen! Wirklich, Herr Klopstock, Sie hätten Ihre Freude gehabt!“

Des alten Dichters Antlitz hatte sich erhellt. Mit sanft verklärten Augen nahm er die letzten Worte in sich auf. Und als die beiden Goethe, sowohl Vater als Sohn, ihm bestätigend zunickten, war er wie ein Kind wieder bei Laune. Gleich darauf lachte er schon herzlich über eine drollige Bemerkung von Johanna Fahlmer.

Nachdem Frau Rat die Tafel aufgehoben hatte, blieben die beiden Dichter allein.

„Nun berichten Sie mir vor allem etwas von sich, junger Freund!“ begann Klopstock ermunternd. „Von Ihren Arbeiten! Von Ihren Plänen! Und vor allem von Ihrem ‚Faust‘, von dem alle Welt nur so schwärmt! Deutsche Legendenfigur — das freunt mich ganz besonders!“

„Darum ist mir der Stoff auch von Jugend her vertraut“, bekannte Goethe. „Gestaltet sich aber in meinem Innern fortwährend um. Bis jetzt sind meist nur lockere, unzusammenhängende Szenen vorhanden. Alles ist noch im tiefsten Werden. Möchte davon nicht gerne sprechen.“

„Das verstehe ich und lobe ich. — Und sonst, junger Freund?“

„Da ist noch vielerlei, das mich bedrängt. Dramen, wie Mahomet, Prometheus, Julius Cäsar — die unschuldigen Gefühle der Jugend in mancherlei Gedichten — daneben auch allerhand Opernzeug und Kasperletheater — freilich auch ein Schauspiel für Liebende — sehr kühn im Moralischen — das steht mir derweile am nächsten.“

„Das ist ja ein ganzer Berg und Strudel von Plänen. Wogt nur, scheint mir, gar zu sehr durcheinander“, ließ sich Klopstock bedächtig vernehmen. „Besser, jedenfalls besonnener schiene es mir, sich auf etwas Einzelnes mit aller Kraft zu beschränken, und das müßte dann das Größte und Erhabenste sein. Ich selbst habe an meiner Messiasde mehr als fünfundzwanzig Jahre lang gearbeitet. Jetzt steht das Riesenwerk fertig im Guß da — und wird mich, denke ich, um Jahrhunderte überleben.“

Die hellen Schwärmeraugen des alten Mannes füllten sich mit Glanz. Eine naive, heilige Andacht lag über sein ganzes Antlitz gebreitet. Goethe blickte mit Rührung zu ihm hin. Gerade weil er nicht imstande war, dem Glauben des selbsterfüllten Dichters unbedingt zu teilen, empfand er etwas wie Ehrfurchtsfurcht vor soviel innerer Blut, soviel restloser Selbsterfülltheit. Ablenkend sagte er:

„Sie haben inzwischen Ihre herrliche Gelehrten-Republik veröffentlicht, lieber Vater. Ich habe sie mit Begeisterung verschlungen. Das ist ein Werk! Es hat mir geradezu neues Leben in die Adern gegossen. Die einzige Poetik aller Zeiten und Völker — die einzigen Regeln, die möglich sind!“

„Ich danke Ihnen, teurer Sohn! So was zu hören, tut wohl. Gerade weil es aus Ihrem so jungen Munde kommt! Nie vergessen werde ich Ihnen auch die herrliche und tiefgefühlte Huldigung, die Sie mir in Ihrem Werther gespendet haben. Sie erinnern sich der Stelle: da wo Lotte und Werther nebeneinander am Fenster stehen und in das Zuschauen eines Gewitters versunken sind! Wie sich da das eine Wort aus ihrem Munde löst:

„Klopstock! Niemals ist Stärkeres, Wuchtigeres in ähnlicher Knappheit gesagt worden!“

„Genau so und nicht anders habe ich selbst es empfunden“, versetzte Goethe lebhaft. „Verehere ich doch nichts tiefer bei Ihnen, lieber Vater, als Ihre großgeartete und manchmal so heroische Naturbetrachtung. Beim Lesen und erst recht beim Vorlesen Ihrer Oden, wenn gleichsam vorweltliche Visionen im Bild vor uns aufsteigen, bin ich nicht selten derart ergriffen, daß ich mich der Tränen kaum erwehren kann. Sie beschwören da eine Urgewalt der Gefühle herauf, von solch mythischer Stärke, wie sie mir im Grunde leider versagt ist. Ich bin mehr ein Jüdlischer der Empfindung — liege im Gras, lasse Käfer, Mücken, Libellen mich umkrabbeln und umschwirren — oder starre empor in die sanft bewegten Laubkronen der Bäume und freue mich der sparsamen Sonnenstrahlen, die verstoßen durchs Schattenwerk huschen.“

„Auch das ist schön, mein Sohn, und mir ein Zeichen Ihres zarten und reinen Gemütes. — Sehen Sie, die Natur ist gleichsam ein einziger großer Tempel. Und wer fühlen kann, der spürt allenthalben darin das Weben und Wirken der Gottheit. Darum möchte ich, wenn ich allein auf einer stillen Waldwiese stehe — und wenn dann die Bäume so erhaben um mich rauschen und über mir das Himmelsblau sich bis ins Unendliche dehnt — wirklich, dann möchte ich manchmal niederknien und beten. In allem ist Gott! Das fühle ich so heilig in meinem Innersten. Und rund um mich ist alles Allmacht — und Wunder alles.“

Er hatte wie in Verzückung gesprochen. Sein Ansehn war gerötet, und seine großen runden Augen weiteten sich hellseherisch: gleich, als ob die Stube, die ihn umfing, keine Wände hätte und er hinausblickte in die Unendlichkeit einer Landschaft, die sich vor ihm aufthat.

Goethe betrachtete, nicht ohne Physiognomiker-Neugier, die erregte Miene des alten Enthusiasten, der sich da so hemmungslos in ein Gefühl ergoß, das ihm vielleicht allzu geläufig war: gewiß ursprünglich echt, aber doch schon ein wenig abgenutzt, und allzu bewußt. Und vielleicht, dachte der junge Mensch schelmisch, hat auch der genossene Wein seinen Anteil daran, daß unser Meister so willig in Ekstase gerät!

Nun wollte er ihm jedenfalls etwas Gutes sagen!

„Was ich bei alledem besonders bewundere“, bemerkte er nach respektvoller Pause, „ist, daß Sie der Natur doch auch mit sehr realen Empfindungen gegenüber treten können: als sport- und spielbegeisterter, in allen Körperübungen gewandter Gymnastiker — wenn ich so sagen darf. Wissen Sie noch, wie Sie damals im Oktober eine flammende Lobrede auf den Eisport und das Schlittschuhlaufen hielten? Wir trafen uns da in der gleichen Vorliebe.“

„Und doch mit einigem Unterschied“, warf Klopstock mit Betonung ein. „Für Sie ist, wie Sie ja wohl selbst fühlen, all dieses lediglich ein Vergnügen. Für mich aber doch — etwas mehr! Nämlich die Wiederbelebung einer festlichen Sitte und Übung unserer Altvordern: der Germanen, insbesondere der nordischen Stämme. Diese feierten auf dem Eise mitunter religiöse Feste — wobei dann die Geschicklichkeit in der Benutzung der Schrittschuhe —

dies der eigentliche Name, nicht: Schlittschuße! — besondere Auszeichnung brachte, wo nicht gar eine Führerwürde auf Heerfahrten! — Ja, so waren unsere Vorfahren! In fast allem, was sie taten, stoßen wir auf irgendeinen verborgenen tiefen, oft heiligen Sinn. Da walten manchmal die geheimnisvollsten Beziehungen von Andacht und Bedeutung. Aber davon wollen die Heutigen zumeist gar nichts mehr wissen. Die sind längst in allem viel zu profan geworden!“

Ein kleines Stillschweigen entstand. Goethe unterbrach es nach einigem Zögern.

„Vielleicht bin ich zu sehr einfaches Naturkind, um Ihnen, lieber Klopstock, auf derlei hohen Empfindungswegen überall folgen zu können. Wenn ich auf dem Eise dahinsauße — meinerwegen auf Schrittschuhen! — dann gehe ich ganz auf in lusterfüllter Lebensfreude. Ich webe und fühle allein in der Gegenwart und kann nicht an mehr oder weniger nebelhafte alte Germanen und ihre noch nebelhaftern Götter — Asen oder wie sie sonst noch heißen — denken; das wäre ein fremder Tropfen in meinem Blute. Und ich kann nun einmal nichts tun und erst recht nichts empfinden, was nicht ganz ursprünglich aus mir selbst kommt.“

„Darin steckt wohl ein kleiner Hochmut, mein lieber Goethe“, bemerkte Klopstock ein wenig spiz. „Für mich steht die Sache so: daß ich mich in die Empfindungsweise unsrer — für mich in keiner Weise nebelhaften! — Alvordern gewiß nicht hineinzuschrauben brauche, sondern daß ich ganz von selbst darin aufgehe. So wesenhaft weben und leben sie in meinem Blut. Nicht bloß durch die erhabenen Gesänge des Ossian — dessen geschichtliche

Existenz man neuerdings freventlich anzuzweifeln wagt! —, sondern vor allem durch die von keiner Seite je be-
anstandeten alten Edda-Lieder ist mir — nachdem ich vom
Griechentum mich glücklich losgelöst habe — die seelische
Welt jener wunderbaren Helden, ja, ich möchte sagen:
Halbgötter, die unsre blutsverwandten Vorfahren waren,
derart eingegangen, daß zwischen mir und ihnen, was
das Fühlen und Dichten betrifft, kaum noch ein Unter-
schied waltet.“

Er sprach noch längere Zeit so fort. Redete von
Barden und Bardieten, Götterhainen und Runensteinen
und fühlte sich ganz als Gesalbten Odins. Goethe hörte
zerstreut zu und war beinahe ganz verstummt. Er lang-
weilte sich. Und zugleich tat ihm der verdienstvolle alte
Dichter leid, der sich da, voll edelsten Bestrebens, in eine
etwas gekünstelte Angelegenheit verrannt hatte, von der,
wenigstens in dieser Form, kaum viel zu erhoffen war.
Was half es da, zu widersprechen? Der andere würde
ihm doch nicht glauben und höchstens etwas beleidigt sein.
Und er wollte doch im guten mit ihm auseinandergehen:
das gebot die ungeheuchelte Verehrung, die er für einen
Dichter wie Klopstock empfand.

Klug lenkte er das Gespräch auf ein Thema über,
bei dem sie sich beide verstehen könnten. Er sprach von den
Gefühlen echter Freundschaft als dem belebendsten Ele-
ment menschlichen Verkehrs.

Sofort fing Klopstock Feuer und Flamme: „Ja, mein
inniggeschätzter und lieber junger Freund, das ist es!“ rief
er schwärmerisch aus. „Ein wahrer Freund zu sein,
wahre Freundschaft vom andern zu genießen, das ist die
heiligste und süßeste Regung, der wir Menschen uns hin-

geben können. In meinem ‚Wingolf‘ habe ich diese ganze Gefühlsskala erklingen lassen – und manche junge Herzen damit erweckt!“

Es folgte nun ein neuer dithyrambischer Erguß, an dessen Ende der ewig Lodernde Alte Goethe in die Arme schloß und auf beide Wangen küßte.

Als er gegangen war, auch von den Eltern in rührender Weise verabschiedet, stieg Goethe stumm und in einer Art von nachdenklicher Erschütterung die breite Staatsstiege seines Vaterhauses empor. Es klang in ihm nach von zurechtgemachten und verstiegenen Tönen. Warum, dachte er, muß ein großer Dichter sich überleben? Warum muß er in mancher Hinsicht zur Pose seiner selbst werden? Muß sich in fatalen Gleisen festfahren, aus denen er keinen Ausweg findet? Möge der Genius mich vor Ähnlichem behüten!

Eine Zeitlang stand er, wie unentschlossen, mit fast finsterner Miene vor der Tür seines Arbeitszimmers. Dann schüttelte er die trüben Gedanken von sich ab, trat hell in die durchsonnte Stube, setzte sich nieder und dichtete an seiner „Stella“.

Der Geliebten Bild umschwebte ihn.

Die „Zwirnsfädchen“ knüpfen sich

Lili war in Offenbach, im Hause ihres Vettters d’Drville und dessen munterer Gattin Dorothee, geborener Bernard. Von dem anmutig gelegenen, komfortabel ausgestatteten Landhaus führte ein weitläufiger, parkähnlicher Garten bis fast zu den Ufern des Mainstromes

hinunter. Lili wurde dort wie ein Kind vom Hause gehalten und durfte Goethe des öfteren bei sich empfangen.

In voller Pracht war der Frühling eingezogen. Noch vor Mitte April gab es Tage, so warm oft wie im Juni. Da war es herrlich, zu wandern. Und Goethe, der jede freie Stunde nutzte, um in die Natur hinauszupilgern, war jetzt unaufhörlich unterwegs. Der Frühling „arbeitete“ ordentlich an seinem Herzen. Er dichtete im Dahinschreiten, summte gern allerhand Verslein vor sich hin und ließ sich zuweilen auf einem Stein oder Baumstumpf nieder, um rasch etwas in sein Notizbuch zu kriegeln. Die Anwaltsgeschäfte lagen fast ganz beim Vater, der sich brummend damit abfand. Er selbst, der hochgemute „Herr Filius“, vernachlässigte sie „schändlich“. Oder, wenn er sie ausübte, „so heimlich-leise, als triebe er Schleichhandel“.

Es gab der Wege viele, die er wanderte. Warum also nicht einmal gelegentlich über die Gerbermühle, nach Offenbach? Ins Haus d'Orville durfte er jederzeit ungeniert eintreten. Der Hausherr, zwei Jahre älter als er, war aus Lilis Verwandtschaft immerhin der Erträglichste und nicht ganz ohne künstlerische Interessen. Sonst ein resoluter und rühriger Geschäftsmann, seit einer Reihe von Jahren Teilhaber der gutgehenden Offenbacher Schnupftabakfabrik, einer Gründung des in der Familie hochangesehenen Nicolaus Bernard, eines Oheims der jungen Frau d'Orville. Diese, im Alter zwischen Goethe und Lili, war eine äußerst lebenslustige junge Frau, hielt aber die Zügel des Haushalts stramm in der Hand. Sie teilte sich mit Lili in die Beaufsichtigung und Pflege ihrer vier kleinen Kinder, dreier herziger Mädels zwischen sieben

und drei Jahren und eines geliebten kleinen Lollpatsches von Jungen, der gerade das zweite Jahr zurückgelegt hatte. Auch hier waren die Kinder wie verliebt hinter Goethe her, der voll lustiger Einfälle steckte und zusammen mit „Tante Liese“ so reizend mit ihnen zu spielen wußte.

Er selbst konnte stets Unterschluß finden bei seinem um etwa acht Jahre älteren Freunde Johann André, der sich in Frankfurt einen Musikverlag gegründet hatte und in Offenbach dem d'Orvilleschen Hause gegenüber wohnte. André war auch Komponist, und Goethe hatte ihm sein Singspiel „Erwin und Elmire“ anvertraut, das ihm schon deshalb besonders am Herzen lag, weil er mancherlei Anspielungen auf sein Verhältnis zu Lili dort hineingeheimnist hatte.

Wenn er nur das Mädchen nicht so lieb gehabt hätte — so daß jeder Tag ihn ein verlorener dünkte, an dem er sie nicht, ob auch noch so kurz, zu Gesicht bekam! Sie dünkte ihn, wenn sie auf Gartenwegen ihm entgegenschritt oder am Parkgitter verstoßen auf ihn wartete, noch weit lieblicher als in der Stadt. Hier war sie der Natur näher — und da fiel so manches von ihr ab, was sonst mitunter als Konvention um sie stand. Und wie voll sie hier erblüht war! Ihre Hautfarbe schimmerte in wunderbarem pfirsichfarbigem Hauch, ihre Augen leuchteten klar und frisch, und ihr Blondhaar, jetzt kaum je von einem Körnchen Puder berührt, blinkte in entzückendem Glanz. — gleich als hätten sich neckische Sonnenstrahlen darin verfangen. Sooft Goethe mit ihr allein sein konnte, fühlte er sich selig. Lilis ganzes Wesen strömte eine Einfachheit, Heiterkeit und Güte aus, die

ihn völlig umstrickte. Ihre Art, mit den Kindern zu tollern und zu lachen, entzückte ihn nicht minder, und gern ließ er sich in dieses Gejauchze mit hineinziehen. Wäre es nur immer so geblieben! Doch schlimm wurde es, wenn junge Herren sich beigesellten und, ziemlich aufdringlich, die Galanten herauskehrten.

Was ihn aber am meisten beunruhigte, war, daß in solcher Umgebung selbst Lilis Benehmen sich seltsam änderte. Sie zeigte sich dann plötzlich wieder als Gesellschaftspuppe. Und „Herr“ Goethe war nur einer der vielen Courmacher, die sie um sich versammelte.

Es lag ihm aber nicht, vor den scheelsüchtigen Augen der Mitbewerber Gnaden von ihr zu erbetteln oder gar ein wenig Aufmerksamkeit sich zu erschleichen, während dies alles sich doch für ihn von selbst verstand! Oder sollte er sich etwa als Rivale des Herrn Manskopf fühlen?

Eine förmliche Wut konnte aber den vor Eifersucht Behenden zuweilen überkommen und zu allerhand Torheiten hinreißen, wenn er sich gelegentlich zurückgesetzt wähnte. Als er seiner Angebeteten einmal ein paar Pfirsiche mitbrachte, die er daheim, an einem besonders gepflegten Bäumchen, eigens für sie herangezüchtet hatte, und sie diese mit gleichgültiger Miene hinnahm und der Gesellschaft ihrer Jünglinge präsentierte, da empörte ihn diese „Herzlosigkeit“ dermaßen, daß er einen der Pfirsiche von der dargebotenen Schale herunterlangte, knirschend in den Kies warf und mit dem Fuß darauf trat. Ungemeines Entsetzen! Lili selbst erblaßte, schien sich aber irgendwie schuldig zu fühlen. Unter gespieltem Vorwand zog sie eines der Kinder, das vorhin über Leibweh geklagt hatte, an sich und verschwand mit ihm ins Haus.

Herr Doktor Goethe aber mußte sich von den anwesenden Strügern mit vorwurfs- und verachtungsvollen Blicken strafen lassen! Zum Davonlaufen war das! Und er lief auch davon!!

Derlei Zwischenfälle, so nichtsagend sie sein mochten, waren unheimlich. Da mußte etwas von Grund auf sich ändern. Die innere Verbundenheit, die er zu Lili gewonnen hatte, mußte auch äußerlich anerkannt und respektiert werden. Also doch: ein Verlöbniß? Goethe graute vor diesem offiziellen Schritt!

Lili selbst freilich, dies war deutlich zu spüren, wäre einer ordnungsmäßigen Regelung, wie eine „Verlobung“ sie bedeutete, im Grunde nicht abgeneigt gewesen. Sie zauderte nur, weil sie Goethe zaudern sah. Auch Frau Schönemann wäre herzlich froh gewesen, wenn das „Zwirnsfädchen“, das täglich reißen konnte, sich endlich fester hätte knüpfen lassen. Aber an der Entschlußkraft, hier ein Machtwort zu sprechen, fehlte es ihr gleichfalls.

Da kam der Zufall den Unentschiedenen zu Hilfe. In Heidelberg lebte eine weitläufige Verwandte der Schönemann, eine Jungfer Delph, eine resolute Geschäftsfrau und energische Person. Als diese in der zweiten Aprilhälfte für ein paar Tage nach Frankfurt zu Besuch kam, nahm sie die Sache in die Hand.

„Das ewige Gefackel nützt nichts“, sagte sie. „Klarheit muß geschaffen werden!“

Da sie überzeugt war, daß Lili und Goethe nicht bloß einander liebten, sondern auch zur Ehe begehrten, so war nach ihrer Meinung der Weg vorgeschrieben. Es traf sich gut, daß sie auch im Goethehaus keine Unbekannte

war und insbesondere vom Herrn Rat wegen ihrer Verb-
heit und Ehrlichkeit sehr geschätzt wurde. Als sie diesen,
dem Lili als „Staatsdame“ galt, nach zweistündiger
Redeschlacht glücklich „herumgekriegt“ hatte, fühlte sie
sich befriedigt. Die übrigen Nächsterwandten wider-
strebten ja kaum. Und was „die sonstige Suite“ dazu
sagen würde, meinte Jungfer Delph in ihrer kurzange-
bundenen Art, „das wollen wir mal vorderhand gänzlich
aus dem Spiel lassen“. „Die Leutchen“, fügte sie hinzu,
„könnten ja noch immer zeitig genug ihren Senf dazu-
geben!“

Nach verrichteter Tat suchte sie das Pärlein, Goethe und
Lili, im Hause „Am Liebenack“ auf, wo sie es im Wohn-
zimmer, ziemlich kleinlaut, auf dem Sofa sitzend antraf.

„Also, Kinder, steht mal auf und reicht Euch die
Hände!“ kommandierte Jungfer Delph mit ihrer drol-
ligen Bassstimme. „So! Und nun seid Ihr verlobt!
Fallt Euch in die Arme und gebt Euch ’nen Kuß!“

Goethe, von seinem „Glück“ überrumpelt, vermochte
ein Spottlächeln kaum zu verbeißen. Die ganze Situation
dünkte ihn, in ihrer Gemachtheit nicht ohne eine gewisse
Komik. Lili aber stand tief-ernst, mit gesenktem, rotüber-
gossenem Antlitz da und regte sich nicht. Da faßte Goethe
sie behutsam und zärtlich um den Leib. Sie blickte zu
ihm auf, scheu, als gelte es eine abermalige Prüfung
seiner Person. Empfang aber dann doch seine Lippen auf
den ihrigen und lehnte zutraulich ihr Köpfcchen an seine
Schulter. Leise atmete sie — glücklich! Jungfer Delph
hatte sich taktvoll entfernt.

Noch am gleichen Abend wurde ein allerliebste
Körbchen wundervoll duftender, tiefroter Rosen für Lili

gebracht. Und wenige Minuten später erschien Goethe selbst, um die Lippen ein geheimnisvolles Lächeln.

„Du bist nun mein Bräutchen“, sagte er innig. „Du sollst Du auch ein Andenken von mir tragen.“ Damit entnahm er einem kostbaren Caffianetui ein reizvoll geformtes goldenes Herz, das er an einem Seidenbändchen ihr um den Hals schlang.

Lili nahm es errötend entgegen, legte es dann auf den weißen Rücken ihrer linken Hand und betrachtete es mit inniger Bewegung.

„Du sollst morgen von mir ein gleiches erhalten“, sagte sie einfach. „Das mußt Du dann immer tragen und, sooft Du es auf Deiner Brust fühlst, stets mit Liebe an mich denken.“

„So soll es sein“, erwiderte Goethe. Und fand es nun gar nicht mehr so schrecklich — „Bräutigam“ zu sein!

Die vier Haimonskinder

Es war nun allerhand Unruhe in die beiden Häuser „Am Liebeneck“ und „Zu den drei Leyern“ eingezogen. Frau Schönemann und die alten Goethe machten einander gegenseitig Besuche, um persönliche Fühlung zu bekommen, und bemühten sich, Wohlgefallen aneinander zu finden. Es ging ein wenig gezwungen zu, obgleich man zunächst „unter sich“ blieb. Aber schon Vater Goethes wunderlich-selbstherrliches und eingekapseltes Wesen ließ eine herzliche Berührung kaum aufkommen. Nun war gar die Rede davon, das „Brautpaar“ auch der übrigen

Verwandtschaft offizielle „Visiten“ machen zu lassen. Dies suchte Goethe nach Kräften hinauszuschieben. Allein schon der Gedanke daran bereitete ihm peinvolles Unbehagen.

Seine innere Verstimmung war so groß, daß auch Lili sie zu spüren bekam. Sie sah jetzt ihren Verlobten seltener als ehedem ihren Verehrer. Der liebte es vielmehr, noch mehr als sonst, einsam durch Fluren und Wälder zu streifen, und war oft für keine Menschenseele greifbar. Er sprach sogar von Reisen. Die Schwester in Emmendingen wolle er besuchen. Sie verlange schon lange dringend nach ihm, und sie hätten vielerlei miteinander zu bereden.

In diese Situation prallte plötzlich neuer Besuch herein. Das heißt, nur nach außen hin „plötzlich“. Goethe selbst wußte längst davon und hatte ihn mit ungeduldiger Sehnsucht erwartet. Es waren die beiden Brüder Stolberg, die mit schallendem Halloh anrückten, Graf Christian und Graf Friedrich Leopold, Gustgen Stolbergs Brüder — und in ihrer Begleitung, oder schon etwas vorher, tauchte ihr intimster Freund, Baron Kurt von Haugwitz, auf, der von Paris herübergereist kam. Das waren laute und stürmische Gesellen, junckerhaft-wild und kraftgenialisch-losgebunden. Dazu auftrumpfende Verehrer Wolfgang Goethes, den sie „Bruderherz“ nannten und, als ob das gar nicht anders sein könnte, gänzlich mit Beschlag belegten. Waren sie doch, wenigstens die beiden Stolberg, gleichfalls Dichter und dünkten sich gewiß nicht wenig und vor allem als erforene und vollgültige Vertreter von „Sturm und Drang“.

Goethe hätte vielleicht unter anderen Umständen sich mehr zurückgehalten. Jetzt war es ihm aufs höchste willkommen, eine scheinbar völlig zwingende Ablenkung zu finden und sich mit vollen Armen in die wogende Brandung zu werfen.

Die drei adeligen Sturmgelassen waren im „Englischen Hof“ am Roßmarkt abgestiegen, aber sie verbrachten fast ihre ganze Zeit im Goethehaus auf dem Hirschgraben. Der Vater machte gute Miene zum tollen Spiel, hielt sich jedoch fast ganz auf seiner Stube und schwitzte über des Sohnes gerichtlichen Akten, wofern er nicht in seine geliebten Reisebeschreibungen sich vertiefte. Die Mutter aber, die ordentlich ihre Jugend wieder erwachen fühlte, ließ sich voll Lachlust in den Strudel mithineinziehen.

Die beiden Stolberg waren schöne, stolzgewachsene Burschen mit offenen, strahlenden, geröteten Gesichtern und bräunlich-blondem, wallendem Haarwuchs, den sie nur nachlässig in Schöpfe gebunden hatten. Sie waren in ihrem Auftreten betont-burschikos, wollten von Geburtsadel nichts mehr wissen, waren aber brausende und herrische Lebensgenießer. Neben ihnen wirkte Haugwitz, obwohl er sich bemühte, gleichwertig mitzutun, beinahe zahm. Jedenfalls vermochte er die pedantischen Lehren einer vornehmen Kinderstube nicht ganz zu vergessen, war leidlich korrekt in seiner Kleidung, höflich und bedachtsam in seinem Auftreten. Jedenfalls erfreute er das empfängliche Herz der Frau Kätin durch wohlvollführte Komplimente und artig gedrechselte Redensarten. Er wurde darob von seinen beiden Kumpanen nicht wenig gehänselt.

Das etwas Gemachte all dieses Tuns schien Goethe, in seiner damaligen Stimmung, kaum zu empfinden. Er überließ sich vielmehr zügellos dem Braus seiner Jugend. Seinem phantastisch aufgewühlten Inneren konnte nichts toll und verwegen genug sein. Er überbot womöglich noch die beiden Stolberg, doch aus wirklich genialischer Laune, und wurde darum fast wie ein Abgott von ihnen angestaunt. Wenn ihm der Wein, der reichlich aufgetischt wurde, heißglühend durch die Adern rann, fühlte er sein ganzes Blut dermaßen aufgeschäumt, daß er förmlich außer Rand und Band geriet. Er erging sich, schier wie entrückt, in halbpoetischen, halb zukunftschwärmerischen Reden, die den drei anderen wie hellseherische Prophezeiungen und Offenbarungen eines Erleuchteten in die Ohren drangen. Natürlich mußten diese nun auch ihrerseits etwas tun, um die Stimmung in die Höhe zu treiben. Und so ergossen sich denn die Stolberg jählings in wütendem Tyrannenhaß.

„Alle Unterdrückerseelen“, schrie Fritz und sprang dabei, zum Schrecken der grade ins Zimmer tretenden Frau Rat, auf den gepolsterten Sessel, „alle Unterdrückerseelen in den Drkus! Mögen sie beim höllischen Feuer in ihrem eigenen Fette schmoren!“

„Das Blut sollte man ihnen abzapsen“, brüllte Christian. „In hellen roten Strömen sollte es in unsere Becher fließen! Verfluchte Wüteriche! Wie dürste ich bereits nach Eurem Blut!“

„Ja, das müßte köstlich munden!“ griff Fritz Stolberg auf. „Echtes Tyrannenblut in unseren Kelchen — dampfendes, rotleuchtendes! Nicht im geringsten würde ich mich ekeln, es auf einen Zug hinunterzuspülen!“

„Aber meine Herren Grafen!“ tönte da Mutter Goethes Stimme mahnend dazwischen. „Warum denn so mordgierig? Was haben die armen Tyrannen Ihnen denn getan? Was sind das überhaupt für Leute?“

„Mutter“, mischte sich jetzt Goethe ein, „Du kennst doch meinen Goetz – und auch, sollte ich meinen, Gottfriedens Chronik, aus der ich Dir öfters vorlas! Da sind doch wunderbare Kupfer drin – Kupfer von echten Tyrannenmenschen! Du hast doch selbst damals den König Rambyfes mit Grausen betrachtet – Du weißt doch, den Rambyfes, der das Herz vom Söhnchen seines verhassten Todfeindes, in dessen Beisein, mit dem Pfeil getroffen hatte und dazu eine grausame Lache anschlägt! – Das, siehst Du, war ein echter Tyrann!“

„Ach, das sind ja hirnerbrannte, bemitleidenswerte und grausliche Menschen“, erwiderte die Mutter und schlug die Hände überm Kopf zusammen. „Mit solch-welchen solltet Ihr doch gar nichts zu schaffen haben! Und was wollt Ihr gar noch mit deren abscheulichem und stinkendem Blut! Da möcht’ man sich ja gleich erbrechen, wenn man nur daran denkt! – Nein“, fuhr sie in anderem Tone fort und ein verschmigt lächelnder Zug verschönte dabei ihr gütiges Gesicht, „da weiß ich Euch was Besseres zum Trinken, etwas ebenso Rotes und viel, viel Wohlgeschmeckenderes! – Ich bin gleich wieder da!“

Die Diere starrten ihr verblüfft nach.

„Man kann nicht verlangen“, meinte nach einigem Stillschweigen Haugwitz entschuldigend, „daß Frauen unsere hohe Entrüstung verstehen sollen.“

„Ach Frauen überhaupt!“ rief Frig. „Was hatten die wohl jemals für Weisheiten im Kopf?“

„Noch niemals hat ein Weib den Geistesflug eines Mannes begriffen!“ übertrumpfte Christian.

„Und Eure Schwester Gustgen?“ warf Goethe dazwischen.

„Die ist doch mehr ein Mann!“ riefen beide Brüder lachend, wie aus einem Munde. Und Friz fügte hinzu: „Auguste ist ein Fall für sich!“

„In ihren Briefen ist sie ganz Weib“, trogte Goethe.

„Ach, was so ein Frauenzimmer alles schreibt!“ warf Christian großspurig hin.

„Schöne Seele!“ höhnte Friz.

„Ist noch lange nicht das Schlechteste“, suchte Haugwitz zu vermitteln und zwinkerte Goethe freundlich zu.

Der zuckte bloß geringschätzig mit den Achseln.

„Also ein schöneres, edleres Rot gibts auf der ganzen Welt nicht mehr!“ ertönte da frisch und munter die Stimme der Frau Kat. Zugleich hielt sie, eintretend, eine hellgeschliffene Karaffe empor, in der es herrlich und dunkelrosig funkelte. „Frisch aus dem Keller! Echter abgelagerter Burgunder, Jahrgang 1748 — das ist, ein Jahr, bevor mei' Wolfgang auf die Welt kam!“

„Hoch die Frau Kat!“ ertönte es dreifach wie aus einer Kehle.

Und während die wackere Mutter eigenhändig und freundlich-schmunzelnd die Kelche füllte, erhob sich schmetternd die Stimme ihres Sohnes.

„Auch dies, meine Lieben, betrachtet als unverfälschtes Tyrannenblut! Denn gibt es einen gefährlicheren Tyrannen auf der Welt als den Wein? Weiß er Euch

nicht mit wahrhaft teuflischer List zu unterjochen? Der Weinstock ist der Universaltyrann, der ausgerottet werden sollte —

„Dho! Dho!“ schrien die beiden Stolberg dazwischen.

„Also von mir aus mag er ja meinetwegen nicht ausgerottet werden!“ lachte Goethe übermütig heraus. „Wäre ja auch schade darum, ihn gänzlich zu vernichten! War nie ein abgesagter Feind des Weines und werde auch niemals einer sein — und würde ich achtzig Jahre alt, oder darüber! — Aber, liebe Freunde, dann müssen wir doch das, was tyrannisch im Weine ist, zu bekämpfen wissen — nämlich das Übermaß — und uns nicht vom betörenden Dämon Bacchus verblenden und verderben lassen! Sonst sind wir dennoch Unterjochte — und das wollen wir doch nicht sein!“

„Mei' Wolfgang ist doch allemal der Vernünftigste!“ lobte leise die Frau Kat. Und mit lauterer Stimme fuhr sie fort: „Also nun kostet jetzt, meine Herren, von dem wirklichen und echten Tyrannenblut, das ich für Euch heraufgeholt habe! Ich stoße selbst mit an!“

Die Gläser klangen tönend aneinander. Und dann verschwand das schimmernde Rot so gründlich in den dunklen Kehlen, als sei es ein Weihetrank, der den Göttern gespendet werden sollte.

„Ah!“ machten alle und priesen die Kraft und Schönheit des wahrhaft erlesenen Tropfens.

„Wenn ich die vier Herren so froh und einträchtig beisammen sitzen sehe“, mischte jetzt die Frau Kat sich wieder ein, „dann muß ich immer an was Besonderes denken! Und an was wohl? An die vier Haimonskinder — wie

die alle zusammen auf einem Roß gefessen und selband in die Welt getraht sind.“

„Und Sie sind dann die Mutter der Haimonskinder: Frau Uja!“ rief Fritz Stolberg, in jäher Erleuchtung.

„Jawohl, Frau Uja – Frau Uja!“ stimmten die andern jauchzend ein.

„Dankend akzeptiert!“ erwiderte die Gefeierte und machte neckisch einen ihrer berühmten schönen Knige.

„Mutter!“ rief Wolfgang, umarmte und küßte sie. „Wie freue ich mich, daß ich Dein Sohn bin! Wir passen wirklich ganz wunderbar zueinander!“

„Hört und seht mal den Schäfer!“ rief munter die Beküßte. „Sonst macht er seiner Mutter niemals Komplimente – und jetzt küßt er sie sogar in offener Gesellschaft!“

„Nie hat eine Mutter solche Huldigung mehr verdient als unsere Frau Uja!“ rief Christian Stolberg. Und sein Bruder und Baron Haugwitz stimmten freudig zu.

„Jetzt muß ich die Herren aber verlassen“, wehrte Frau Uja lachend ab. „Sonst komme ich am Ende selbst noch in den Verdacht, eine erpichte Weintrinkerin zu sein. – Auch haben ja die Herren, wie ich höre, große Reisepläne vor. Die wollen reislich überlegt sein!“

Und flink wie ein Wiesel war die Vierundvierzigjährige verschwunden.

Die zurückgebliebenen aber vertieften sich jetzt eifrig in ihre Pläne. Denn sie wollten alle miteinander in den Schwarzwald und in die Schweiz. Und vielleicht gar nach Italien . . .

Aufbruch des Genies

In der That, die beiden Stolberg und ihr Freund Haugwitz dünkten Goethe wie vom Himmel gesandt, um endlich seinen Entschluß zur Reise zu bringen, unhaltbar gewordenen Verhältnissen zu entfliehen. Bis dahin hatte ihm die Kraft hierzu gefehlt. Jetzt aber faßte er seinen Entschluß. So tief es ihn innerlich schmerzen mochte, sich von Lili, und sei's auch nur zeitweilig, loszureißen — wollte er sich selbst nicht aufgeben, es mußte geschehen!

„Ich wäre ein Tor“, beichtete er in jenen Tagen durch Fernandos Mund in seiner „Stella“, „ein Tor, mich fesseln zu lassen! Dieser Zustand erstickt alle meine Kräfte. Dieser Zustand raubt mir allen Mut der Seele. Er engt mich ein! Was liegt nicht alles in mir? Was könnte sich nicht alles entwickeln? Ich muß fort — in die freie Welt!“

Vor allem war es der Widerstand von Lilis weitverzweigter Verwandtschaft gegen das Verlöbniß mit diesem „exzentrischen Doktor Goethe“, was ihn in Harzisch brachte. Das wagte sich einstweilen bloß als Gezißel hervor. Aber es genügte völlig, um Lilis reine Seele in hellen Aufruhr zu bringen. Auf's tiefste verletzt und unter Weinen sank sie ihrem Verlobten an die Brust.

Goethe biß die Zähne zusammen. Das arme Kind, dem man so herzlos zusetzte, tat ihm im Innersten leid. Doch was war von dieser ganzen Verwandtschaft anderes zu erwarten gewesen? Er kannte sie genau, diese abgetafelte Gesellschaft! Nichts anderes verlangte sie von ihm, als daß er, in erheuchelter Demut, zusammenknicken

und vor ihr seine Reverenzen machen sollte. Dann würde er in Gnaden aufgenommen werden. Aber sollte er sich selig und beglückt fühlen, wenn alte, auf „Jung“ geschminkte Tanten ihn huldreich anlächelten oder feistglänzende Onkels ihm wohlwollend auf die Schulter klopfen? Ein Dichter war er, ein Neudenker menschlicher Gesellschaftsformen, und urtümlich verwurzelt mit allem, was ursprünglich und aus der Natur geboren ist! Wer konnte von ihm verlangen, daß er sich irgendwelchem Schicksal unterwerfen sollte, der als „ewige Krankheit“ sich durch Geschlechter und Generationen fortgeerbt hatte, um heutzutage fast jeglichen Sinn zu verlieren?

Ein wilder Hohn wuchs in ihm hoch, der stürmisch nach Entladung drängte. Der irgendwie auch dichterisch seinen Ausdruck finden mußte.

Er hatte da, unter älteren Papieren, den hinfizierten Entwurf zu etwas in dramatischer Form aufgestöbert: betitelt „Hanswursts Hochzeit“. Ein paar Szenen waren in Knüttelversen niedergeschrieben, in einer Manier, die er jetzt bereits als überholt betrachtete, aus der jedoch vor allem eine derbe und feste Gesinnung ihm entgegenschlug, die ganz seiner gegenwärtigen Stimmung entsprach. Goethe lachte, als er in die schlimmen Verszeilen hineinguckte und die vor Übermut strogende Liste der satirischerfundenen „Hochzeitsgäste“ überflog. Wetter, da hatte er sich nicht gerade innerhalb der ängstlich abgesteckten Grenzen eines bürgerlichen Wohlstandes gehalten! Und in der tollen Laune, die in ihm hochschoss und die durch seinen „Verwandtenhaß“ noch genährt wurde, setzte

er noch mancherlei Schärfen und Spitzen auf. Las es voll Behagen durch, schob es aber dann diskret in die Schublade zurück. Derlei gehörte nicht vor fremde Augen.

Inzwischen drängten die Brüder Stolberg zu baldiger Abreise.

Sie hatten ihre Pläne gemacht und wollten fort. In ihnen rumorte ein Fieber der Unruhe, sie konnten es nirgendwo lange anhalten. In Frankfurt wähten sie, nach einer Woche, schon überlang geblieben zu sein.

In Goethe gährte es gleichfalls, fortzukommen. Und dennoch zauderte er, haschte nach Vorwänden, die Reise aufzuschieben. Der Abschied von Lili fiel ihm schwerer, als er es sich eingestehen mochte. Um so mehr, als er entschlossen war, heimlich fortzugehen. Ihm war nicht ganz lauter dabei zumute. Doch es mußte so sein.

Er wollte den Versuch machen, Lili zu vergessen!

Das war eine Sache, die er mit sich allein abmachen mußte. Abhaltungsversuche oder gar Tränen hätten ihn rasend gemacht.

Doch noch einmal mußte er sie sehen. In aller inneren Verschwiegenheit.

Lili war noch in Offenbach. Dahin dirigierte er eines schönen Nachmittags seine Freunde. Er verstand es so einzurichten, daß sie in einem kleinen Gasthaus, mit hübscher Laube im Freien — „Zur Rose“ hieß es — einkehrten und sich mit der Wirtstochter, einem gefälligen Mädchen, die Zeit vertrieben. Er selbst absentierte sich auf ein knappes Stündchen, dem Drange seines Herzens zu genügen.

Er traf sie im Garten, im Spiel mit den Kindern. Sie haschten einander auf dem Rasen und es gab ein fröhliches Gelärm und Gelache. Goethe stand eine Weile hinter einem Busch und guckte auf Lili. Wie reizvoll alle ihre Bewegungen waren! Wie entzückend die schlanken Arme, wenn sie nach den Kindern griff und dann ein gefangenes mit halb sieghafter, halb zärtlicher Gebärde an sich zog! Leise trat der Lauscher vor, in stiller Bewegung. Lili, als sie ihn erblickte, unterbrach ihr Spiel, blieb aber stehen. Ihr Auge, während sie den Herankommenden musterte, zeigte einen getrübbten und verschleierten Ausdruck.

„Läßt Du Dich wirklich einmal wieder blicken? Ich dachte schon, Du wärest nur noch für die Grafen Stolberg da!“ Mit eintöniger Stimme ließ sie diese Worte fallen.

Goethe entschuldigte sich — was er fast niemals that. Aber es war ihm so schwer ums Herz, daß er keinerlei Verstimmung hätte aufkommen lassen können. Ein Glück, daß die Kinder ihn jubelnd begrüßten und an ihm empor sprangen. So konnte er seine Bewegung verbergen.

Er reichte Lili die Hand. Sie legte die ihrige merkwürdig kühl und gelassen in die seinige. Er versuchte sie an sich zu ziehen. Doch sie widerstrebte.

Er setzte sich dann neben sie auf eine Gartenbank — ohne daß sie einander berührten. Doch sprachen sie recht freundlich zusammen, immer von Zeit zu Zeit durch die Kinder unterbrochen. So gern hätte Goethe mehr Wärme gezeigt. Indes war ihm das Herz wie verschnürt.

Er fragte nach Frau d'Orville. Sie war zu ihrem Gatten in die Stadt gefahren. Besuch war gleichfalls

nicht zu erwarten. So hätte er bleiben können; mit Lili, indem er sie zum Aufstauen gebracht hätte, ganz intim sich aussprechen können. Er vermochte es nicht. Innerlich weinte er beinahe, doch seine Lippen blieben trocken und dürr.

Lilis Feinsinn spürte, daß bei ihrem Freunde seelisch etwas nicht in Ordnung war. Das machte sie mitleidig und sie kam ihm mit holder Freundlichkeit, wenn auch ohne betonte Wärme, entgegen. Ihr Blick war gütig und in ihrer Stimme lag Weichheit. Und dennoch war ihr Innerstes wie gehemmt. Goethe fühlte, wie sie ihrem Herzen wehrte — ihrem Herzen, in dem trotz allem die Liebe für ihn schlug!

Das machte ihn dermaßen verwirrt, daß es ihm vorübergehend die Stimme verschlug. Er, dem sonst die Worte leicht und anmuthsvoll vom Munde flossen, kämpfte mit dem Ausdruck, stockte zuweilen, versprach sich.

Er erzählte von Reisen — nicht von der, die er plante, sondern von solchen, die er früher einmal gemacht hatte. Von der Rheinreise im vorigen Sommer, mit Lavater und Basedow. Von Besuchen in Darmstadt und Heidelberg. Beinahe hätte er sich verraten, doch lenkte er rechtzeitig wieder ein.

Lili schien gänzlich ohne Arg. Sie erwärmte sich sogar langsam und nahm an allem, was Goethe berichtete, kindlich-interessierten Anteil. Als er aufstand, um sich zu verabschieden, verhehlte sie kaum ihre Verwunderung, wie früh er ginge. Stahl sich nicht gar ein Tränchen in ihr Auge?

Jetzt widerstrebte sie nicht, daß er sie vorsichtig in die Arme zog und leise auf ihr Blondhaar küßte. Dann

blickten sie einander in die Augen: Lili ganz hell und offen, Goethe ein wenig verschämt. Wohl nahm sie es wahr, wußte es aber nicht zu deuten. Fragen mochte sie nicht.

So gingen sie auseinander. Mit raschen Schritten entfernte sich Goethe, scheu. Als er am Gartentor sich noch einmal verstohlen umdrehte, war Lili schon wieder mitten im Spiel mit den Kindern und nahm seiner nicht wahr. Leise klinkte er das Pfortlein hinter sich zu.

Im Wirtshaus zur Rose fand er seine Freunde Stolberg in vergnügtester Laune. Von der Laube her schallten ihre hellen Stimmen, unterbrochen von Gelächter, bis auf die Gasse hinaus. Sie hatten Freundschaft geschlossen mit der Wirtstochter Lotte. Den Kopf in ihrem Schoß, lag Christian auf der Bank, in seliger Verliebtheit, schon ganz als Pascha sich fühlend. Friz aber mochte dem Wein eifrig zugesprochen haben. Er stand da, mit leicht-gerötetem Kopf und hielt eine launige Ansprache, indem er sich in die Rolle eines Pfarrers versetzte, der einem jungen Paare gute Lebensregeln mit auf den Weg gibt.

Goethes Wiederkunft wurde mit lautem Hallo begrüßt. Doch war er noch nicht in der Stimmung, hier richtig mitzutun. Er begnügte sich mit ein paar halbneckisch gemeinten Worten, setzte sich dann auf einen Schemel und starrte in das vor ihm hingestellte Weinglas. Woraufhin Friz sich veranlaßt sah, sich nun seinerseits an ihn zu wenden und ihm seinen offensibaren Trübsinn, als Kränkung des zur Heiterkeit rufenden Gottes Bacchus, vorzuwerfen. Goethe mochte nicht Spielber-

derber sein, konnte sich aber zu dem launischen Übermut, den man von ihm verlangte, nicht emporheben.

Das Mädchen Lotte hatte ihn still beobachtet, machte sich jetzt sanft von Christian los, trat zu Goethe heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Soll ich Ihnen zutrinken, Herr Doktor?“ fragte sie freundlich und ergriff das noch unberührte Glas.

„Bitte, bitte“, erwiderte Goethe zerstreut.

„Also dann, auf Ihr Wohl und auf das, was wir lieben!“ Sie tat einen ziemlich guten Zug.

„Prost!“ brüllten die beiden Stolberg, wie aus einem Munde. Goethe blickte bloß auf und nickte dem Mädchen zu.

Dieses tat jetzt sehr geschäftig, fragte, ob die Herren noch weitere Wünsche hätten, lief ins Haus und kehrte mit Obst zurück. Dann saß sie wieder auf der Bank, ließ sich von Christian getrost um die Hüfte fassen, wandte sich aber ebenso an die übrigen und plauderte munter drauf los. Sie guckte dabei Goethe öfters an, der seine dunklen Augen in träumerischer Zerstretheit zu ihr hingleiten ließ — ohne weiter Notiz von ihr zu nehmen.

Lottchen, immer im Arme Christians, der auf keine Weise von ihr loslassen mochte, erzählte zutraulich und artig von ihren häuslichen Verhältnissen. Wie sie, als Tochter des Flickschusters Nagel, mit verdienen helfen müsse; und wie ihr dies beim Weinausschank auch ganz gut gelänge, da die Offenbacher Jungen sie alle gern hätten. Warum solle sie auch nicht gefällig sein? Manch einer lohnte es ihr und so käme sie mit ihren Angehörigen immerhin leidlich durch. Ihre Hauptfreude sei, sich von

ihren besseren Gästen und Verehrern Schattenrisse auszubitten und diese in ihrem Stübchen, unten in der Kellerwohnung, aufzuhängen. Sie habe schon eine ganz hübsche Sammlung beisammen. Ob die Herren sie nicht sehen wollten?

So stiefelten die drei denn wohlgenut die schmale, dunkle Holzstiege hinab, um sich Lottchens Silhouettenbilder anzuschauen. Natürlich mußten sie ihr auch welche versprechen, was große Freude bei ihr wachrief. Christians Verliebtheit wuchs zusehends. Er wollte gar nicht wieder fort und erklärte, dableiben zu wollen, während die andern zum Heimweg drängten. Lottchen wußte nicht recht, wie sie sich verhalten sollte, war ziemlich verlegen und blickte Goethe fragend an. Dieser mochte ihr als der Würdigste von den dreien erscheinen, vielleicht grade, weil er so wenig gesprochen und sich am meisten zurückgehalten hatte.

Er klopfte ihr auf die Wange und sagte, sie sei ein wahrhaftiges, gutes Kind und möge nur tun, was das Herz ihr heiße. Damit zog er Fritz Stolberg aus der Stube und ließ Christian daselbst zurück. Dieser rief ihnen etwas nach. Sie hörten aber nicht drauf hin und schritten fürbaß.

Am folgenden Morgen — man schrieb den vierten Mai — ging ein eifriges Packen los. Denn gleich nach dem Frühstücksimbiß sollte fortgeritten werden, zunächst gen Darmstadt. Alle vier hatten sich, um völlig stilgerecht auftreten zu können, Werthertrachten anfertigen lassen: blauen Frack, gelbe Hosen und Weste, runde graue Hüte, dazu Stulpenstiefel. In dieser Montur mußten sie die Welt sich zu Füßen liegen sehen!

Alle waren in fröhlichster Stimmung. Auch Goethe, der sich ganz wieder zurückgefunden hatte. Es wallte in ihm vor Reiselust, vor Drang, in die weite Welt hinauszureiten. Die Gedanken an Lili schenkte er geflissentlich zurück, schien sich aber um so mehr an Christian Stolbergs prahlerischen und liebesfeligen Erzählungen zu weiden. Danach mußte Lottchen Nagel ein wahres Wundere Exemplar von einem Weibsbildchen sein. „Und so anständig — so anständig! Wenn man denkt: als freies Liebchen! Ganz überall mit dem Herzen dabei! Etwas find't man sonst nicht mehr!“ Nur Fritz naserümpfte dazu. Er hatte in Hamburg ein englisches Fräulein kennengelernt, eine Miß Hanburry, und sich schwer in sie verliebt. Er schwur Stein und Bein darauf, sie heiraten zu wollen. Worüber keiner mehr lachte als sein Bruder Christian.

Als die drei Kavaliere hoch zu Roß auf dem Großen Hirschgraben erschienen, wurde auch Goethes Gaul vorgeführt und bepackt. Die Eltern standen auf der Treppe und ließen ihren Sohn nicht ohne Ruß von dannen ziehen. Gleich darauf schwang dieser sich hurtig und munter in den Sattel. Es gab ein tolles Getrappel auf dem holprigen Hirschgrabenpflaster — und im Hui war die kleine Kavalkade um die Ecke verschwunden.

Mutter Goethe schaute den Entschwundenen noch eine kleine Weile nach. Wischte sich dann mit dem gekrausten Zipfel ihrer seidenen Ländelschürze ein paar Tränen aus den Augen und folgte ihrem gestrengen Gatten in den dunklen Hansflur.

Zweites Buch

Wanderungen

Schöngeistiges Darmstadt

Mit einer Art von feierlicher Würde hatte der Kriegszahlmeister Johann Heinrich Merck die ihm angekündigten Gäste empfangen. In einer nahegelegenen Stallung waren die vier Rosse pfleglich untergebracht worden. Die beiden Grafen, der Baron und der Frankfurter Doktor, dieser vom Hausherrn unter den Arm gefaßt, hatten die Wohnung betreten, wo ihnen die Hausfrau, ein extrafeines Spitzenhäubchen auf den hochgeputzten Haaren, im langen Schleppengewande entgegentrat. Zwei wirkliche Reichsgrafen zu Besuch — das war bei Mercks noch nicht geschehen! Eine blumengeschmückte Tafel, mit bestem Frankenthaler Kaffeeservice, legte Zeugnis ab von der widerfahrenen hohen Ehre. Waren doch die vier Herren, durch Baron Haugwitz' Vermittlung, bei Hof in Audienz empfangen worden! Frau Kriegszahlmeister wußte das zu schätzen.

Merck selbst war minder von Ehrfurcht durchdrungen. Mit voller Unbefangenheit und im ganzen ziemlich wortkarg, beobachtete er seine Gäste, die ihrerseits Wert darauf legten, sich möglichst kraftgenialisch zu gebärden. Vor allem wünschten die beiden Stolberg in diesem Hause nicht als Grafen, sondern als Dichter gewürdigt zu werden. Sie wußten, wer Merck war und daß selbst ihr Freund Goethe mit hohem Respekt, vielleicht sogar ein wenig beflommen zu ihm als dem schonungslosesten seiner Rezensen-

ten aufblickte. Da wollten sie zeigen, daß sie auch zur Zunft gehörten, mit allen neusprudelnden Quellwassern gewaschen waren und als Mitarbeiter des „Göttinger Musenalmanachs“ auf der Höhe der Zeit standen.

Die schmetterndsten Tagesphrasen rasselten nur so aus ihren Mündern, von Wieland sprachen sie mit Geringschätzung, während sie sich der persönlichen Freundschaft ihres über alles gepriesenen Klopstock emphatisch rühmten. Gleich ihm waren auch sie Dichter freiheitstrunkener Bardengesänge, die sie, in korrektestem Zeitstil, „Bardiete“ nannten, und Frits Stolberg ließ es sich nicht nehmen, seine noch ganz frische „Ode an die Freiheit“ hochtönend zu rezitieren.

Nur Freiheitschwert ist Schwert für das
Vaterland!

Wer Freiheitschwert hebt, flammt durch das
Schlachtgewühl,

Wie Blitz des Nachtsturms! Stürzt Paläste!

Stürze Tyrann, Du Verderber Gottes!

Damit hatte er ehemals Frau Uja schon in Schrecken gejagt. Er erlebte die Genugthuung und Freude, daß Frau Kriegszahlmeister Merck gar sich furchtsam die Ohren zuhielt. Wozu die Kraftgenies dröhnend lachten!

Auch Goethe wurde dringend gepreßt, einige seiner freien Rhythmen zum besten zu geben. Er weigerte sich. Mußte aber dem stürmischen Begehren schließlich dennoch nachgeben und die Anfangsverse von „Wanderers Sturmlied“ sprechen.

Wen Du nicht verlässest, Genius,
 Nicht der Regen, nicht der Sturm
 Haucht ihm Schauer übers Herz!
 Wen Du nicht verlässest, Genius,
 Wird dem Regengewölk,
 Wird dem Schlossensturm
 Entgegensingen —
 Wie die Lerche,
 Du da droben.

Merck nickte beifällig. Doch Goethe brach ab und war nicht dazu zu bringen, weiter fortzufahren. „Halbunsinn!“ murmelte er. „Dichte heut ganz andere Sachen!“ Darüber empörten sich die Stolberg und widersprachen lebhaft. Christian deklamierte aus dem Gedächtnis:

Den Du nicht verlässest, Genius,
 Wirst ihn heben übern Schlammfad
 Mit den Feuerflügeln!
 Wandeln wird er
 Wie mit Blumenfüßen
 Über Deukalions Flutschlamm,
 Python tötend, leicht, groß,
 Pythius-Apollo.

Frig geriet wie in Raserei vor Begeisterung. „Heil Dir, Wolfgang Apollo!“ rief er. „Auch Du zogest einst aus, den Pythondrachen der Tyrannei zu töten!“

Aber Goethe blieb unerbittlich. Wie Zwang überkam es ihn, dem, was ihm jetzt als Phrasengedresche erschien, den Garaus zu machen.

„Wenn nur“, spöttelte er, „der famose Held mit den Blumenfüßen im Flutschlamm nicht versinkt oder gar sich seine schönen Feuerflügel verdreht!“

Er schielte ein wenig zu Merck hinüber, der ihn erstaunt, doch nicht unsympathisch mit den Augen maß.

Die Stimmung schien gefährdet. Da lenkte der ewig vermittelnde Haugwitz verfühlich ein.

„So ist nun unser Freund Goethe!“ rief er lachend. „Ihr wißt es ja selbst: oft schmelzend und wütend binnen weniger Minuten!“

„Und so wollen wir ihn nehmen!“ vollendete Friß Stolberg. „Wir kennen ja sein großes, edles Herz. Das erzittert förmlich in Gerechtigkeitsfieber. Und da tut er lieber sich selbst als einem anderen weh — Doktor Wehrwolf, der Götterlieblich — stets am meisten Wehrwolf wider sich selbst.“

Im Nu war Goethes Stimmung umgeschlagen. Er streckte Friß Stolberg die Hand hin, nannte ihn, was diesem stets am meisten schmeichelte, „Bruderherz“ und dankte ihm, fast überströmend, daß er so tief in seinem Herzen gelesen habe. Merck staunte abermals.

Durchs Fenster fielen breite Sonnenstrahlen. Spätnachmittag war heraufgezogen. Der schöne Maitag lockte. So ward beschlossen, noch ein wenig hinaus in die Parks zu wandern.

Unterwegs erzählte Goethe von den um etwa drei Jahre zurückliegenden Darmstädter Tagen, als er in die „Gemeinschaft der Heiligen“ aufgenommen war. Karoline Flachsland, damals noch Braut des gewaltigen Herder, hatte das veranlaßt. Sie führte als empfindsame Seele den schönen Ehrentamen „Psyche“ und war aufs

innigste befreundet mit zwei jungen Darmstädter Hofdamen, der ganz ätherischen Luise von Ziegler, genannt „Lila“, und der mit kranker Sehnsucht ins Erhabene gewandten, früh dahingerafften Henriette von Roussillon, der von Goethe einst so innig verehrten und poetisch gefeierten „Urania“. Das war ein Schwärmen durch die Buchenhaine des Bedunger Waldes und der fürstlichen Bosketts gewesen, wo geweihte Felsgesteine und säulengetragene Rundtempelchen als Weihestätten dienten. Mit besonderer Andacht, berichtete Goethe — jetzt nicht ohne einen kleinen ironischen Beiton —, waren sie zum Herrgottsberge, dem sagenumwobenen, gewallfahrtet, und dort hatte auch er selbst auf einem Felszacken, der sogenannten „Teufelsklaue“, mit eigener Hand seinen Namen eingehauen.

„Ich werde Euch jetzt zu Lilas Laube führen“, sagte Goethe. „Vielleicht finden wir sie dort, mit ihrem rosen geschmückten weißen Lämmchen, das den Vorzug genießt, mit ihr zu essen und zu trinken.“

Aber schon, bevor sie ihr Ziel erreichten, kam Lila ihnen entgegen, sanft eingeschmiegt in den Arm von Psyche, und begleitet von einem blassen, exzentrisch gekleideten jungen Mann, der in seinem Gang etwas Geziert-Schwärmerisches hatte.

„Das ist Leuchsenring“, flüsterte Goethe seinen Freunden zu. „Ihr wißt doch, dem ich in meinem Pater Brey' ein Denkmal gesetzt habe! Ein Menschheitsbeglückter der verstiegensten Art — das Musterbeispiel eines falschen Propheten!“

„Goethe!“ riefen die Damen schon aus der Entfernung und kamen ihm eilig entgegen. Bei der Begrüßung

durfte er beide umarmen und auf die Wangen küssen. Lufts angelegentlichste erkundigten sie sich alsbald nach seinen dichterischen Arbeiten, während Herr Dr. Leuchsenring sich ein wenig empfindlich zur Seite hielt. Um so interessierter näherte er sich den Grafen Stolberg, deren Bekanntschaft zu machen er sich ersichtlich zur hohen Ehre rechnete.

Lila und Psyche ließen Goethe, den sie den „Wanderer“ nannten, nicht aus ihrer Nähe. Ihre Freude, ihn wiederzusehen, war ungeheuchelt, und so weckten sie auch bei ihm ein herzliches Erinnern. Als sie nach einer Viertelstunde, da ihre Wege sich trennten, voneinander sich verabschiedeten, schien ihre alte Freundschaft neu befestigt.

Goethe selbst war bewegt, als er zeigen wollte. Gerade weil er fühlte, daß die Periode der Empfindsamkeit, in der jene bewußt verharrten, für ihn abgetan war, regte sich in ihm ein leise-trauerndes Gefühl. „Fast“, dachte er, „als käme ich von einem seelischen Begräbniß! — Aber leuchtet mir denn nicht ein neuer Tag?“

Er war im Vorwärtsschreiten — und es mußte so sein!

Daheim hatte er dann eine Stunde mit Merck allein.

Während schon der Abend mit stillem Leuchten sich hernieder senkte, saßen sie vor dem Hause, im Dämmer zweier weißblühenden Kastanien, nebeneinander auf der Bank.

„Du willst also bis zur Schweiz hinunter?“ begann Merck das Gespräch. — „Und immer in Gesellschaft dieser aufstrumpfenden Brauseköpfe, der beiden Grafen Stolberg, und dieses doch recht mediökren Baron Haugwitz?“

„Es sind gute frische Jungen, voller Begierde, das Leben zu erfassen, und mir von Herzen zugetan“, erwiderte Goethe.

„Das ist sehr schön von ihnen“, anerkannte Merck. „Trotzdem gefällt's mir nicht, daß Du Dich ihnen gar so sehr hingibst. Ich verfolge höheren Ehrgeiz mit Dir!“

„Und das ist wiederum schön von Dir!“ lachte Goethe. „Aber ich wüßte wirklich nicht, was mir aus der vergnügten und manchmal stürmisch begeisterten Reisegesellschaft, in der Du mich erblickst, an Unzuträglichkeiten erwachsen sollte! Glaubst Du nicht, daß ich mich stets ganz so, wie ich will — in der Hand behalte?“

„Das gewiß! Wenigstens hoffe ich es.“ Merck wiegte sorgend den Kopf. „Immerhin brauchst Du einen starken Vorschuß an Vertrauen. Sieht man Dich Dein Leben so dahinstürmen, oft im überraschendsten Zickzack, bald verheißungsvoll und genialisch, bald auch wieder verspielt und an Ländlerisches verzettelt, so fragt man sich wohl manchmal: wo das hinführen soll? Und was schließlich bei Dir die Oberhand behalten wird?“

„Willst Du mir mein Bestes rauben, Freund: meine köstliche Unbeschwertheit und innere Schnellkraft? Denn die habe ich mir, trotz allem, was mich durchrüttelt und manchmal so schmerzhaft hin und her wirft, stets bewahrt! — Und werde ich mir auch weiter noch bewahren, weiß Gott!“

„Gewiß, ich bewundere Dich deshalb. Aber ein wahrer Freund muß unerbittlich die Augen offen halten. — Sieh, Goethe: mehr als irgendein anderer glaube ich an Dich. Aber mehr als irgendein anderer zittere ich auch für Dich! — Ich fordere von Dir nichts anderes als das Höchste.“

Wehe Dir, wenn Du es schuldig bleibst! Doch wem schuldest Du es mehr als Dir selbst? Niemals würdest Du, bei Deiner vom stärksten Ehrgeiz getriebenen Natur, glücklich werden können, wenn Du Dir eines Tages sagen müßtest: ich habe meine dem Schicksal geschuldete Mission nicht erfüllt — nicht so, wie ich es wohl müßte! Das würde stärker in Deinem Innern brennen, als das höllische Feuer! Denn wen Du verlässest, Genius — ! Ich mag es nicht ausdenken!“

„Merck! Merck!!! Tränen in Deinem Auge? Mann, Du lebst ja in Phantasiebedrückungen!“ Heiß umklammerte Goethe des Freundes Handgelenk und blickte ihm fest ins Antlitz.

„Verzeih mir!“ stotterte Merck. „Verzeih meiner vielleicht übergroßen und darum närrischen Liebe! — Aber Du ahnst kaum, Goethe, wie ich leide, wenn Du mir mitunter etwas Gedichtetes bringst, das ich nicht als voll bewerten kann. — Dein Faust, ja, aus jeder Zeile spricht da Dein Genie! Und, was ich fast noch höher schätze, Dein großes Herz! Aber dann kommt wieder halb gleichgültiges, halb hingeschleudertes Vers- und Prosagekrizel — und das könnten die anderen auch machen — und mitunter sogar besser!“

„Hältst Du mich für so arm“, rief Goethe, beinahe unwillig, „daß Du mir verwehren willst, hie und da mal ein paar unbedeutende Brocken von meiner Tafel fallen zu lassen?“

„Hie und da! Vielleicht! Aber keineswegs zu oft! Sieh, Goethe, ich möchte, daß Du mit der ganzen Seelenkraft, die Du hast, Dir Dein eigenes, Dein einziges

hohes Ziel vor Augen hältst und unablässig danach strebst, es zu erreichen: dem Wirklichen poetische Gestalt zu geben! Im Gegensatz zu fast allen anderen — die danach trachten, daß sogenannte Poetische zu verwirklichen! Dabei kommt dann lauter verschwommenes Zeug heraus. Sieh nur die Oden Deiner Freunde Stolberg an!“

„Ich lasse jeden dichten, wie er's meint und wie er's mag!“ warf Goethe hin. „Und dichte selbst so, wie ich's muß!“ fuhr er, schon ernster, fort. „Wenn Du sagst, Merck, es sei meine Aufgabe, dem Wirklichen poetische Gestalt zu geben, so hast Du das sehr fein empfunden und ich danke Dir dafür. Es bewußt und gleichsam pedantisch mir zum Ziel zu setzen, verhindert mich jedoch meine Natur. Die kann einen gewissen Schwebeszustand der Dumpfheit, aus dem sie schafft, nicht entbehren. ‚Macht man das, was einem so einfällt?‘ läßt der Kluge Lessing Minnas Kammerzöfchen fragen. Und so geht es auch mir. Vor nichts habe ich ürgere Furcht, als — etwas zu machen!“

„Damit entsprichst Du nur dem, was ich von Dir erwarte.“

„Dann aber noch eines: ich kann nur das dichten, was mir im Innersten die Seele abdrückt! Und sieht es zwiespältig in mir aus, so muß auch der Zwiespalt ans Tageslicht. Daher soviel Widerspruchsvolles: oft Höhnisches, oft Anbetendes in meiner Poesie! Wohl trachte ich nach Harmonie. Ja, ich bete manchmal inbrünstig, daß sie mir dereinst einmal, wenn ich innerlich zur Ruhe gekommen sein werde, geschenkt sein möge. — Aber heute? Da stürmt's noch in mir — und von einem Widerspruch fliege ich in den anderen, vom höchsten Glücksgefühl in

tiefste Zerknirschtheit. Die Unsterblichen, wer sie auch sein mögen, haben eben alles auf meine Brust geladen, Wonne und Leid in ganzester Fülle. Das muß ich tragen — und trage es gern! Es ist mir eine Gewähr dafür, daß nichts Menschliches meiner Seele fern bleibt.“

„So suchst Du aus der Zerrissenheit selbst Dir einen Balsam zu saugen“, neckte Merck. „Das nenne ich mir in Wahrheit einen Künstler!“

„Spotte nur!“ erwiderte Goethe gutmütig. „Vielleicht steckt hier ein tiefstes Geheimnis. Empfinde ich doch, was man ‚Lücke der Götter‘ nennen könnte, manchmal als Gnade. Und meine: ich müßte ihnen noch dankbar dafür sein, daß sie mich so zwiebeln — daß sie alle Freuden und alle Schmerzen ganz auf mich häufen! Durch Zerrissenheiten hindurch trage ich ein lichtiges Gefühl in mir, das mich stark und stolz macht. Es ist nichts anderes als jenes heimliche Bewußtsein der Begnadetheit. — Aber klingt das nicht wie Größenwahn?“

„Aus anderem Munde gewiß — nicht aus Deinem!“ erwiderte Merck stolz. „Wofern Du nur immer bedenken möchtest, daß Gnade — verpflichtet!“

„Womit wir dann wieder bei der Moral angelangt wären!“ neckte Goethe zurück, indem er sich erhob. „Und das ist just das Thema, vor welchem bei mir jede Discussionsmöglichkeit aufhört. Wenn ich dichte, so tue ich es um der Glückseligkeit willen — aber nie und nimmermehr der Moral zuliebe. Ja, ich bin so frech, hierbei in erster Linie an meine eigene Glückseligkeit zu denken — und dann erst, möglicherweise, an die der anderen! Das ist natürlich höchst unmoralisch. Aber ich denke so: je tiefer und gewaltiger ich, dichtend, mich selbst beglücke,

desto eher kann ich auch in die Seelen fremder Menschen einen Glücksstrahl senden!"

„Und das ist dann auch — moralisch!“ trumpfte Merck auf.

„Aber nicht als mein Zweck — sondern als Begleiterscheinung — was ich zu bedenken bitte! — Doch nun komm ins Haus. Die anderen warten.“

Auch Merck erhob sich. Der Abendstern stand, milde funkelnd und einsam, am Himmel. Leiser Luftzug strich durch die Kastanien. Ganz fern schrie ein Käuzchen.

Zwei Schatten verschwanden hinter der Haustür.

Die entlaufene Kaze

Die Turmuhr hatte sechs geschlagen, als die vier bereits wieder auf ihren Säulen saßen und die Heerstraße weitertrabten, gen Mannheim zu.

Eine frische Morgenbrise strich um sie her, und die jungen Reiter, von Unternehmungslust geschwellt, jauchzten förmlich vor Freude. Auch als ein Regenguß kam und sie bis auf die Haut durchnäßte, störte dies keineswegs ihre Laune. Im Gegenteil, es wurde ihnen so recht von Herzen abenteuerlich zumute. Sie gaben ihren Tieren die Sporen und sprengten dahin im Galopp, als wollten sie mit dem heulenden Wind um die Wette rasen. Goethe war der Tollste unter ihnen. Er sang wildverschlungene Rhythmen in die Lüfte, alle möglichen Gottheiten anrufend und preisend, halb bewußtlos im Rausch des Genießens und Sichauslebens, voll Unbändigkeit und Natur-

begeisterung. Die anderen ließen sich willig mitreißen, in jugenhafter Bewunderung für den Gottbegeisterten in ihrer Mitte, dessen Mund von Erleuchtungen überquoll. Alle waren wie in einem Saumel, mit rotglühenden Gesichtern und flammenden Augen.

Die Sonne trat wieder hervor. Schnell wurde es trocken und heiß. Da ließen sie die Pferde rasten, warfen sich unter einen breitästigen Maulbeerbaum auf die Erde, kramten ihr Frühstück aus den Mantelsäcken hervor, ließen einen weingefüllten Zinnbecher fröhlich kreisen und fühlten sich wie die Götter.

„Man müßte uns sehen, uns vier, wie wir hier lagern!“ rief Christian Stolberg eitelkeitgeschwellt aus. „Wir sind, bei Gott, eine Gesellschaft, wie man sie von Peru bis Hindostan umsonst suchen könnte!“

„Und wenn Du auf den Himalaja steigst“, suchte Fris ihn zu überbieten, „und das gesamte Weltpanorama absuchst, solche Kerle findest Du nicht wieder.“

„Eine Lust ist's zu leben!“ schrie Kurt Haugwitz, der auch nicht zurückbleiben wollte.

„Und was ist man bei alledem?“ kicherte Goethe in sich hinein. „Ein durchgebrochener Bär — eine entlaufene Kage!“

„Wie meinst Du das, Götterkind?“ bedrängten ihn die anderen.

„Na, was bin ich denn sonst?“ kollerte es übermütig aus dem Gefragten hervor. „Mit tausend Stricken würde man mich anbinden, wenn man nur könnte! — Aber der Bär ist durchgebrochen, die Wildkäse davon-gelaufen!“ Damit ließ er sich, wie selig, den Rasenhang hinabwälzen.

Die drei stauten zu ihm hin und verstanden nicht recht, wie ihm war. Doch fanden sie ihn sehr originell und, weil das so etwas Schönes war, so fingen auch sie an, sich zu wälzen.

Lautes kindhaftes Gelächter jagte von einem zum anderen.

Dann wurde es Zeit, wieder aufzusitzen, und sie trabten weiter.

In Mannheim fanden sie es langweilig. Die Stadt war ihnen zu eintönig, zu gradlinig. Darum wollten sie bald wieder fort. Sie saßen im Gasthaus und machten Pläne.

Goethe war in Sinnen verfallen. Er ließ sich Tinte und Feder reichen und schrieb nach Frankfurt an die „Tante“. Nur ein paar Zeilen. Es war ihm beigefallen, daß dieser Tage in einer Privatgesellschaft bei Bethmanns sein Singspiel „Erwin und Elmire“ aufgeführt werden würde. Da wollte er doch wissen, ob Lili dabei wäre. Und was sie dazu sagen würde. Es kam so allershand in dem Stück vor, das sie immerhin ein wenig anging. Etwas Schabernack und auch etwas Ernst. Ob sie das wohl merken würde? Die brave Johanna Fahlmer sollte gut aufpassen und es ihm vermelden.

Bon. Gela. Siegel drauf. Ab.

Zwar, im Grunde, was ging's ihn an? War er nicht die entlaufene Kaze? Was kümmerte ihn Lili? Die wollte er vergessen! Dazu war er in die Welt gegangen! Und, hol's der Himmel, er würde es schon fertigkriegen! Noch schauerte es ihm über den Rücken, wenn er an seine Bräutigamsrolle dachte. Kuriose Zumutung für einen Goethe! Er — Bräutigam! Zum Lorchachen! „Hanswursts Hochzeit!“

Wieder saßen sie zu Pferde. Und nun ging's nach Heidelberg. Dort wollten sie noch vor Abend eintreffen. Die Sonne brannte wie verrückt. Die vier waren ein wenig einsilbig geworden. Haugwitz allein redete. Und erzählte eine lange Geschichte von seiner in die Brüche gegangenen Verlobung mit einer ostfriesischen Pfarrers-tochter. Es war zum Auswachsen!

Dagegen halfen nur Volks- und Studentenlieder. Goethe gab den Ton an und die anderen stimmten ein. So ritten sie singend, wie die Troubadoure, in Heidelberg ein. Es düsterte bereits.

Dann ein himmlischer Tag, in der von allen guten Naturgeistern geschmückten, sagenberühmten Residenzstadt von Kurpfalz. Die Trümmerherrlichkeiten der gewaltigen Schloßruine wurden mit Andachtschauern durchkrochen und durchklettert. Der vom Blitz gespaltene, zur Hälfte eingesunkene alte Rundturm wirkte besonders poetisch. Doch auch Zwerg Perkeo und das Heidelberger Riesensaß fanden verständnisvolle Bewunderung.

Gegen Abend machte Goethe sich ein Stündchen frei und schlich zur Jungfer Delphe. Er hatte es zwar eigentlich nicht gewollt, aber nun tat er es doch.

Jungfer Delphe redete lange und viel von der durch sie gestifteten Verlobung. Und was sie Gutes von Lili sagte, war ja auch alles wahr und schön. Er mochte und konnte ihr nicht widersprechen. Nur, daß die Dinge eben jetzt anders lagen!

Doch schon schwärmte Jungfer Delphe davon, Goethe in kurpfälzische Dienste unterzubringen. Und tat so, als hinge es nur von ihr persönlich ab, das zu verwirklichen. Sie sprudelte förmlich über vor lauter Eifer.

Gerührt nahm Goethe von ihr Abschied. Und schüttelte ihr kräftig beide Hände.

Schade, daß er sie betreffs Lili so bitter hatte enttäuschen müssen! Aber der durchgebrochene Bär, die heilsfroh entwischte, gelbbraune Kage waren nicht wieder in Rosenketten zu legen!

Wichtige Begegnung

Nach Karlsruhe ging's weiter per Wagen. Die Reitpferde waren von einem Kunkelschen Stallknecht nach Frankfurt wieder zurückgeholt worden. Die beiden Reichsgrafen saßen im Fond, Haugwitz ihnen gegenüber, Goethe neben dem Kutscher auf dem Bock. So war's ihm am liebsten.

Dhnehin, er würde jetzt den hochadligen Herren gegenüber ein wenig zurückzutreten haben! War doch eine Einladung vom markgräflichen Hof an die beiden Reichsgrafen ergangen und ebenso an Haugwitz. Er selbst sollte mit eingeführt werden, und durfte es, unbeschadet seines Selbstbewußtseins, geschehen lassen. Markgraf Karl Friedrich war jener mäzenatische Herr, der vor kurzem erst Klopstock monatelang an seinem Hof behalten und ihm weiterhin eine ehrenvolle und sorgenfreie Existenz ermöglicht hatte. Daß dieser Herr auch Goethe gern empfangen und ihm eine gebührende Aufnahme bereiten würde, verstand sich von selbst. Jedenfalls reizte es ihn, sich diesen fürstlichen Dichterfreund einmal näher zu begucken.

Karlsruhe, ein kleines Städtchen von knapp dreitausend Einwohnern, hatte weiter nichts auf sich. Um so feudaler präsentierte sich das Schloß, das nach zwanzigjähriger Bauzeit soeben vollendet und mit allem zeitgemäßen Komfort und aller Rokokopracht ausgestattet worden war. Reichgalonierte Lakaien empfangen die Herren am Tor und führten sie die breite Marmortreppe hinauf, wo sie von anderen Lakaien weitergeleitet wurden. Der Empfang beim Markgrafen und seiner sehr vornehm blickenden Gemahlin wirkte anfangs etwas steif. Das genierte die Stolzberg mehr als Goethe, der sofort mit vollem Freimuth auftrat und hierdurch das Eis brach. Besonders die Markgräfin erwies sich als eine geistig und literarisch wohl orientierte Dame, die sehr genau wußte, wen sie in Goethe vor sich hatte. Als er am Tischtisch neben ihr Platz nehmen durfte, brachte er sofort die Unterhaltung aufs lebhafteste in Gang, und seine originelle und unverblümmte Ausdrucksweise, die so sehr abstach vom konventionellen Hofton, amüsierte die Herrschaften aufs höchste.

Goethe ließ die Augen an der Tafel umhergehen und bei einer jungen Dame haltmachen, deren bescheidenes und heiter-sanftes Wesen ihn besonders anzog. Es war die Schwägerin des Erbprinzen, eine hessen-darmstädtische Prinzessin Luise, die, nach dem Tode ihrer Mutter, bei ihrem Oheim, dem Markgrafen, am Karlsruher Hofe Aufnahme gefunden hatte. Mit Interesse vernahm Goethe, daß sie in den nächsten Tagen die Ankunft ihres künftigen Gatten, des jungen Herzogs von Weimar, erwartete, eben jenes Karl August, der im letzten Dezember, bei seiner Durchreise durch Frankfurt, den von ihm be-

wunderten Werther-Dichter mit ausgesuchter Höflichkeit und Interessiertheit bei sich aufgenommen hatte.

Als nach der Teestunde die Herrschaften umherstanden und sich angeregt unterhielten, wußte sich Goethe der Prinzessin Luise zu nähern und sie durch die Frische seiner Unterhaltung zu fesseln. Sie gefiel ihm immer mehr. Ohne direkt schön zu sein, strahlte sie doch soviel anmutige Natürlichkeit aus, daß aller höfische Zwang darüber verlorenging. Wie sie dastand, auf der Brust einen blinkenden Stern und daneben einige lose hingesteckte Blumen, bot sie einen reizvollen Anblick. Mit besonderer Freundlichkeit sprach sie zu Goethe von ihrem Verlobten und betonte, wie sehr dieser sich freuen würde, ihm in Karlsruhe aufs neue zu begegnen. Als sie beim Hinzutreten eines höfischen Geheimen Rates sich diesem etwas hastig zuwandte, lösten sich ihr einige Blumen vom Busen und glitten zu Boden. Sofort bückte sich Goethe zum Parkett nieder und hob sie auf. Mit eigentümlichem Lächeln blickte er die Prinzessin an und spielte beziehungsweise voll mit den in der Hand gehaltenen Rosen. Aber die zarten Züge Luise's glitt gleichfalls ein Lächeln und leutselig sagte sie:

„Wenn es Ihnen Freude macht, Herr Doktor Goethe, die Blumen zu behalten, so bitte ich, sie von mir anzunehmen.“

Goethe beugte sich über die Hand der Prinzessin und küßte sie. Sie ist ein Engel, dachte er voll Entzücken. Und mehr noch: ein echter Mensch!

Daheim stellte er die Rosen in ein Glas und als sie zu welken begannen, legte er sie getrocknet in die Brieftasche, die er jederzeit bei sich trug.

Nach wenigen Tagen, innerhalb deren die „vier Haimonskinder“ sich am badischen Hofe gut eingelebt hatten, traf auch Karl August, Herzog von Weimar, ein, begleitet von seinem Kammerherrn, Hauptmann von Knebel.

Es ergab sich von selbst, daß der Herzog ungesäumt mit Goethe in neue Verbindung trat. Knebel erschien bei ihm im Gasthof und lud ihn zur Tafel ein, und zwar, da sein Herr sich unpäßlich fühlte, im allerintimsten Kreise. Bloß Luise und Knebel waren außer ihm noch anwesend. Die Unterhaltung verlief um so ungezwungener, als Knebel, der ein großer Literaturfreund und selbst ein nicht unbegabter Dichter war, seit längerem mit Goethe in Verbindung stand und ihn sehr in sein Herz geschlossen hatte.

Der Herzog freute sich besonders über die Werther-Montur, in der Goethe vor ihm erschien, und mochte es beinahe bedauern, daß er selbst nicht eine gleiche zur Verfügung hatte. So seien der Dichter und sein Werk jetzt völlig eins, bemerkte er lachend, und alles, was man mit soviel Ergriffenheit gelesen habe, erscheine nun um so glaubhafter.

Doch müsse er freilich, warf Goethe ein, jegliche Identifizierung mit dem traurigen Helden seiner allzusehr vergötterten Geschichte entschieden von sich abweisen. Vor allem: er habe nicht die mindeste Neigung, sich totzuschießen, sondern gedenke noch recht lange und in vollen Zügen zu leben.

Das gefiel Karl August ganz ausnehmend. Klingend stieß er mit Goethe an und goß seinen Kelch mit Rheinwein auf einen Zug die Kehle hinab. Sein festes Jungengesicht strahlte in angenehmem Rosa und von irgend-

welcher Angegriffenheit war gar nicht mehr die Rede. Im Gegenteil, er ging aufs zwangloseste, fast ungestümste aus sich heraus, klopfte Goethe wiederholt auf den Rücken, lachte mehrfach aus vollem Halse und schärferte gelegentlich mit seiner Braut, als ob er mit ihr allein wäre. Auch Goethe fühlte nicht die geringste Benommenheit. Mit diesen fürstlichen Personen, dachte er, kann man sich fühlen, als sei man unter guten alten Freunden! So nahm er eine Einladung, recht bald einmal nach Weimar zu kommen und ein paar frohe Wochen dort zu verleben, mit aufrichtiger Freude an, da er sich wirklichen Genuß davon versprach.

Als Knebel ihn später hinausgeleitete, faßte er Goethe zutraulich unter den Arm und redete ihm freundschaftlich zu, die Einladung doch ja recht ernst zu nehmen. Vielleicht könne mehr daraus werden, als ein vorübergehender kurzer Aufenthalt.

„Wie meinen Sie das, Knebel?“ stieß Goethe fast heftig hervor. Blieb stehen und faßte sein Gegenüber forschend ins Auge.

„Nun, unser junger Herzog“, erläuterte Knebel bereitwillig, „ist voll edlen und hohen Ehrgeizes. Schon hat er, neben anderen, einen Wieland in seine Residenz gezogen und so spricht man von einem kommenden Musenhof. Da bieten sich ganz unabsehbare Ausichten.“

„Aber an mich wird er doch nicht etwa dabei denken“, fuhr es aus Goethe etwas voreilig heraus. „Ich bin der formloseste Mensch von der Welt und kann nur in völliger Ungezwungenheit leben. Ich — an einem Hof? Was soll ich da? Bücklinge machen und meine Zeit verplempern?“

„Nun, ein Mann mit soviel Talenten —“

„Ich brauche meine Talente für mich selbst, jedenfalls nach eigenstem Ermessen! Was kann einem Fürsten damit gebient sein? Und dann — bis ich Subordination erlernte!“ Goethe lachte ungescheut aus vollem Halse.

„Die verlangt niemand von Ihnen. Wer spricht hier von Subordination?“ eiferte Knebel. „Sie haben doch eben erst unsern jungen Herrn zur Genüge kennengelernt! Da werden Sie doch gespürt haben, daß er ein Mensch ist, mit dem sich leben läßt! Zuviel Mensch, wirft man ihm bereits vor — und zu wenig Herzog! Aber so ist er: die Ungezwungenheit in Person — und dabei hell und scharfblickend von Geist!“

„Ja, das stimmt — ich muß es eingestehen!“ gab Goethe zu. — „Gewiß, er gefällt mir! Und mit Freuden denke ich daran, seine Einladung anzunehmen. Nur ohne Hintergedanken, lieber Knebel!“

„Lediglich mit Freundesgedanken, lieber Goethe! Die werden doch wohl gestattet sein!“

Mit warmem Händedruck trennten sich die beiden Männer.

D Straßburg . . .

Der Wagen donnerte über die Rheinbrücke.

Goeben hatten französische Zollbeamte die Pässe der Reisenden visitiert und, nach schikanöser Erhebung von allerhand Schwierigkeiten, freie Bahn gegeben.

Während Goethe schweigend saß und, alten Erinnerungen nachtrachtend, vor sich hinstarrte, ergingen sich die Brüder Stolberg in erregten patriotischen Wallungen.

„Dieser herrliche Strom!“ rief Fritz und wies auf die Wellen des rasch dahinfließenden Rheines. „Das Herz im Leibe tut einem weh beim Anblick des bezwungenen, nun französischen Ufers!“

„Sie sollen es nicht lange mehr besitzen, diese räuberischen Welschen!“ gelobte Christian. „Ich hoffe, wir werden uns endlich fühlen!“

Und trotzig stimmte er das Lied an, in dessen Gesang die übrigen nach und nach einfielen:

O Straßburg, o Straßburg,
Du wunderschöne Stadt!
Darinnen liegt begraben
So mannlicher Soldat!

„Weißgott!“ sagte Goethe, noch immer wie halbverträumt. „Wohl anderthalb Jahre lang habe ich hier zugebracht und kaum je gefühlt oder bedacht, daß es nicht deutsche Erde sein sollte, auf der ich wandelte. Geschwärmt und geliebt, geredet und gerungen, mit lauter deutschen Menschen, von deutschen Dingen und deutschen Dichtungen! Mit Herder vor allem, unserm großen Führer — und jetzt harret unser dort der liebsten einer unter meinen Freunden, unser prachtvoller Jakob Lenz!“

Wie freute er sich auf dieses Wiedersehen und ebenso auf seinen guten und schnurrigen alten Mentor, den braven Aktuar Salzmann, bei dem er für diesmal absteigen würde!

Ein halbe Stunde später hielt der Wagen vor dem Hause, in dem Salzmann wohnte. Goethe trennte sich von seinen Gefährten, die einen vornehmen Gasthof bezogen, und erlebte dann im Gespräch mit dem Freunde so

manches wieder, was nun bereits vier Jahre — für sein von hundert Erlebnissen aufgewühltes Gefühl eine unendlich lange Zeit! — zurücklag. Damals, als er, wie Herder sich ausdrückte, etwas dreist und spaßenmäßig in die Welt hineinguckte, und begierig alles in sich einsog, was von neuen geistigen Fruchtkeimen in der Luft lag und die Gemüter erfüllte! Schier verwundert hörte Goethe dem Freunde zu, der ausführlich berichtete. Und er sah sich selbst vor sich, fast wie einen fremden Menschen, ganz erfüllt davon, sowohl vom Leben zu lernen wie auch sich selbst zur Geltung zu bringen. Eigentlich, wenn er's so recht überlegte, waren doch diese Straßburger Studiensemester die wahre Keimzeit gewesen für all das viele, das seitdem aus ihm hervorgequollen war.

Und hatte er nicht gleichfalls von Straßburg aus die vielen tollen Ritte nach Cesenheim unternommen, wo ihm im ländlichen Hause des Pfarrers Brion Friederike in Lieblichkeit entgegengetreten war, an die er jetzt mit ebensoviel Glücksgefühl als Beklemmung zurückdenken mußte! Einen flüchtigen Einfall, jetzt wieder mal hinüberzureiten, schob er indes rasch zurück, um so mehr, als Salzmann ihm einen Brief seiner getreuen Johanna Fahlmer überreichte, der — unvereinbarer Gegensatz! — ganz erfüllt war von Lili. Doch konnte seine Neugier, was Lili zu „Erwin und Elmire“ gesagt hätte, noch nicht gestillt werden. Die Aufführung des Singspiels war um ein paar Tage verschoben worden.

Der Zufall wollte es, daß auch Fritz Stolberg in Straßburg Nachricht von seiner „Braut“ bekommen hatte. Goethe traf den Freund völlig erschüttert und gradezu in Tränen aufgelöst. Sophie Hanburry hatte

ihm abgeschrieben! Sie könne nicht Liebe, sondern nur Freundschaft für ihn empfinden. In seiner Eigenliebe ebenso sehr wie in seiner Schwärmerei getroffen, sprach der junge Reichsgraf davon, seinem Leben ein Ende zu machen. Bei ein paar Flaschen feurigen Rheinweines jedoch, und in angeregter Freundesgesellschaft, zu der auch der junge Dichter Lenz gestoßen war, ließ der Liefgekränkte nach anfänglicher Obstinatheit sich nicht ganz ungerne zu neuem Lebensmut zurückbekehren. Schwer geladen, wurde er von seinen Freunden zu Bett gebracht und, nachdem er seinen Rausch ausgeschlafen hatte, blieb zwar eine interessante Melancholie, aber sonst kein lebenszerstörendes Gift bei ihm zurück.

Den folgenden Tag hatte Goethe ganz für seinen Freund Jakob Reinhold Lenz sich vorbehalten und sich darum von den übrigen getrennt. Er liebte Lenz nicht bloß, er schätzte auch dessen poetische Begabung unter all seinen Weggenossen am höchsten. Er war der einzige, den er neben sich selbst als „Original“ gelten ließ. Auch schmeichelte ihm die fast schrankenlose Bewunderung und Verehrung, die der um anderthalb Jahre jüngere Livländer ihm entgegenbrachte. Schwärmte doch der rasch in höchste Ekstasen sich verlierende Lenz von seiner und Goethes geistiger „Ehe“, wobei er sich selbst die Rolle des anschniegflamen Weibes zuerteilt hatte!

Einen ganzen langen Vormittag lang waren die beiden Freunde in der Natur herumgeschweift, in intimen Gesprächen und „Ergießungen“. Jetzt saß Goethe — während Lenz für kurze Zeit in die Stadt zurückgelaufen war, um eine Besorgung zu machen — in einer Gastwirtschaft „Zum Wasserzoll“, unter vielreihig sich Kreuzenden

Linden, und hatte für sie beide ein Mittagessen bestellt. In glücklichster Stimmung genoß er die schöne Landschaft um sich her: die weit sich dehnenden, baumbestandenen Wiesen, die schimmernd sich schlängelnde Ill und den Blick auf das in der Ferne herübergrüßende Straßburger Münster. Er fühlte sich so warm, so bewegt. Zehn Tage lang war er nun unterwegs und alles bisher hatte so glücklich und zu seiner vollen Zufriedenheit sich abgespielt. Fast alle Menschen waren ihm mit Freundlichkeit, viele mit Auszeichnung entgegengekommen. Und die wenigen, die mißgünstig gezischt hatten, durfte er getrost in ihren Ecken stehenlassen, als arme Schelme.

Was war's nur, daß solch eine stille Sehnsucht plötzlich in ihm aufstieg? Sehnsucht nach Liebe? Vielleicht gar — nach Lili? Aber er war doch der durchgebrochene Bär, der in die Freiheit der Wälder entlaufen war! Und jetzt ertappte er sich beinahe auf dem Gedanken, Lili einen schriftlichen Gruß zu schicken. Unsinn, das durfte nicht sein! Solange er unterwegs war, durfte Lili nicht eine Zeile von ihm erhalten — das gehörte zu seinem strengstens zu befolgenden Reiseprogramm. Seine volle seelische Freiheit sich zurückzugewinnen, war ja sein ausgesprochenes Ziel. Nun — dazu fühlte er sich schon auf dem besten Wege! Also kein Wort an Lili! Aber ein paar Zeilen an die „Tante“! Die durfte er schon hinritzeln — und Lilis, so ganz nebenher, dabei gedenken. Aber natürlich ließ er auch viele andere grüßen: Friß Jacobi, der immer noch in Frankfurt steckte, Mama La Roche, die Maxe und selbstredend Vater und Mutter.

So: das war getan! Und nun durfte Lenz endlich von seinem Stadtgang zurückkommen!

Richtig, da bog er soeben um die Ecke und winkte ihm schon von weitem lebhaft zu. Der liebe, allzeit aufgeregte Junge! Im Grunde ein ewiges Sorgenkind!

Der Kleingebaute, rundliche junge Mann näherte sich mit eiligen Schritten. Wie seine wasserhellen Augen aus dem fast fraulich-weichlichen Gesicht in hingebungs-voller Ergebenheit leuchteten! Immer wieder winkte er und rief etwas herüber, das noch gar nicht zu verstehen war. Goethe mußte unwillkürlich lächeln.

Gleich sprudelte Lenz los, obgleich er eigentlich gar nichts Dringendes mitzuteilen hatte. Es war ihm bloß unterwegs eingefallen, daß er vor ein paar Monaten den Mannheimer Antikensaal durchwandert hatte und wie er dabei unwillkürlich immer an seinen Bruder Goethe hatte denken müssen.

„Es durchdrang, durchbehte, überfiel mich Dein Geist“, rief er exaltiert, „der Geist all Deines Tuns und Deiner Schöpfungen — mit einem Entzücken, dem sich nichts vergleichen läßt! Ich sah Dich an meiner Seite gehen, ich fühlte die Glut Deiner Augen, die, während mir die Begeisterungstränen über beide Wangen rollten, die himmlische Gruppe des schlangenumwundenen Laokoon und seiner beiden Söhne in seelischem Heißhunger verschlangen. Ach, wer sollte den Gott in solchem Bildwerke nicht anbeten — mögen auch traurige Bananen derlei ‚Götzendienst‘ nennen! Aber wir beide, dies fühlte ich damals und weiß es heute mit heiliger Gewißheit, können im Anblick wahrer und großer Kunst nur den Gleichschlag unserer Herzen spüren — und die innige Ver-

bundenheit unserer geistigen Ehe, die uns durch unser Leben begleiten soll.“

„Mein liebes Jakoble“, sagte Goethe und legte warm seine Hand auf Lenzens Arm, „Du rührst mich förmlich durch die Überschwänglichkeit Deiner Zuneigung und Deines Vertrauens! — Komm, setz Dich nieder! Soeben bringt man uns das Essen. Sei mein Gast und laß uns miteinander recht fröhlich sein!“

Sie tafelten wie zwei Brüder miteinander und tranken sich gegenseitig von dem hellen Elässer Landwein zu, der in blinkender Karaffe vor ihnen auf dem Tische stand. Nach genossener Mahlzeit, während Goethe sich behaglich zurücklehnte, schien in Lenz erneut etwas wie Unruhe zu arbeiten. Seine Augen irrten umher, seine Finger zerkrümelten unster eine Brotrinde.

„Bruder“, stammelte es aus ihm hervor. „Ich muß Dir ein Geständnis ablegen . . . Aber Du darfst mir nicht zürnen . . . Ich habe nämlich Deine Friederike aufgesucht . . . in Gesenheim . . . Mein Herz trieb mich hin . . . und ich habe es nicht bereut . . . sie ist ein herrliches Mädchen . . .“

„Aber Lenz!“ sagte Goethe mit mildem Vorwurf. „Das hättest Du nicht tun sollen! — Du hast Dich wohl gar in das Mädchen verliebt? Gesteh's nur! Und findest Du so etwas geschmackvoll? — Du weißt doch, wie eng Friederike und ich einst miteinander verbunden waren! Und daß, was einmal in meinem Herzen lebte, nie ganz tot für mich sein kann! Auch, wenn das Schicksal rauh dazwischen getreten ist — und uns auseinandergerissen hat! — Und da willst Du — wie soll ich sagen? — mein

Erbe und Nachfolger sein? — Ich verstehe Dich nicht, mein Lenz!"

Mit puterrotem Gesicht hörte der Gescholtene zu.

"Ich konnte nicht anders, Goethe!" suchte er zu erklären. "Grade aus meiner Liebe zu Dir heraus quoll mein Mitleid mit der Verlassenen. — Ich habe ihre Tränen gesehen, die sie um Dich weinte! Und diese Tränen bedeuteten meinem Herzen süßeste Wollast. — Ja, Du lebst noch in ihr, wirst ewig in ihr leben! Wenn sie auch tapfer und heldenhaft resigniert hat! Und mir eine schwesterliche Zuneigung nicht verwehrt, die für mich, das Stiefkind des Schicksals, schon ein Glück bedeutet. Mehr Glück, als Du vielleicht ahnen magst — Du Allseitig-Verwöhnter, Du Hätschelkind des Schicksals!"

Es glitt etwas durch Lenzens Augen, das Goethe bisher noch nie darin bemerkt hatte. Sollte auch diese enthusiastische Freundesseele, die sonst nur in voller Reinheit sich ihm erschloß, vom schleichenden Gift des Neides angefressen sein? Ein Schmerz durchzuckte Goethes Brust. Rasch suchte er ihn niederzukämpfen. Liebte er nicht Lenz — fast mehr wie je einen anderen Freund? Und sollte nun solch Schatten zwischen sie treten?

"Wir wollen von diesen Dingen nicht mehr sprechen", sagte er nach einigem Stillschweigen, leise. "Hörst Du? Niemals wieder! Es soll zwischen uns begraben sein! — Und nun laß uns aufbrechen! Die Sonne lacht so verlockend — wir wollen hinaus nach Schittigheim pilgern!"

"Du bist mir auch nicht böse, Goethe?" murmelte Lenz und seine Hand umkrampfte, während sie sich auf den Weg machten, des Freundes Armel. "Sieh, ich könnte ohne Deine Liebe und Achtung nicht leben! Kein

Mensch hat mich bisher so verstanden wie Du! Auf keines Menschen wahre Freundschaft lege ich solch Gewicht wie auf Deine! Ich bin ja im Grunde ein armer unglücklicher Vogel! Von widersprechenden Empfindungen hin und her geworfen! Ein Bruder Deines Werther — ach, allzusehr! Aber nicht so über ihn Herr geworden, wie Du!“

Goethe lächelte schmerzlich.

„Was sagst Du, Freund, was wähnst Du?“ entrang es sich ihm. „Auch in mir steckt Werther leider noch viel zu tief! — Aber freilich, ich sehe, daß ich dorthinaus muß! — Noch trage ich seine Tracht . . . die Freunde wünschen es und ich gebe ihnen nach . . . aber ich fühle sie schon beinahe wie eine Livree, die ich abwerfen sollte. Und bald, so hoffe ich, wird sie mir nur mehr Maskerade bedeuten. — Glaub es mir, Lenz, dies ist unsere wichtigste Aufgabe: den Werther in uns zu überwinden! Das wird freilich noch viel sauren Schweiß kosten.“

„Du wirst es vollbringen, ich fühle es!“ erwiderte Lenz enthusiastisch. „Du als erster von uns allen! Stets bist Du uns vorangeschritten und wirst es auch weiterhin! Es geht eine Kraft von Dir aus, die unbezwinglich ist . . .“

In Lenzens großen, hellgrauen Augen strahlte wieder jene Innigkeit auf, die ihnen so etwas Bezwingendes und zugleich Rührendes zu geben vermochte. Auch Goethe konnte sich dieser Einwirkung nicht entziehen. Wenn er auch ein leises Weh der Enttäuschung noch in sich nachzittern spürte, so fühlte er doch, daß er dem Freunde wieder gut war.

Sie verabredeten, daß sie noch länger zusammenbleiben wollten. Lenz hatte eine alte und tiefe Verehrung für

Goethes Schwester Cornelia. Wenn der Bruder in wenig Tagen nach Emmendingen hinüberreiten würde, sie zu besuchen, sollte Lenz ihn begleiten dürfen. Von den Stolbergs würden sie sich vorläufig trennen.

Cornelia

Ein wenig außerhalb des Städtchens, behütet von schattenspendendem Baumbestand Kähler, alter Linden, lag das stattliche Haus des Emmendinger Oberamtmanns Doktor Johann Georg Schlosser.

Ein Kind hatte den beiden Reitern den Weg dorthin gewiesen. Sie hielten nun vor dem Anwesen, aber niemand war da zu ihrem Empfang. Endlich erschien eine etwas ungeschickte alte Magd und brachte einige stammelnde Entschuldigungen hervor: daß der Herr Oberamtmann dienstlich habe für einen Tag nach auswärts verreisen müssen; und daß Frau Oberamtmann an einem Nervenfieber droben zu Bett läge.

Die Freunde blickten einander betroffen an.

„Da kommen wir offenbar ungelegen“, murmelte Lenz.

„Wir werden sehen, wie die Dinge laufen“, erwiderte Goethe. „Meine Gegenwart hat schon manchmal Wunder gewirkt.“

Sie versorgten ihre Pferde im Stall und betraten dann das Haus. Die alte Magd kam ihnen wieder entgegen und richtete pflichtgemäß aus, daß Madame die Herren näherzutreten bitte. Sie werde trachten, den Besuch alsbald zu empfangen.

Am oberen Treppenflur harrte bereits eine Freundin des Hauses, Fräulein Luise König, begrüßte die Herren und erzählte, mit fühlbarer Bewegtheit, daß Frau Cornelia, seit ihrer Niederkunft vor sieben Monaten, kaum wieder ganz zu Kräften gekommen wäre. Dann sei vor wenigen Wochen das üble Nervenfieber hinzugetreten, das die Armste arg mitgenommen habe, nun aber sei es gottseidank im Entweichen begriffen. Ob zunächst einmal der Herr Bruder der lieben Patientin guten Tag sagen wolle?

In der Tür stehend, umfaßte Goethe mit raschem, vollem Blick das von dunkelgrünen Vorhängen umwallte Lager, die danebenstehende Wiege und die aus weißen Kissen halb sich emporrichtende junge Frau, deren Augen fast heißhungrig ihm entgegenleuchteten.

„Wolfgang!“ schrie Cornelia — und es klang beinahe wie schrilles Weinen.

„Schwester!“ flüsterte Goethe, trat behutsam näher und fand sich von ein Paar ausgemergelten Armen heftig umschlungen und auf Hals und Wangen mit heißen Küßen bedeckt.

„Endlich, endlich sehe ich Dich wieder! Hab' ich Dich wieder!“ schluchzte Cornelia leidenschaftlich. „Neunzehn unendlich lange Monate hindurch hast Du mir gefehlt — habe ich mich nach Dir gebangt!“

„Schwester, Schwester, beruhige Dich! Du bist noch krank, Du mußt Dich schonen!“ raunte der Bruder.

„Sag mir, daß Du mich noch lieb hast — dann bin ich gleich morgen wieder gesund!“ klang die Antwort, geheimnisvoll-heftig hervorgestoßen.

„Ich hab' Dich so lieb wie nur je. Stets warst Du die Vertrauteste meines Herzens. Meinst Du, derlei könne man vergessen?“

„Und doch bist Du so seltsam kühl! So abgemessen und feierlich! Fast als sei ich Dir eine Fremde!“

„Ich möchte Dich bloß nicht aufregen, Cornelia! — Auch mußt Du mir Zeit lassen, mich zurechtzufinden.“

Mit mehr und mehr sich erwärmender Teilnahme saß nun Goethe am Bett seiner Schwester, betrachtete mit Rührung ihr schlafendes Kindlein und ließ sich von Cornelias Leben erzählen.

Sie hatte in ihrer Ehe mit dem um zwölf Jahre älteren Schlosser nicht das Glück gefunden, das sie sich ersehnt hatte. Goethe wußte dies längst, hatte es im voraus gewußt, da der Schwager, bei all seiner Rechlichkeit, Zuverlässigkeit und Lüchtigkeit doch schwer aus sich herausging und im Alltag als eine trockene und schwunglose Natur wirkte, von der kaum eine wärmende Atmosphäre ausging. Auch war der gute Schlosser, wenn er sich überarbeitet hatte, öfters mürrisch und verstand sich auch sonst wenig auf die Kunst, sich beliebt zu machen. In Karlsruhe hatte er sich bei seinen Vorgesetzten, berichtete Cornelia, gewiß großen Respekt erworben — aber „gemocht“ hat ihn eigentlich niemand. Deshalb hatte man ihn eben nach Emmendingen, in eine äußerlich ehrenvolle und einträgliche Position, abgeschoben, wo er im wesentlichen kaltgestellt war. So vermochte ihr für das, was Cornelian im tiefen Innern fehlte, die Ehe keinen Ersatz zu bieten. Um so weniger, als die Schwester, wie sie offen einräumte, im Grunde eine unerotische Natur war.

Indem Cornelia so sprach, hatte ihr Bruder volle Muße, ihre Antlitzzüge, so bekannt sie ihm waren, mit der Neugier des erfahrenen Physiognomikers aufs neue zu studieren. Was ihm vor allem auffiel, war die frappante Ähnlichkeit mit dem Vater, den Cornelia doch so wenig liebte, ja wegen seiner äußerlichen Schroffheiten geradezu ablehnte. Die beiden Charaktere waren einander zu ähnlich, um Liebe füreinander zu empfinden. Hier lag eine fatale Dissonanz vor, die kaum zu überbrücken war. Verstand und eigensinniger Wille verliehen den Zügen eine gewisse Härte und Reizlosigkeit. Doch der seelische Ausdruck, zumal der großen dunklen Augen — die an die des Bruders erinnerten — ließ vieles vergessen. Hinzu kam etwas Geheimnisvolles: eine Art von verborgener seelischer Inbrunst, die überraschend hervorschlagen konnte, und wodurch das Antlitz zeitweilig einen halb wundersamfaszinierenden, bald auch fast wilden Ausdruck erhielt.

Die Rückstände der Krankheit hatten dies alles bis zur Überdeutlichkeit hervortreten lassen. Corneliens bleiches Gesicht war von einer Schärfe, die kaum noch weiblich wirkte. Bloß das gelöst herniederringelnde Haar, das sonst straff zurückgezogen und zu einem Ungetüm von hoher Frisur getürmt war, gab gegenwärtig dem Erscheinungsbilde etwas Mildereres, Rührendes.

Aber wie Cornelia auch aussehen mochte, für den an ihrem Krankenlager weilenden Bruder bedeutete sie eine Heilige, der er in tiefer Verehrung ergeben war. Die miteinander verlebten Jugendzeiten, die sie aufs unbedingteste zusammengeführt hatten; dann später die zahlreichen Stunden gemeinsamen geistigen Strebens und allerengster menschlicher Vertraulichkeit waren unver-

wischbar. Sie bildeten für ihr beiderseitiges Dasein ein nie zerstörbares Fundament. Wolfgang und Cornelia, Bruder und Schwester, bildeten geradezu eine Art von mystischer Einheit, die durch nichts zu erschüttern war.

Mit jener Energie, die aus der Spannkraft ihrer Seele kam, raffte Cornelia am folgenden Tage sich auf und erschien, zum Erstaunen ihres Bruders, ihres Gatten und ihres Freundes, unvermutet zum Frühstück. Sie sah noch recht angegriffen und blaß aus — indes ihre Krankheit erklärte sie für überwunden. Und wirklich, sie hielt sich die zehn Tage, die Goethe bei ihr in Emmendingen blieb, mit bewundernswerter Tapferkeit — gleich als ob sie ahnte, daß dies das letzte Zusammensein wäre, das sie mit ihrem geliebten Bruder vereinigen sollte.

Es wurden Tage ungetrübtester Geselligkeit, die jetzt folgten. Die Witterung blieb günstig und man war viel draußen in der Natur. Die herrliche Landschaft reizte zu vielerlei Spaziergängen, die man bald mehr, bald weniger ausdehnte. Jeder war bemüht, sich von seiner angenehmsten Seite zu zeigen. Selbst Schloffer war von wohlthuender Munterkeit und Redseligkeit. Das wunderfame Wesen seines Schwagers, der jeden Menschen produktiv machte, ließ auch diese dumpfbelastete Beamtenseele wieder auftauen.

Am bewegtesten von allen zeigte sich Lenz. Er schwamm förmlich in Seligkeit. Schon zu Frühlingsbeginn hatte er in Emmendingen einen zweitägigen Besuch abgestattet und damals zu Cornelia eine versteckte, doch warme Zuneigung gefaßt. Diese durfte er jetzt offener zeigen und phantastisch ausschmücken: seiner schwärmerischen Poeten-

natur gestattete man Freiheiten, die man einem andern kaum gewährt haben würde. Goethe aber war gradezu froh, daß seine so unfreudig dahinlebende Schwester ein wenig Verehrung genoß, die ihr Sonne schenkte.

Goethe selbst betrachtete die Emmendinger Tage als eine wahre Anruhezeit. Endlich wieder in das Gleichmaß seines Wesens zurückzukommen, tat ihm vor allem not. Er vermied alles Aufregende, auch in Gesprächen, und verbrachte seine Tage mit Essen, Trinken, Schlafen, UmherSchlendern, Lesen und Unfugtreiben. Er hatte lange nicht mehr soviel und so herzlich gelacht wie in diesem familiären Kreise, und das wirkte ansteckend auf die übrigen. Trotzdem schlummerte in seinem Innern, manchmal leise bohrend, aber immer wieder beschwichtigt, das Gefühl, daß so mancherlei Wichtiges, ja, eben grade das, um dessentwillen er gekommen war, bisher unausgesprochen geblieben war. Corneliens öfteren Versuchen, intimere Dinge zur Sprache zu bringen, war er mit advokatischer Gewandtheit bisher ausgewichen. Vergessen wollte er, vergessen!

Da kam am vorletzten Tage seines Dortseins — Lenz hatte sich bereits wieder verzogen — ein Brief von Johanna Fahlmer mit Nachrichten aus Frankfurt. Goethe wog ihn in der Hand und hätte ihn am liebsten nicht gelesen. Doch ein halb strafender Blick seiner Schwester bewog ihn, das Schreiben aufzubrechen, und nun vertiefte er sich begierdevoll in dessen Inhalt. Ja, er konnte nicht umhin, ganze Strecken daraus Corneliens vorzulesen, vor allem, was sich auf Lili bezog. Diese hatte also, richtig, der Vorstellung von „Erwin und Elmire“ beigewohnt und ihr seines Näschen hatte natürlich die An-

spielungen gleich gewittert. Zwar wollte sie sich nichts anmerken lassen, aber den diplomatischen Fragekünsten der „Tante“ war es doch gelungen, sie zum Reden zu bringen. Ein wenig war Lili verletzt darüber, intime Vorgänge, die zwischen ihr und Goethe sich abgespielt hatten, so ungeniert hier berührt zu sehen. Aber noch mehr hatte sie schließlich Reue gezeigt, daß sie ihren Liebsten durch Launen mitunter so gequält hatte. War dies nicht kindlich-reizvoll von ihr, wie sie dies ehrlich eingestand? Die „Tante“ wenigstens war darüber entzückt und hatte Lili innig geküßt.

Mit froher Stimme hatte Goethe dies vorgelesen, öfter dazu geschmunzelt, oder sich mit zustimmenden Ausrufen unterbrochen. Cornelia aber hatte stumm und reglos zugehört. Auch jetzt schwieg sie. Erhob sich dann und fragte, beinahe offiziell, ob sie nicht miteinander einen Spaziergang machen wollten. Goethe stimmte ohne weiteres zu.

Sie wandelten den Ruinen des alten Markgrafenschlosses entgegen, durch eine lachende Landschaft, die sich zu beiden Seiten ausbreitete und dann in Wald verlief. Längere Zeit schritten sie schweigsam nebeneinander her.

Plötzlich sagte Cornelia, und es klang gepreßt und unfrei:

„Also, Du willst dieses Dämchen wirklich heiraten?“

„Habe ich Dir nicht schon gesagt“, erwiderte Goethe, „daß sich grade über diesen Punkt allerhand Zweifel bei mir regen? Am liebsten möchte ich Lili ja völlig vergeffen! . . . Aber kann man die Gefühle einer tiefen und starken Liebe so rasch von sich abtun?“

„Du hast schon oft geliebt, mein teurer Bruder. Und jedesmal hat Deine Leidenschaft Dich fast zersprengt. Du glaubtest, darin umzukommen! Wer weiß das besser als ich, die alles mit Dir durchgekämpft hat? Und bist doch immer drüber weggekommen! Mit einer Geschmeidigkeit und seelischen Schnellkraft, um die ich Dich beneiden könnte: denn ich habe nicht das mindeste davon mitbekommen. Also um Dich ist mir weiter nicht bange, wenn die Sache mit Lili jetzt begraben wird. Je eher und gründlicher, um so besser!“

„Du stellst Dir das anders vor, Schwester, als es diesmal ist. Ich bin mit Lili noch lange nicht fertig. Du würdest das begreifen, wenn Du sie kenntest. Dem Zauber ihres Wesens, ihrer Schönheit hat noch niemand widerstanden. Dein armer Bruder fühlt sich da an einem goldenen Zauberfädchen festgebunden. Er hat es zerreißen wollen. Bis jetzt ist's ihm nicht gelungen.“

„Es wird Dir gelingen! Du mußt nur ein wenig festen Willen dazu haben. Was soll aus dieser Sache denn werden? Ich bin über die näheren Umstände besser unterrichtet, als Du wohl denkst. Von allen Seiten kamen die Briefe und Schilderungen — und ein Entsetzen! Auch aus dem, was Du selbst mir schreibst, ging für mich deutlich hervor, daß diese ganze Heirat unmöglich ist. Deine Phantasie, Deine Einbildung spielt Dir da wieder mal einen Poffen, den ärgsten, den sie Dir bisher zugemutet hat. Sieh Dir doch nur die beiden Familien an! So wenig wie die hat nie etwas zusammengepaßt! Denk doch nur an unsern Vater! Denk auch ein wenig — an mich!“

„Du und Lili, Ihr würdet Freundinnen werden!“

„Niema! Das schwöre ich Dir: niemals! — Solch ein geizertes Gesellschaftspüppchen — und ich? Wie soll das jemals zusammengehen?“

„Ich sage Dir noch einmal: Du kennst Lili nicht!“

„Aber ich kenne Dich! Und das genügt mir. Ich kenne jede Regung Deines Herzens — kenne Deinen Geist, Deine Dichterkraft, Deine gewaltige Phantasie! Und ich sage Dir: es geht nicht! Du würdest, Du müßtest daran zerbrechen! Und wir alle mit Dir — unweigerlich!“

„Cornelia! Cornelia, Du machst mir das Herz schwer! Kämpfe ich doch mit mir den allerschwersten Kampf, unter mehr Schmerzen, als ich Dir schildern kann!“

„Du brauchst sie mir nicht zu schildern. Ich kenne jeden Deiner Schmerzen und fühle ihn mit Dir. Gerade darum sage ich Dir: mach Dich frei! Nicht bloß äußerlich — vor allem auch innerlich! Am liebsten möchte ich es Dir befehlen!“

„Befehlen?“

„Mit der Stimme Gottes, die aus mir spricht! So ist es und nicht anders. Ich fühle mich geradezu für Dich erleuchtet. Ja — verantwortlich! Und weil ich Dich im Dunkel umhertappen sehe — so ratlos wie noch nie — deshalb fühle ich es als heilige Pflicht, Dir Klarheit und Entschlußkraft zu bringen. Und darum sage ich Dir in vollem Ernst: ja, ich befehle es!“

„Du erschütterst mich, Schwester! Gerade weil ich aus Deinen Worten . . . zwar nicht den Befehl — den gibt es nicht für mich — aber die Gewalt Deiner Liebe sprechen höre. — Doch wenn Du mich wirklich so kennst, wie Du sagst — und daran zu zweifeln habe ich keinen Grund —

dann mußt Du auch wissen: derlei Dinge muß ich ganz mit mir allein abmachen! Ich muß sie erleben: zu Ende leben! Ob auch unter noch soviel Schmerzen! Der Gott, der aus meinem Innern spricht — der gleiche, der auch in Dir wohnt — gibt mir keinen Pardon! Er verlangt das Letzte von mir! Er ist hart und unerbittlich!“

„Warum ist Dein Gott so hart, wenn er Dich in Deinem Verhalten so weich macht? — Liebster Wolfgang, keinen Abend schlafe ich mehr ein, ohne daß ich zu unserem gemeinsamen Gott heiße Stoßgebete emporsende, daß er Dein schwankendes Herz endlich erleuchten möge! Darauf will ich nun harren. Etwas anderes bleibt mir ja leider nicht mehr übrig!“

Goethe faßte seine Schwester liebevoll unter den Arm und deutete in die Landschaft hinaus, die vom Gesang jubilirender Vögel hell durchschmettert war.

„Hier waltet unser Gott! Hier — in der Größe der Natur!“ sprach er leise. „Er wird uns führen.“

Schwester und Bruder vereinten sich in schweigender Umarmung.

Stimmen des Wasserfalls

Allein war Goethe von Emmendingen fortgeritten. Allein wollte er jetzt ein paar Tage lang bleiben, bis er in Zürich mit den Stolbergs, die von Straßburg aus den Bodensee aufsuchen wollten, wieder zusammentreffen würde.

Seit jenem letzten Gespräch mit der Schwester, das bis ins Innerste seiner Gefühlswelt gegriffen hatte, fühlte

er aufs stärkste den Drang, mit sich selbst neuerdings ins Reine zu kommen.

Nach Schaffhausen war er geritten, einem alten Sehnsuchtswunsche folgend. Das gewaltige Naturschauspiel des Rheinfalls wollte er erleben. Ganz bis an den schäumenden Wassersturz ließ er sich heranrudern. Ließ wohl eine Viertelstunde lang den ungeheuren Gischt auf sich zuspritzen, das rhythmisch rollende Wassergetöse sich umbrausen, die um Felsblöcke rasenden Fluten des aufgepeitschten Stromes an sich vorüberglucksen — und, während der Kahn unaufhörlich schaukelte und der Fährmann fluchte und drohte, saß Goethe seelenruhig da und fühlte sich den Naturmächten verwandter denn je.

Dann, ans andere Ufer gerudert, kletterte er die Felsgrate nicht ohne Waghalsigkeit empor, bis er dem Raskadenssturz so nahe als möglich war — und dort setzte er sich hin und überließ sich ganz seinem Schauen und Träumen.

Seltsam, je lauter es um ihn tobte, desto stiller ward es in seinem Innern. Das gleichmäßig donnernde Brausen des Wasserfalls verwandelte sich ihm in das rhythmische Tönen kosmischer Sphären, deren gewaltige und ungeheure Geräusche, von Ewigkeit zu Ewigkeit dahinrollend, dem Ohr schließlich verstummen, weil es sich daran gewöhnt hat. Aber den Geist wiegt es ein in seine Melodie, umhüllt ihn gleichsam mit geheimnisvollem Rauschen, öffnet ihm Abgründe und Hintergründe, in die er, spähend und grausend, hineinschaut.

Zu einem Ausmarsch in die Welt hinaus hatte er sich gerüstet, weil er die beklemmende Enge häuslich-heimatlicher Verhältnisse, den Druck ewiger Einmischungen sei-

tens unberufener Schwäger und, nicht zuletzt, die ewige Unrast und Ungewißheit seines eignen Herzens nicht länger zu ertragen vermochte. Wobon jene anderen nichts ahnten, die sich seine Freunde und Kameraden nannten. Sich auszuleben, auszutoben, oft sinnlos und in wilder Trunkenheit des Schwärmens, das war der Trieb, von dem sie sich unterjochen ließen. Er aber wollte vor allem seine Gefühlswelt erweitern und auf keinen Fall stehenbleiben! Vielmehr, eifrig an sich arbeitend, höher und immer höher steigen! Das war die Triebkraft, die in ihn gelegt war. Das war der Dienst, den er an sich selbst und — er war stolz genug, dies anzunehmen — auch an der Menschheit übernommen hatte.

Konnten da die Freunde seine Weggenossen sein? Schwerlich! Die beiden Stolberg gewiß nicht! Eher schon ihre ferne, wunderbare Schwester — die mehr noch seine Geisteschwester war als die ihrige! Wie einzigartig die seelische Zwiesprache, die sie miteinander führten! Er verspürte Sehnsucht, sie wieder anzuknüpfen, und wollte gleich heute abend wieder mal sein Herz bei ihr ausschütten. Warum durfte er das gleiche nicht bei Lili tun? Nicht einmal der Gedanke dazu hätte ihm kommen können. Lili war lieb und gut, war ein wunderschönes Bild — aber eine Seelenfreundin war sie nicht. Berauschen konnte er sich an ihr — aber nicht innerlich bei ihr ausruhen!

Da wie begriff er jetzt Cornelia, wenn sie vor ihr warnte — wenn sie befahl — „befahl“! —, sich von Lili freizumachen. Die gute, teure Blutschwester! So tief und ehrlich sorgte sie sich um ihn! Kein zweiter Mensch auf dieser ganzen Erde — auch Vater und Mutter nicht

— verband in dem Grade die eigene Existenz mit der seinigen! Hatte es nicht wie Angst aus ihr geklungen — verzweiflungsvolle Seelenangst, ihn zu verlieren — ahnungsvolle Menschenangst, ihn niemals mehr wiederzusehen —, als sie in letzter Herzlichkeit sich an ihn klammerte?!

Was konnte er da Besseres tun, als den schwesterlichen „Befehl“ erfüllen? Mit sehenden Augen auf Lili verzichten!

Wirklich?

O, daß er das vermocht hätte!

Nur fliehen konnte er. Vor Lili fliehen, soweit der Geist ihn trieb! Und sei's bis nach Rom! Und sei's bis ans Ende der Welt! Fliehen, fliehen — vor allem! — und schließlich am meisten vor sich selbst!

Vor sich selbst? Vor seiner Schwäche! Vor den verführerischen Stimmen, die in ihm flüsterten — und die ihn seiner Lebensaufgabe entfremden wollten!

Sich fliehen und — sich wiederfinden!

Das eine — um des anderen willen! Das war es! In Kraft und in Reinheit den Gott in sich herausstellen, der in ihm schlummerte — und der geweckt sein wollte!

Dumpf und leise hörte er es wieder um sich murmeln. Wich die Entrückung?kehrten die Sinne zurück?

Vernehmlicher drang es wieder auf ihn ein, das Brausen des Wassers. Und hob sich und schwoh an zu klatschendem Geräusch. Und Vorhänge hoben sich und flogen in Schleiern zum Himmelsgewölbe empor.

Die Sinnenwelt um ihn war wieder erwacht. Augenblendend, ohrumtösend.

Schwerfällig erhob sich Goethe und begann langsam das Felsgestein abwärts zu klimmen.

Dort unten lauerte Wirklichkeit, tausendfältig und traumfeindlich. Ins wache Leben mußte er wieder hinein. Unerbittlich!

Züricher Literatenzunft

Im Hause „Zum Waldries“ in der Spiegelgasse zu Zürich herrschte eitel Freude. Ein gar lieber Gast war, lange erwartet, endlich angekommen. Mit dunkelbligen Augen war er unvermutet ins Zimmer getreten, und ehe Vater Lavater sich die Lesebrille von den Augen hatte nehmen können, war er auch schon umarmt und fühlte sich auf beide Wangen geküßt.

„Da bin ich, Herzensbruder — ganz so, wie ich gewachsen bin! Und nun wirst Du mich eine Woche lang nicht mehr los!“

Goethes ansteckendes Lachen schallte hell durch die Stube. Und auch Lavater lachte und umarmte den Freund.

„Wibele! Wibele!“ rief er alsdann und riß die Thür auf. „Schnell komme! Der Goethe ischt da!“

Doch ehe „Wibele“ kam, stürmten und purzelten zwei Kinder herein, standen dann wie verdutzt still und schauten zu Goethe empor.

Der zog sie an sich und küßte sie.

„Ja, ich bin's, der Onkel Goethe aus Frankfurt! Und wer seid denn Ihr?“

„Das sind meine Herzenswürmeli, das Jacöble und das Anneli“, sagte der Vater voll Stolz. „Und da kommt auch das große Anneli, mein Wibe! Unser allerliebste Kindermütterchen!“

Frisk, fröhlich und ungeziert streckte Frau Anna dem Gast beide frischgewaschenen und rötlich blinkenden Hände entgegen.

„Sei uns willkommen, Goethe!“ sagte sie. „Mei' Kaschperli hat alleweil von Dir gered't — und nun sind wir froh, daß Du endlich kemme bischt.“

Das trauliche „Du“ aus dem Munde der Frau, die er zum ersten Male sah, klang Goethe wie Labfal ins Ohr. Und so fühlte er sich gleich im Lavater-Hause heimisch.

Wieviel hatte er sich mit dem Freunde zu erzählen. Wieviel Wichtiges auch über ihre gemeinsame Arbeit an den „Phyognomischen Fragmenten“ zu besprechen. Stundenlang saßen sie beisammen und wurden des Geplauders nicht müde. An das gelegentliche Schwyzer-Dütsch Lavaters mußte sich zwar Goethe aufs neue gewöhnen und manchmal gab es ein Gelächter, wenn er etwas mißverstand. Doch die sanfte, lieblich alles ausgleichende Art des um acht Jahre älteren Predigers und stillen Gelehrten breitete eine so angenehme Atmosphäre aus, daß man auch ohne Worte einander verstanden hätte. Die ganze Wohnung, in ihrer gepflegten Nettigkeit und sauberen Gepuztheit, hatte etwas Unheimliches. Und als der Hausherr seinen Gast gar auf den ins Freie gebauten Altan führte und ihm den herrlichen Fernblick wies, über die unterwärts gelagerte Stadt, über den sich einschmiegenden See, die gesegneten Ufer und das um-

gebende, bis zu höchsten Schneefirnen aufsteigende Gebirge, da geriet dieser in helles Entzücken.

Nach eingenommenem einfachen, aber herzlich zubereitetem Mahle erhielt Goethe Gelegenheit, seinen Gastwirt auch in dessen priesterlicher Amtstätigkeit kennenzulernen. Da Lavater Nachmittagspredigt hatte, ließ Goethe es sich nicht nehmen, ihn in die Kirche zu begleiten, und dort traf er auch die beiden Stolberg und Haugwitz wieder an. Sie hatten vernommen, daß Lavater, der soeben in eine neue Hauptstellung eingerückt war, vor seiner alten Gemeinde eine Abschiedspredigt halten würde, und so waren sie dort hingeeilt, in der richtigen Vermutung, auch Goethe dort vorzufinden.

Die bis zum letzten Plätzchen gefüllte Kirche versammelte eine ungemein andächtige und hingebungsvolle Gemeinde. Und doch war Lavater, wie Goethe sofort empfand, keineswegs das, was man einen glänzenden Kanzelredner nennt. Aber die Rührung und herzliche Innigkeit, mit der er sprach, hatte um so mehr etwas Menschlich-Erwärmendes, das unmittelbar die Seelen ergriff. Als er zum Schluß seiner Predigt sich direkt an die Waisenkinder wandte, die seiner Obhut neu anvertraut waren, gewann seine ganze Sprechart etwas so Zutraulich-Väterliches, daß viele Augen sich mit Tränen füllten und die Grafen Stolberg in laute Begeisterung ausbrachen.

Nach der Andachtsstunde lernten sie dann Lavater persönlich kennen. Und sogleich war die innere Berührung hergestellt. Auch Lavater gewann an den hochgewachsenen nordischen Menschen, die ihm mit soviel Enthusiasmus entgegenkamen, große Freude. Er lud sie gleich in seine

Wohnung ein, wo er alsbald das brüderliche Du mit ihnen austauschte. „Deine Freunde“, sagte er zu Goethe, „sind ganz unbeschreibliche Menschen. Soviel poetisches Gefühl, Genie, Geschmack — und soviel simple naive Menschlichkeit!“ Nur ein wenig zu wild waren sie ihm. „Zähm! Zähm!“ rief er ihnen des öfteren zu, wenn sie in ihrem Uberschwang oder Zorn herausbrausten, oder gar die blutdürstigen Tyrannenhasser spielten.

So war Goethe im Nu in Zürich eingelebt. Die Stadt selbst, mit ihrer dumpfen und winkeligen Verbauteit und ihren umgebenden Wällen, Türmen und Zugbrücken, sagte ihm zwar weniger zu — aber um so mehr herauschte ihn die Landschaft. Sogleich machte er sich mit den drei Freunden daran, die Umgebung zu durchpirschen. Sie waren begeistert, „Schweizer Luft“ zu atmen und glaubten hier eine besondere „Freiheit“ zu kosten und dem Ur- und Naturzustand der Menschheit nähergerückt zu sein als jemals sonst.

Die Stolbergs schämten sich jetzt, in einem vornehmen Gasthof, „Das Schwert“ geheißen, abgestiegen zu sein. Hier, in dem Vaterlande Rousseaus, konnte sich das nicht geziemen. So mieteten sie vor den Toren der Stadt, nahe dem aus dem Gebirge herniederschäumenden Flusse Sihl, sich eine Stube in einem Bauernhause, wo sie auf Strohsäcken und harten Matratzen schliefen.

Doch noch nicht genug damit des „Naturlebens“! Jeder suchte sich außerdem noch eine Höhle, wo er sich tagsüber aufhielt — und Friz Stolberg war außer sich vor Stolz, daß er als erster eine fand, berginwärts gelagert und mitten unter dem Schatten von Eichen-, Nuß-

Dorn-, Eschen- und Wildapfelbäumen und Gebüsch. Ein Moosstück darin diente ihm als Sitz und der krumme Wurzelast einer Lanne war sein Fußschemel. Dort pflegte er zu ruhen und Homer oder Ossian zu lesen. Auch Christian und Haugwitz fanden ihre Höhlen, die sie sich zu Wohnsitzen umgestalteten. Wer als Besucher kam, mußte sich durch lautes Schreien melden. Paßte ihnen seine Nase, so wurde er aufgenommen; im anderen Falle, durch Verkriechen in den Höhlen, rücksichtslos abgewiesen.

Das Unsinnen, diesen „Rousseauschen Naturdienst“ mitzumachen, lehnte Goethe respektvollst ab. Er wollte aus einem Gedanken, dem er mit Ehrfurcht anhing, nicht ein Theaterspielen machen. Vor allem haßte er alles Literatengenue: denn das war es ja doch, was die dreie da veranstalteten — trotz aller hervorgekehrten Primitivität, die schließlich anderen Leuten imponieren sollte! Der Dichter sah genug zünftige Literatur in Zürich um sich aufgestapelt. Er brauchte nicht auch noch die erkünstelte hinzunehmen!

Ja, das war wirklich merkwürdig, wie sehr dieses Zürich von Anhängern der „anmutigen Gelehrsamkeit“ überlaufen war und wimmelte! Seit Bodmer mit seinen Betrachtungen über die „Poetischen Gemälde der Dichter“ und Breitinger mit seinem System einer „Kritischen Dichtkunst“ hervorgetreten waren und beide im Gegensatz zu dem steifleinernen Magister Gottsched in Leipzig, als dem Verfechter einer pedantischen Naturnachahmung, die „Einbildungskraft“ auf den Thron gehoben hatten, waren diese beiden Züricher zu Vorkämpfern eines neuen Dichter-

geschlechtes geworden und hatten ihre Vaterstadt in den Mittelpunkt der literarischen Bewegung gerückt. Das lag freilich schon um einige Jahrzehnte zurück und hatte vor einem Vierteljahrhundert mit dem Besuch des jungen Klopstock seinen Höhepunkt erreicht. Aber auch heute noch hegte Zürich, ob auch in seiner Bedeutung zurückgedrängt, nicht geringe literarische Präntionen — als ob es berufen sei, gleichsam die letzten poetischen Weihen zu erteilen. Darüber lachte Goethe und amüsierte sich nicht wenig, wenn die gespreizt tuende und doch vielfach so eingetrocknete Professorenwelt der „Breitinger, Steinbrüchel und Kompagnie“ ihm gegenübertrat. Er ließ sie gleichsam wie belustigende Marionetten an sich vorüberwackeln.

Anders stand es mit Bodmer, der immerhin selbst ein Stück Poet war und sich in seinem hohen Alter von siebenundsiebzig Jahren einen aner kennenswerten Rest von jugendlicher Frische und Begeisterungsfähigkeit bewahrt hatte. Als Goethe ihn mit den beiden Stolberg besuchen ging, erlebten sie bei dem klugen und geistig beweglichen Alten eine angeregte und köstliche Stunde. Möchte er auch ehedem über die „neuen Umstürzler“, vor allem Herder und Goethe, weidlich gewettert haben: als der erklärte Führer des jungen Geschlechts ihn in eigener Person aufsuchte, um ihm seinen Respekt zu bezeugen, dünkte ihm dies eine fühlbare Auszeichnung und versetzte ihn in unverhohlene Freudenwallung.

In Schlafrock und Pantoffeln, ein schwarzseidenes Käppchen über die hohe Stirn zurückgeschoben, kam er im Trippelschritt eilfertig herbei, ein kurzes spanisches Rohr

eifrig vor sich hinstoßend. Unter buschigen Brauen stachen ein paar graue Blißaugen lebhaft hervor und die scharf vorspringende Hakennase krümmte sich schier noch ganz besonders vor angefachter Neugier. Doch schien er immerhin noch weit mehr um den Eindruck besorgt, den er selbst auf die jungen Leute machte, als daß er diese studiert und beobachtet hätte. In seiner kindlichen, fast rührenden Eitelkeit fühlte er sich durch die Lobsprüche und Respektsbezeugungen, die er zu hören bekam, in solch hohem Grade geschmeichelt, daß er in die heiterste Laune geriet und ordentlich geistige Pfauenräder schlug.

Er ließ sich sogar seinerseits zu Komplimenten herbei — obwohl es immerhin zweifelhaft blieb, ob sie nicht verfleckte Zweideutigkeiten und Nadelstiche enthielten. Goethe, meinte er, habe ihm die Freude machen wollen, daß er, Bodmer, ihn noch vor seinem Ende sähe; und so wolle er gewiß nicht bereuen, daß er siebenundsebzig Jahre lang auf diesen hohen Augenblick gewartet habe. In seinen Lebensanschauungen verstand er sich jedenfalls mit den Stolbergs besser als mit Goethe. Als dieser im Laufe des Gesprächs sich als klaren Bewunderer Julius Cäsars bekannte und die Brutus und Cassius schalt, die ihn hinterrücks niederdolchten, sah er sofort eine dreiköpfige Phalanx sich gegenüber. Bodmer tat sich vor allem nicht wenig darauf zugute, daß er die schlagfertige Entgegnung fand: Cäsar habe sein ganzes Leben lang nichts anderes getan, als die Republik, seine Mutter, zu töten! Doch derlei Kontroversen störten das gute Eindernehmen nicht, und Bodmer mühte sich, eifrig ausforschend, von Goethes „Doktor Faustus“ etwas zu hören: worauf dieser freilich

mit äußerster Zurückhaltung ausweichend antwortete. Zu sehr fühlte er in seinem Innern das Unvereinbare der beiderseitigen poetischen Vorstellungswelten, als daß er das Beste, das er in seinem Innern bewegte, der Neugier und Besserwisserei eines sensationslustigen Greises preisgeben mochte.

Auch Salomon Gessner wurde, auf Lavaters Anraten, aufgesucht. Goethe tat es gern, weil er die Vereinigung poetischer und malerischer Fähigkeiten, die er in gleicher Weise an sich selbst erstrebte, bei Gessner bereitwillig anerkannte. Er fand einen frohlaunigen, durchaus natürlichen und uneitlen Mann, der indes etwas schwer an sich herankommen ließ. Er bewohnte ein ganz mit Nebenlaub bewachsenes ländliches Haus und hatte lauter zierlich geschnitzte und weißlackierte Möbel, die mit grünen, seidenen Kissen belegt waren. An den Wänden und über den Türen prangten gemalte Blumengewinde, von des Dichters eigener Hand, sehr heiter und dekorativ.

Wohl am heimischsten aber fühlte sich Goethe, abgesehen von Lavater selbst, bei dessen Bruder Diethelm, den er von seiner Leipziger Studentenzeit her flüchtig kannte. Dieser gehörte nicht zur literarischen Zunft; er war Apotheker und hatte eine wohlgeordnete Sammlung von Mineralien und Versteinerungen. Sich darin umzuschauen und das einzelne sich erklären zu lassen, dünkte den Naturfreund und Poeten besonders reizvoll. Es war ihm, als ob er sich im Anblick dieser realen und echten Dinge von dem oftmals geschraubten und selbstgefälligen Wesen derer, die sich als seine Kollegen brüsteten, in wohlthuender Weise entspannen dürfe.

Diskurs über Religion

Ermüdet von den vielen Menschen und ihrem ewigen Ausfragen und geflissentlichen Belauern, kam Goethe eines Abends nach Hause. Lavater saß in seinem Arbeitszimmer, im Gespräch mit seinem Helfer Pfenninger, einem jungen Theologen, mit dem Goethe bereits Briefe gewechselt hatte und der ihm als gerader und ehrlicher Mensch, trotz einer gewissen pfäffischen Beschränktheit, sympathisch war.

Die Begrüßung war herzlich, und ein dampfender Glühwein, den die Hausfrau freundlich hereintrug, tat das seinige, die Stimmung zu erwärmen. Goethe saß in der Sofaecke neben Pfenninger, während Lavater, in seinem hohen Lehnstuhl, ein Buch auf den Knien, eifrig sprach.

Seiner weichen, gefälligen, manchmal schwelgerischen Stimme zuzuhören, war, rein als sinnliche Wirkung, für Goethe ein Genuß. Soviel Wohlwollen, und strebende Menschengüte, ja im eigentlichsten Sinne Liebeskraft tönte aus diesen Lauten, daß der mitunter etwas verworrene und tastende Inhalt beinahe zur Nebensache wurde.

Lavater erzählte von einer reichen und vornehmen Witwe, die er am Nachmittag besucht hatte und die ein tiefunglücklicher, weil durch und durch zweiflerischer Mensch war. Sie vermochte den seelischen Grund nicht zu finden, auf dem sie stehen konnte. Da hatte Lavater es unternommen, ihr die Gestalt Christi nahe zu führen, als den großen Quell der erlösenden Liebe. Und er glaubte es erreicht zu haben, wo nicht eigenes Nachdenken, so

doch fühlende Sehnsucht in einer schwankenden und irrenden Menschenseele erweckt zu haben.

„Ja, Du verstehst es, die Weiblein brav und sorglich zu führen“, warf Goethe, leicht scherzend, hin.

„Ich finde, mein lieber Doktor Goethe“, bemerkte Pfenninger in mildem Lehrton, „man sollte von derlei Dingen in einem minder leichtfertigen Ton sprechen.“

„Machen Sie sich immer noch Sorge um mein Seelenheil, lieber Pfenninger“, erwiderte Goethe, etwas gezwungen lachend. „Das taten Sie schon damals, als Sie vor einem Jahr an mich schrieben. Und ich bin seitdem, muß ich fürchten, an christlicher Gesinnung nicht gewachsen.“

„Leider, leider“, mischte Lavater sich ein. „Du weißt nicht, Goethe, welcher aufrichtiger Schmerz es für mich ist, Dich unter den Nichtchristen zu wissen. Um wieviel beruhigter sähe es in Deinem Innern aus, wenn Du den wahren Glauben an Jesum Christum gefunden hättest!“

„Was wollt Ihr nur immer mit Eurem Christus?“ fuhr Goethe auf. „Gewiß, er ist auch der meine, als eine sehr liebenswerte Persönlichkeit — durchaus würdig einer wahren und tiefen Verehrung! Aber doch nur eine geschichtliche Erscheinung — ein Mensch wie wir alle — in seiner besten Auswirkung zweifellos ein Sinnbild, ja, eine wirkende Kraft des Göttlichen in uns — aber doch nicht, was wir ‚Gott‘ nennen dürfen — der für mich das größte und erhabenste Geheimnis bleibt! Was ist dieser denn anderes als die allschöpferische Naturkraft, die über allem Menschlichen steht, als Ewig-Unbegreifliches!“

„Das ist glatter Pantheismus und Heidentum und weit von allen christlichen Heilswahrheiten entfernt“, sagte Pfenninger dezidiert.

„Hör' mich an, Goethe!“ begann jetzt Lavater. „Du selbst hast mir einmal gesagt: Wir brauchen einen Messias, wir harren auf ihn, wir glauben an ihn. Gut und schön! Aber das sagen die Juden auch. Ich jedoch entgegne Dir: Es gibt einen Messias! Jesus von Nazareth ist's! Wie kannst Du an eine Gottheit glauben, wenn Du nicht an Jesum Christum glaubst? Quillt nicht die ganze Machtfülle der Liebe aus ihm? Hat er nicht Millionen und aber Millionen von Menschenherzen getröstet und selig gemacht? Wer hat das sonst außer ihm vermocht? Niemand! Weil aus niemandem Gott selbst zu uns gesprochen hat als aus Christus! Und deshalb ist Christus Gott — mag er auch in seiner unendlichen Gnade sich dazu herabgelassen haben, menschliche Gestalt anzunehmen und als Mensch unter uns zu wandeln.“

„Gott als Mensch und Mensch als Gott, das dünkt mich einen Unfug mit lauter relativen Begriffen“, gab Goethe zur Antwort. „Damit verwickeln wir uns in einen ewigen Wortstreit, aus dem wir uns kaum je wieder herausfinden werden. Ihr sprecht vom Glauben! Aber bin ich denn ein Ungläubiger? Ich mit meinem tiefen, innersten Haften in der Gesamtheit unseres Daseins, als der allschaffenden Natur! Liegt darin denn nicht allenthalben das Göttliche enthalten? Muß es durchaus ein Mensch sein, in dem wir das Göttliche verehren: also im Vergleich zum großen Ganzen doch nur eine winzige Teilerscheinung, in der die Göttlichkeit gleichsam zu Fleisch und Blut geronnen ist?! Schaut doch hin auf die Werke der Natur! Immer wieder erscheinen sie mir wie ein erstausgesprochenes Wort Gottes: göttlich bis ins Innerste!“

„Das ist und bleibt Materialismus und ist als solcher sündig“, beharrte Pfenninger. „D, vermöchten wir es nur, Dich aus dessen Verstrickung zu befreien, armer Erdenmensch!“

„Ja, so ist es, Goethe“, nahm Lavater wieder das Wort. „Wir möchten Dich befreien! Weil wir Dich lieben, in Deiner herrlich-schönen Menschlichkeit und in Deinem hohen und innigen Wahrheitsstreben — magst Du nun Christ sein oder Nicht-Christ. — Dachte nicht so auch schon Deine heimgegangene Freundin, die gottselige Susanna von Klettenberg? Wie tief und schmerzlich hat sie sich um Dich bemüht, weil Du zu Jesus den Weg nicht finden wolltest! Ganz wie sie, so fühle auch ich. Gleich ihr würde ich es als namenlose Freude empfinden, wenn Du eines Tages vor mich hinträtest und sprächest: ‚Ja, ich glaube an Jesum! Aber nicht, weil Du es sagst, Lavater, und so von mir hören willst — sondern weil ich es inwendig erfahren habe, glaube ich, Wolfgang Goethe, daß Gott in Jesus Christus ist.‘ — D, daß die Klettenbergerin noch lebte und mir zur Seite stünde! Sie, die es so wundervoll auszudrücken wußte, wie Jesus die auf Abwege geratenen Menschenkinder sucht, — wie er durch Hecken und Dornen bricht, um sie zu finden — und wie er grade dann am innigsten sich an sie herandrängt, wenn die verlassene Seele sich verzweifelt von ihm abkehrt. D, wie wußte sie das Glück des wahren Jesusglaubens zu schildern! Und dieses Glückerlebens, inniggeliebter Goethe, möchte ich Dich theilhaftig werden sehen! Es ist ein Glück! Ein tiefes und echtes Glück — wie Du es Dir gar nicht auszudenken vermagst.“

„Jeder Mensch muß den Weg zu seinem Glücke sich selbst suchen und bahnen, teuerster Lavater!“ erwiderte Goethe. „Mein Weg ist mir vorgezeichnet und es wäre Sünde wider mich selbst — ja, Sünde wider den heiligen Geist, wie ich ihn verstehe — wollte ich davon abweichen. — Du hast warm und innig gesprochen, Freund. Aber nicht in die Kirche führt mein Weg — sondern, wie ich schon sagte, in die freie, heilige Natur, die ich nicht umsonst Gottesnatur heiße. — Jedoch: wie ins Offenbarste und Weitesten, so führt mich mein Weg auch ins Heimlichste und Engste: in das Innerste der Menschenseele und vor allem meines eigenen Ichs. Das mag Euch beiden Christenmenschen nun gar erst recht sündig und heidnisch erscheinen. Aber ich sage Euch und werde jederzeit dazu stehen: Als Söhne Gottes sollen wir Ihn in uns selbst suchen und anbeten: in uns — wie in allen seinen Kindern! Denn in mir suche ich die Menschheit und in der Menschheit mich selbst. Darum gilt mir das Wort der Menschen als Wort Gottes, es mögen Pfaffen oder Huren es vor mich hinstreuen. Gerade als Dichter darf ich unter Menschen keinen Unterschied machen. Alles, auch das Alltäglichsste, auch das Mittelmäßigste, ja, das Verworfenste, ist so bedeutsam wie das Ausgezeichnetste. Denn aus allem spricht Gott. Man muß nur das Gehör haben, ihn auch aus der niedrigsten Knechtsseele heraus noch zu vernehmen.“

„Ich danke Dir, Goethe!“ rief Lavater voll ehrlicher Begeisterung, sprang auf und ergriff des Freundes Hände. „Wenn Du auch wähnst, als Nicht-Christ zu mir gesprochen zu haben, so habe ich Dich doch, mehr als Du ahnst, diesmal als Christen reden hören. Fühlst Du doch

die Gotteskindschaft aller Menschen. Wir befinden uns hier also wirklich bloß in einem Wortstreit. Im Innersten meinen wir zweifellos das gleiche.“

„Das soll mich freuen“, sagte Goethe, doch es klang reserviert. „Es ist schön, wenn Ziel und Gesinnung übereinstimmen, gerade wo die Wege auseinandergehen. Vergessen darf man indes niemals, daß jeder nur aus der Art seiner persönlichen Denkverfassung heraus zu urteilen vermag und mehr oder weniger das Urbild seiner Einbildungskraft für die Realität der Dinge nimmt. So hat schon Spinoza, der Meister beobachtender Seelenforschung, gelehrt, daß die ewigen Kontroversen der Menschen nur auf diesen einen Punkt zurückzuführen sind: auf Mißverständnisse, die aus Worten stammen!“ Wärmer werdend, fuhr Goethe fort: „Und so will ich denn, teuerster Bruder, Dir Deinen Christusglauben und alle Deine Ideale von Herzen gönnen. Mir aber mußt Du gestatten, auf meine Art wahr zu sein — und gut und böse, wie die Natur.“

„Du hörst, Lavater“, wandte Pfenninger ein, „er selbst muß zugeben, daß die von ihm vergottete Natur ebenso böse wie gut sein kann. Gott aber und unser lieber Heiland Jesus Christus ist die reine Güte und große Liebe. Und das ist ein gewaltiger Unterschied.“

„Lieber Pfenninger“, wendete sich Goethe jetzt direkt an diesen. „Ich könnte Euch beide direkt beneiden um Eure Fähigkeit, an eine Allgüte zu glauben und darauf als ein Ausschließliches zu vertrauen. Für mich, dem Glauben und Schauen aufs engste zusammengehen, liegt dies leider außerhalb des Kreises der Erfahrungstatsachen. Aber mag die Natur auch böse erscheinen, wo sie im einzelnen

sich auswirkt als zerstörerische und vernichterische Kraft, die jegliches Lebewesen zum Fraße für andere Lebewesen bestimmt und immer aufs neue zu diesem Zwecke erschafft: doch daß sie erschafft — immer weiter erschafft — unabsehbar und ewig, bis ans Ende aller Tage — das macht sie doch auch wieder grenzenlos gut! So, wie ich ein Gutsein verstehe, nämlich als unermüdlige Fruchtbarkeit und zeugende Aufbaubarbeit zum Heile aller, die da kommen werden und zum ewigen Fortbestande alles blühenden Seins. — Das ist mein Glaube, gegründet auf Schauen. Ein Glaube, der gewiß so gut wie Eurer in die Seele dringt und sie stark und arbeitsfroh macht und zu allen guten Taten fähig! Wirkt darin nicht ebenfalls ‚Gott‘, wie man ihn auch nennen und bekennen mag?“

„Wir müssen ihn schon lassen, Bruder, wie er ist“, wandte sich jetzt Lavater gleichfalls an Pfenninger. „Er ist nun einmal, so sehr er sonst unser treuer Freund und Bruder bleibt, in diesen Dingen anders als wir. Anders in seinem geistverbundenen Streben, ob auch nicht anders in seinem seelischen Sein. Und wie er auch sich zeigen mag, so bleibt er doch ein guter Mensch! Die Seligkeit des Dienens freilich, in der wir unseren Beruf erkennen, hat er noch nicht erfaßt. Er ist ein Herrenmensch und will herrschen. Er müßte König sein. Oder wenigstens ein herrliches, handelndes Wesen bei einem Fürsten. Dahin gehört er und dort kann er Segen wirken.“

Goethe erhob sich lachend aus seinem Sitz und tat ein paar Schritte ins Zimmer.

„Ich weiß nicht“, rief er aus, „was die Welt immer damit will, daß ich zu Fürsten und Königen hingehöre! Mir liegt indes nichts daran, mit deren Hilfe zu herr-

schen und zu Kommandieren. Mir selbst will ich gehören, das ist mein Wunsch. Denn ich bin nun einmal der Ich! Und als Ich will ich in die Welt gehen und der Welt gegenüber treten. Und so auch der Natur und selbst Gott: als der Wolfgang Goethe aus Frankfurt am Main, Dichter und so weiter! Wir werden uns dann schon miteinander aufs beste verständigen: der Gott und der Ich!"

"Du siehst, wir müssen ihn lassen, Bruder", sagte Lavater noch einmal. "Er ist nicht zu ändern."

Seefahrt und Alpenwanderung

Die ganzen Tage über in Zürich fühlte Goethe eine Unruhe im Herzen: als triebe ihn etwas fort. "Tief in die Welt hinein!" Das war die Losung, die er sich selbst gestellt hatte. Und die hatte er bisher nur mangelhaft erfüllt.

Wenn er im See schwamm — er und die Stolbergs waren leidenschaftliche Schwimmer — so wäre er am liebsten in die Unendlichkeit fortgeschwommen. Nur weit hinaus — weit hinaus! sang etwas in seinem Blut. Und je länger er am Orte blieb, desto mehr steigerte sich seine Unruhe. Am sechsten Tage bereits glaubte er es nicht länger aushalten zu können. Und so bestimmte er für den folgenden Tag seine heimliche Abreise. Eine Vergnügungsfahrt auf dem See, in größerer Gesellschaft, sollte sein Entweichen verdecken. Einen Frankfurter Jugendfreund, den er in Zürich wiedergetroffen hatte, Johann Jacob Passavant, einen reformierten Theologen von gefällig-anschmiegsamer Art, bestimmte er als ein-

zigen Reisebegleiter. Die Stolbergs würde er in Zürich zurücklassen.

Seine ganze Fröhlichkeit kehrte ihm zurück, als er diesen Entschluß gefaßt hatte. Die Luftfahrt auf dem See sollte noch einmal die ganze Freundschaft vereinigen. Auch Lavater und sein Anneli waren dabei. Selbstverständlich ebenso die Stolbergs und Hangwitz. Endlich auch ein sehr niedliches Brautpaar, ein philanthropischer Schwärmer namens Schweizer und die reizende, noch sehr junge Magdalene Heß. Diese Leni hatte sich schwer in Goethe verliebt, als sie ihn nur mal durch eine Türspalte erblickt und seine dunkle, klangvolle Stimme vernommen hatte. Sie war darüber so erschrocken gewesen, daß sie „als Braut“ sich gestraubt hatte, überhaupt Goethes Bekanntschaft zu machen. Doch hatte sie einer solchen nicht ausweichen können, und der Dichter, als er die Gefühle des jungen Mädchens rasch durchschaut hatte, konnte der Lockung nicht widerstehen, das kleine Flackerfeuerlein, das ihm da entgegenschlug, spitzbüßisch weiter anzufachen. Dem Bräutigam glaubte er damit nicht zu nahe zu treten, da er ja keinerlei Absichten damit verfolgte. Doch warum sollte er an dem Flämmchen sich nicht erwärmen, das ihm so lieb auf seinem Pilgerpfad entgegen schien?

Es war eine fröhliche Fahrt, an einem herrlichen Tag Mitte Juni, schon zu früher Morgenstunde. Das Wasser des Sees, von einer leichten Brise angenehm gekräuselt, glitzerte und funkelte rings um den schweren, breiten Rahn, der gemächlich dahingerudert wurde, über die weit hinaus sich deh nende Fläche. Die anmutigen Ufer des Sees, mit tief zum Wasserspiegel sich neigenden

Walnußbäumen und knorrigen alten Eichen bepflanzt, begleiteten die Fahrenden seitlich in mäßiger Entfernung. Nachdem man sich an einem wärmenden Kaffee-Frühstück reichlich gelabt hatte, tauchte der Vorschlag auf, mit vorher bestimmten Schlußreimen dichterisch sich zu vergnügen. Goethe, wie sich's gehörte, mußte den Anfang machen, und nach den ihm aufgegebenen Reimen schrieb er hurtig die Zeilen:

„Ohne Wein kann's uns auf Erden
Nimmer wie dreihundert werden.
Ohne Wein und ohne Weiber
Hol der Teufel unsre Leiber!“

Was die „drehundert“ zu bedeuten hatten, wurde freilich nur denjenigen offenbar, die bereits von der Faust-Handschrift des Dichters in Auerbachs Keller aufgeklärt worden waren. Und so entstand unter diesen ein anzügliches Gelächter — das Goethe dadurch unterbrach, daß er die erste der mitgebrachten Weinflaschen entkorkte und einen mächtigen Humpen damit kurfseren ließ. Neben ihm saß Leni Heß, lose angeschmiegt an ihren Bräutigam, und sie mußte heftig erröten, als Goethe, nachdem sie mit dem Weintrinken den Anfang gemacht hatte, als zweiter sich bedachtsam die Stelle ansuchte, die ihre weichen Lippen berührt hatten.

Unterdes ging die Versmacherei weiter und es entstand häufiges Gelächter, wenn der Reimzwang die meist recht unerprobten oder zu besonderer „Originalität“ sich verpflichtet fühlenden Dichter auf holprige Abwege führte.

Goethe aber, wie ihm das so häufig passierte, versank jäh in eine Art stiller Entrücktheit und Vergücktheit.

Er fühlte wieder einmal, angesichts der wonnig ihn umgebenden Landschaft und des wohligen Rahnschaukelns, bei angenehm entfachten Fächerwinden, die ganze Gewalt und Allmacht der Natur und des darin waltenden göttlichen Geschehens. War sie doch seine große Mutter, die alles mit nährenden Liebe behütete und versorgte! Und war er nicht selbst ein von ihr gespeistes Kind, noch verborgen im dunklen Schoß des Werdens? Sein Notizbuch lag vor ihm auf den Knien. Träumerisch begann er Verse zu schreiben, ganz andere als vorhin — Verse, die ihm unwillkürlich aufs Papier quollen:

Ich saug an meiner Nabelschnur
Nun Nahrung aus der Welt.
Und herrlich rings ist die Natur,
Die mich am Busen hält.

Dann glitt er sofort in die gegenwärtige Situation hinein, indem er schildernd fortfuhr:

Die Welle wieget unsern Kahn
Im Rudertakt hinauf
Und Berge, wolkenangetan,
Entgegen unserm Lauf.

Das Wiegen des Rahnes, das Näherkommen der wolkig umkränzten Berge benebelten förmlich des Dichtenden Sinne. Ganz hineingezogen in das stille Weben und Walten der Natur vergaß er des ihm fremd gewordenen Menschengewisses, das ihn umlärmt. Sein Herz schwoll von verschwiegener Sehnsucht — Sehnsucht, die sich unwillkürlich regte und die der fernen Geliebten galt — der einzigen wahren Geliebten seines Herzens, mit der er

dieses Erlebnis hätte teilen mögen. Er sah das Gold ihrer Haare flimmern, fühlte den Glanz ihrer leuchtenden Augensterne, war wie eingehüllt in den Duft ihrer Nähe. Der Kopf sank ihm auf die Brust, er saß wie entrückt. Halb willenlos, doch um so stärker innerlich getrieben, schrieb seine Hand, was sie dem Herzen nicht verwehren konnte:

Aug, mein Aug, was sinkst du nieder?
Goldne Träume, kommt ihr wieder?

Fast erschrak er, als es da stand! Wie vorwurfsvoll starrten ihn die Buchstaben an. Durfte er denn so sich in Schwäche gehen lassen? War er nicht gerade deshalb so weit in die Welt hinaus gepilgert, um zu vergessen? Hatte er ein Recht, sich der lebendigen Gegenwart zu entziehen? Er schlug die Augen wieder empor, erblickte aufs neue die in Lebenslust erglühenden Freunde, und hörte ihr heiteres und perlendes Gelächter. Seine Hand machte unwillkürlich eine Bewegung, als scheuche sie etwas von sich hinweg. Und tapfer befreite er sich durch die niedergeschriebenen Worte:

Weg, Du Traum, so gold Du bist!
Hier auch Lieb und Leben ist.

Nun war er in die Gegenwart zurückgekehrt! Auf's neue gab er sich dem Genuß der ihn umwallenden Naturschönheiten hin und beendete sein Gedicht mit den frei quellenden Versen:

Auf der Welle blinken
Tausend schwebende Sterne,
Liebe Nebel trinken
Nings die türmende Ferne.

Morgenwind umflügelte
Die beschattete Bucht.
Und im See bespiegelt
Sich die reife Frucht.

Rasch klappte er sein Notizbuch zu. Das brauchten die anderen nicht zu hören. Nur sich selbst hatte er das gebeichtet, nur für sein eigenes Entzücken geschildert. Ganz in sich zurückgekehrt, empfand er die Gesellschaft plötzlich wieder als fremd.

Soeben hatte man angelegt. Er winkte Passavant und rüstete sich mit ihm zu einem Marsch landeinwärts. Von den Freunden verabschiedete er sich, wie zu einem Spaziergang. Was brauchten die von seinem Vorhaben zu wissen?

Goethe stürmte eifertig dahin. Er nahm die schwere Steigung, gleich als sei sie ein Dahinwandern auf bequemer Landstraße. Passavant keuchte hinter ihm drein. Zu merkwürdige Leute doch, diese Herren Poeten! Schwirrte es durch seinen Schädel. Aber er war ein gehorsamer und pflichttreuer Bursche. Was er dem Rasenden da vorne versprochen hatte, das mußte er auch halten.

„Tief und immer tiefer in die Welt hinein! Weiter und immer weiter!“ Wie ein ewig schnurrender Rhythmus hämmerte das in Goethes Kopf. Es war wie Bessessenheit. Am liebsten wäre er so fort bis nach Afrika gestürmt.

Ach, daß man Flügel hätte und fliegen könnte! Je höher er stieg, je weiter die Fernsicht um ihn wuchs, desto

sehnüchtiger schwall in ihm dieser Gedanke. Neben Passavant, der ihn endlich eingeholt hatte, einerschreitend, erging er sich in Phantasien und Ausrufen:

„Schon immer haben mich die Wolken gereizt, mit ihnen in fremde Länder zu ziehen, wenn sie hoch über meinem Haupte dahinzozen. So steh' ich jetzt oft in Gefahr, daß sie mich von einer Felsspitze mitnehmen, wenn sie an mir vorüberziehen. Welche Begierde fühl' ich, mich in den unendlichen Luftraum zu stürzen, über den schauerlichen Abgründen zu schweben und mich auf einen unzugänglichen Felsen niederzulassen! Mit welchem Verlangen hol' ich tief und tiefer Atem, wenn der Adler in dunkler blauer Tiefe unter uns über Felsen und Wäldern schwebt — siehst Du ihn dort, wie er seine mächtigen Flügel spreitet? Und jetzt — jetzt naht sich ihm sein Weibchen und beide, in sanfter Eintracht, ziehen große, weite Kreise um den Gipfel, dem er seinen Horst und seine Jungen anvertraut hat. O, wie ich ihn beneide! Soll ich denn nur immer die Höhe erkriechen, im höchsten Felsen wie am niedrigsten Boden kleben und, wenn ich mühselig mein Ziel erreicht habe, mich ängstlich anklammern, vor der Rückkehr schauern und vor dem Falle zittern? Ach Flügel, Flügel müßten mir wachsen!“

Unter solchen Gesprächen hatten die Wanderer eine hochragende Bergspitze erreicht und schauten von ihr, unter wonnigem Schauern, auf die bestrahlte Seefläche hinab, die tief, tief unter ihnen lag und silbrig glitzerte. Ein Fahrzeug, das scheinbar schneckenhaft dahinkroch, mochte der Kahn sein, mit dem sie gekommen waren und auf dem die Freunde bereits zur Heimkehr rüsteten. Sie mochten geahnt haben, daß der Dichter ihnen entwichen

war — denn sie kannten ihn. Er aber genoß in tiefer Seligkeit seine Höhereinsamkeit — der stille Passavant war gleichsam nicht mehr vorhanden — und der Traum, den er vorhin auf dem Schiffe von sich weggeschencht hatte, kehrte tückisch und selbstherrlich wieder und formte sich aufs neue in Verse. Lilis Bild bedrängte ihn und floß, fast körperlich greifbar, um ihn her. Leise sumimte er vor sich hin:

„Wenn ich, liebe Lili, dich nicht liebte,
Welche Wonne gäb' mir dieser Blick!
Und doch, wenn ich, Lili, dich nicht liebte,
Wär' — was wär' mein Glück?“

Daß diese Gedanken ihn nicht verlassen wollten! Solch ewig Verliebter, wie er war! War er denn ganz machtlos dawider? Konnte er derlei Gedanken nicht abwürgen? Auf tausend Schleichwegen machten sie sich immer wieder an ihn heran, umschmeichelten ihn, umgirteten ihn und machten ihn der Aufgabe untreu, die er sich vorgesetzt hatte. Aber er wollte jetzt mit eiserner Festigkeit dawider auftreten. Er wollte gewappnet sein wie ein Reisiger. Und blind und taub wider alle Lockungen und Einflüsterungen! Tief und tiefer in die Welt hinein! Die mächtigen Alpenketten überwinden! Dann hinabsteigen ins gesegnete Land Italien, wo die Götter wohnen und marmorn in der Sonne funkeln!

Einstweilen freilich mußten die beiden Wanderer sehen, daß sie für den Abend eine Herberge fanden und sich darum weiter auf den Weg machen.

Doch war Goethe vorher stürmisch, so wurde er jetzt säumig. Nicht umsonst hatte er sein Skizzenbuch mit-

genommen. Das sollte ihm von jetzt ab ein lieber Weggenosse werden — und gleichzeitig ein hilfreiches Mittel, seine zuchtwidrigen Gedanken an Sachliches zu bannen. Was er Schönes, was er Unreizendes unterwegs fände, das wollte er jetzt alles zeichnen. Er war zwar kein Künstler, doch genügend geübt, sichtbare Eindrücke mit Strichen festzuhalten. Manchmal schwankte er sogar, ob das nicht seinen eigentlichen Beruf bedeutete — Augeneinseher, der er war! Jedenfalls bereitete es ihm eine außerordentliche Freude, zeichnend seine Gesichtseindrücke zu vertiefen, sie gleichsam für sich zu bannen, auf daß sie ihm nicht wieder entschwinden könnten.

Tagelang marschierten die beiden so weiter, immer tiefer ins Gebirge hinein. Und neben den Zeichnungen im Skizzenbuch hielten lakonische Niederschriften im Notizbuch die einzelnen Stationen dieser Reise fest. Es war für Goethe ein Bedürfnis, sich über alles Rechenschaft zu geben. Fast gewaltsam trachtete er danach, das ihn durchwogende Leben, sei's in Worten, sei's in Linien, nach außen hin zu verlegen und dadurch innerlich abzdämpfen.

Abteien und Wallfahrtskirchen zu besichtigen, wurde so wenig verschmäht, wie dunkle Tannenforste zu durchschreiten und über Schneefelder hinzustapfen. Landseen wurden befahren und hohe Berge erklimmen, getürmte Wolken beobachtet und fliehende Nebelschwaden verfolgt. Glockengebimmel und Brunnengeplätscher interessierten nicht minder wie Waldestrauschen und Föhngebrause. Und auch was es unterwegs zu speisen gab, mal trefflicher Käse, mal gebackene Eier und Fische, durfte nicht unremarckirt bleiben. Hie und da machte Goethe auch den Versuch, eine Landschaft, statt sie zu zeichnen, mit hin-

gehackten Worten nach Farben und Formen genauestens festzuhalten, gleichsam als wolle er eine Direktive für ein künftiges Gemälde geben. Alles regte ihn an, jeder neue Anblick machte ihn produktiv. Als er nach Luzern und Altdorf kam und den Vierwaldstätter See besah, kam die Sellsage mit solcher Macht auf ihn zu, daß er sie sich zurechtlegte für ein künftiges Epos.

Ob Zeichner, ob Dichter, in ewiger Kostlosigkeit war er tätig. Und hätte am liebsten große Teile seines künftigen Lebens und Schaffens vorausahnend vorweggenommen.

Scheideblick nach Italien

Immer allmächtiger und schreckhafter wuchs um Goethe das Landschaftsgebilde, je tiefer er mit seinem Kameraden, zwischen dunklen Fichtenständen und dräuenden Schneehöhlen hindurch, in das felsige Hochgebiet eindrang, das ihn zum St. Gotthardpaß emporführen sollte. So sehr er sich gestählt und abgehärtet fühlte — sogar in Schneewasser hatte er gelegentlich gebadet —, so kostete ihn doch das saure Aufsteigen Anstrengung genug, und manchen Schweißtropfen vergoß er, bevor er über die Teufelsbrücke und durch das Drachental der Reuß bis zum Urner Loch hingelange und dann im Tal bei Andermatt sich neubelebt und erquickt fühlen konnte.

Mit unerhörter Gewalt ergriff ihn die Großartigkeit der Natur. Bleistift und Tuschefeder mochten nicht rasten, um immer wieder, ob auch manchmal mit flüchtigsten Strichen, die erschütternden Eindrücke festzuhalten, die

seine Wanderung ihm darbot. Von allen romantischen Schauern gepackt fühlte er sich in dem von Felshöhlen umstarrten Drachental, wo die Reuß in schäumenden Katarakten niederstürzt, zwischen starrendem und niedergeworfenem Urgestein wie durch einen Engpaß sich durchzwängend. Wilde Gebirgeinsamkeit, die des Dichters Seele zu erschütterter Andacht stimmte! Lange stand er da, schaute und träumte. Und ob auch Passavant drängen mochte, er vermochte nicht sich loszureißen. Rhythmen summten ihm durch das Gehirn, ohne daß er deren Gewoge sogleich dichterisch zu bannen vermochte. Um so lebhafter erwachte der Zeichner in ihm. Seinen Tuschkasten aus dem Ranzen reißend, setzte er sich nieder und bedeckte ein großes Skizzenblatt bis zum Rande mit einem Gefüge wilder Striche und hineingetupfter Sepiaflecke: woraus dennoch, dem Auge erkennbar und die Phantasie beflügelnd, ein Vorstellungsbild schäumender Wasserwogen und rollenden oder dräuenden Felsgesteins erwuchs.

Passavant war ganz begeistert. Er nannte diese Zeichnung Goethes Meisterleistung. Und auch der Dichter war diesmal befriedigter als sonst. Er fühlte, wie die innere Erregtheit seine darstellerischen Fähigkeiten gesteigert hatte.

Doch die Höhe des Gebirgskamms war noch nicht erreicht. Auf klingelnden Gauntieren ging es weiter empor über Moose und nackten Fels, oft auch über Schnee in eine Felseneinöde hinein, in denen die Steine wie abgeschälte Knochen um sie lagen, so daß Goethe diese Szenerie mit dem Tal des Todes verglich. Dazu pfiff und sauste Sturmwind um sie her, eilende Wolkenzüge

waren zu durchmessen, und wie Schrecken eines drohenden Geisterreiches wirkte das unheimliche Brausen unsichtbarer Wasserfälle. So waren die beiden Wanderer froh, als sie endlich, bei einbrechender Dämmerung, das Gott-hard-Hospiz erreichten.

Zwei freundliche Kapuzinerbrüder und das bellende Geheul großer, zottiger Hunde empfingen sie. Erschöpft streckten sie sich nieder auf hölzerne Wandbänke. Pater Seraphim, ein gutmütiger alter Schwyzler, schleppte freundlich Milch, Brot und Käse zur Erquickung an, während der aus dem Tessin stammende Bruder Lorenzo in seinem farbig klingenden Welsch die Ruhenden zu unterhalten trachtete. Er war erst gestern von einer längeren Streiftour, die ihn bis nach Mailand geführt hatte, zurückgekehrt und ganz erfüllt von seinen Eindrücken aus der Lombardei, die er als gottgesegnetes Land und wahres Wunderparadies zu schildern wußte. Goethe, der sich rasch an seine Sprache und Ausdrucksweise gewöhnt hatte, lauschte ihm in voller Hingerissenheit und malte sich im Geiste die in Sonnenglanz ruhenden Gefilde und stolzen Städte aus, die er nun bald mit eigenen Augen zu schauen und mit eigenen Füßen zu durchwandern hoffte.

Die Nacht über träumte er von Italien, und schon um vier Uhr in der Frühe, als die ersten Sonnenstrahlen ihn weckten, rüttelte er seinen Gefährten wach und trieb ihn an zum Weitermarsch. Doch der gute Pater Seraphim ließ sie nicht wandern, bevor er sie nicht abermals mit Milch und Brot und einer besonders herrlichen frischen Butter auskömmlich gelabt hatte. Dann geleitete er sie zum Ausgang.

Auf der Schwelle blieb Goethe noch einmal stehen und fragte zurück:

„Welchen Tag haben wir heute?“

„Den zweiundzwanzigsten Juni“, erklang die Antwort.

Ein leiser, sonderbarer Schreck durchrieselte Goethe. Sofort mußte er daran denken, daß grade heute Lili in Frankfurt ihr siebzehntes Lebensjahr beginnen würde. Und er war nicht nur nicht da, sie zu beglückwünschen, — er war auch im besten Begriff, sich entscheidend immer weiter von ihr zu entfernen, ja sie ganz hinter sich zurückzulassen.

Schweigend schritt er dahin, fast finster vor sich hinbrütend. Alles in ihm war aufgewühlt. Der Wunsch, Italien zu sehen, stand scheidelrecht wider seine innerste Herzenssehnsucht, sich mit Lili wieder zu vereinigen. War das Datum des heutigen Tages nicht gleichsam ein Schicksalswink, daß er umkehren sollte? Noch sträubte sich etwas in ihm dawider: gleichsam eine Scham über das Brechen guter Vorsätze. Fast krampfhaft marschierte er weiter, wie von unsichtbaren Händen gestoßen. Einstweilen mußte er noch vorwärts. Wenigstens einen Blick mußte er nach Italien hinunter tun.

Passavant versuchte zu wiederholten Malen, ein Gespräch anzuknüpfen. Doch aus dem sonderbaren, unberechenbaren Weggenossen war heute kein Wort herauszubekommen.

Nach mehrstündigem Marsch erreichten sie die Paßhöhe, dort, wo die Wege und die Völkergelände sich scheiden. Nach Süden zu lag der Blick offen. Helle Farben in glitzernder Sonne funkelten fernher herüber. Dort dehnte sich das gelobte Land. Dort lockte Italien.

Goethe stand lang und sättigte seinen Blick. Er war jetzt ganz ruhig und gefaßt. Fing auch langsam wieder an, gesprächig zu werden, und seine Worte schwebten in der Landschaft, die er mehr mit den Augen des Geistes als des Leibes vor sich liegen sah.

Dann starrte er lange auf das nahe Gletschergebiet. Die zackigen weißen Schneestreifen in den Runsen des fast schwarz sich von ihnen abhebenden Gesteins fesselten sein Malerauge. Seiner Kunst durfte er jetzt einiges zutrauen. So beschloß er, das Erschaute im Bilde festzuhalten.

Eifrig gab er sich an die Arbeit. Den vor ihm ragenden Bergkegel warf er zunächst aufs Papier, ließ dann hinter ihm in langer Kette das Kammgebirge aufsteigen, immer die weißen, seltsam geformten Schneefelder grotesk gelagert zwischen den dunkleren Felsgraten. Doch so sehr er sich auch mühte, das, was er vor sich sah, dünkte ihm gewaltiger, troziger, naturhafter. Nicht ohne innere Enttäuschung brach er ab. Er fügte nur rasch in lockeren Strichen die unter ihm liegende Niederung mit dem sie durchschlängelnden Weg noch hinzu — und dann auch, wie im Scherz, die Kuppe, auf der er saß, mit den beiden Figürchen seiner selbst und Passavants. Dann schob er das Blatt ins Skizzenbuch und erhob sich.

„Endlich!“ sagte Passavant. „Die Sonne eilt schon auf Mittag zu. Es ist höchste Zeit, unseren Abstieg zu beginnen, wenn wir noch vor Dunkelwerden in Airolo ankommen wollen, um von dort aus unseren Weg nach Italien zu nehmen.“

„Was hab' ich in Airolo zu suchen?“ erwiderte Goethe in verblüffender Ruhe und Heiterkeit. „Wir kehren um! Morgen wieder in Göschenen!“

„Ich verstehe wohl nicht recht. Wir ... kehren ... um?“

Passavants große, verdunkelte Augen glöhten in fassungslosem Staunen auf Goethe hin.

„Ganz recht“, sagte dieser. „Wir kehren um! In spätestens drei Wochen will ich wieder in Frankfurt sein! Mit Italien ist es für diesmal nichts. Mich zieht etwas nach Deutschland zurück, etwas Geheimes. Ja, Junge, komm nur: wir kehren um!“

Lachend klopfte er Passavant auf die Schulter und schritt gradwüchsig den Weg hinab, auf dem er gekommen war.

Lili hatte gesiegt!

Halbnaturen und Vollnaturen

Vier Tage später traf Goethe wieder in Zürich ein. Er war so vollgesogen mit großer Natur, so im Innersten ausgefüllt mit heimlicher Liebeserwartung, daß ihn gar wenig nach Umgang mit Menschen gelüstete. Zudem regnete es in Strömen. Da war es gut, daheim zu bleiben, in dem gastlichen Hause Lavaters, der ihn mit unveränderter herzlich-warmer Freundschaft empfing. Goethe entwarf begeisterte Schilderungen von den Herrlichkeiten seiner Alpenfahrt, und Lavater und sein Anneli saßen da mit leuchtenden Augen und lauschten ihm, stolz darauf, ihre Heimat aus dichterischem Munde so gepriesen zu hören. Gern machte sich auch Goethe, über Hunderte von Silhouettenblätter gebückt, zusammen mit dem Freunde über ihre gemeinsamen physiognomischen Studien

her. Und beide waren unermüdblich, aus den Schattenrissen von Köpfen menschliche Charaktere und Eigenarten, auch wohl seltsame Schicksalsmöglichkeiten herauszulesen.

In einer gemütlichen Abendstunde wußte Frau Anneli allerhand zu erzählen von dem Eindruck, den Goethe bei seinem ersten Zürich-Besuche bei den dortigen Vertretern der „anmutigen Gelehrsamkeit“ hinterlassen hatte. So weltfremd Lavater in diesen Dingen war, so vortrefflich verstand es sein „Wibeli“, bei den Leuten herumzuhorchen und so herauszukriegen, was die umgebende Welt eigentlich dachte. Man war also auf Goethe riesig gespannt gewesen. Aber — man hatte ihn sich „anders“ vorgestellt! Sozusagen: verschwärmter, gefühlvoller, „brüderlicher“. Kurz und gut, man fand ihn — hochmütig! Ihm stehe der Übermut an der Stirn geschrieben, lautete das Urteil der literarischen Fachgenossen. Er bezeige nur wenig Respekt vor fremdem Geistesverdienst, erlebige gern alles mit einer knappen Handbewegung und urteile über Leute und Dinge, ohne sie näher zu kennen.

„Donnerwetter!“ sagte Goethe und legte sich lachend zurück.

Frau Anneli hatte dies alles so munter und lustig vortragen, daß eigentlich nur das Späßige daran zurückblieb und der Stachel, der dahinter steckte, kaum zu spüren war.

Immerhin suchte Goethe sich zu verteidigen.

„Meine Schuld“, rief er, „ist's gewiß nicht, daß ich denen Kerls und ihren schiefen Mündern gleich anspüre, was sie für Geisteskinder sind. In einer Stadt, wo, wie Du sagst, achthundert Menschen am Leben sind, die etwas haben drucken lassen, muß sich ja eine Inzucht von

gegenseitiger geistiger Befruchtung erzeugt haben, die direkt an Stickluft grenzt. Und muß in solcher Atmosphäre durchschmauchter Wochenschriften und gelehrter Zeitungen nicht jeder vernünftige Mensch gleich von Sinnen kommen?

„Trotzdem, wo Du wieder hier bist, solltest Du doch wohl neuerdings den Leuten Dich zeigen: das beruhigt die Gemüter!“ meinte der friedfertige Lavater.

„Wir sollten doch unseren Freund mal zu unserer lieben Bäbe Schultheß bringen!“ meinte Anneli ratsam. „Ich weiß, die würde sich riesig freuen und ist doch eine prächtige Frau.“

„Bäbe Schultheß?“ rief Goethe. „Mit der habe ich schon Briefe gewechselt! Ja, die möchte ich kennenlernen! Klingt doch jedes Wort so einfach und grade, das sie schreibt. Auch ist sie gewiß keine Literatin!“

„Nein, das ist sie wahrlich nicht!“ lachte Lavater. „Sie liebt zwar die Dichter — nämlich, die ihr zusagen! — aber sie selbst macht nichts weniger als gedrechselte Worte! Nur: ich meine, sie steht doch kurz vor ihrer Niederkunft!“

„Ja, sie erwartet ihr fünftes Kind“, bestätigte Anneli. „Aber das macht bei der Bäbe nichts. Darum wird sie sich vor dem Goethe nicht genieren. Sie hat sich sogar gewundert, daß er noch nicht 'kommen ist!“

„Also, Bäbe wird aufgesucht!“ entschied Goethe. „Gleich morgen geh' ich zu ihr hin!“

Und es gab in der Tat eine herzliche Berührung. Ein Vollmensch! fühlte Goethe. Und das gleiche schien auch Frau Bäbe zu fühlen. Schranken zwischen den beiden

waren von vornherein nicht spürbar. Ein Blick gegenseitig in die hellen Augen, ein kräftiges Händeschütteln — und sie waren Freunde! Die Last ihres zu erwartenden Kindes — das eine Woche später das Licht der Welt erblickte — trug Frau Schultheß mit soviel Würde und fröhlicher Selbstverständlichkeit, daß ordentlich ein Glanz daher über ihre ganze kräftige Volkserscheinung glitt. Sie zählte dreißig Jahre, also vier Jahre mehr als Goethe, und war im übrigen vor allem Mutter, Hausfrau und Schweizer Bürgerin. Eine Männin, nannte sie Lavater. Aber das wollte Goethe nicht gelten lassen. Für ihn war Barbara Schultheß vor allem und in erster Linie: Weib! Und zwar im Sinne eines vollen und rückhaltlosen Vertrauens. „Ihr kann man alles sagen — und sie wird alles verstehen: rascher und instinktiver und vollständiger als je irgendein Mann.“

Als Goethe, höchst befriedigt von dieser neuen Bekanntschaft, mit Lavater nach Hause ging, machte dieser ihm einen neuen Vorschlag.

Da lebte, nicht weit von Zürich, auf seinem Pachtgut, Ragenrütihof am Ragensee, ein alter Bauer, Jakob Gujer, der aber allgemein nur der Chly-Jogg, das ist: der kleine Jakob, genannt wurde. Das war ein wahres Original und wurde von seinen gebildeten Freunden der „häuerliche Sokrates“ genannt. Den suchten alle auf, die die Züricher „Berühmtheiten“ kennenlernen wollten, selbst fürstliche Persönlichkeiten. Erst voriges Jahr war der Prinz Eugen von Württemberg bei Chly-Jogg gewesen und hatte ihm geradezu seine Ehrfurcht bezeugt. „Ich steige nicht zu Dir hinunter, ich steige zu Dir hinauf“, hatte er gesagt. „Du bist besser als ich.“

Goethe fühlte unwillkürlich ein Mißtrauen in sich aufsteigen. „Wenn das nur nichts Absichtsvoll-Zurechtgemachtes ist!“ sagte er. „So ein moralisch-philosophischer Bauer in Reinkultur! Weiß nicht, ob derlei gezüchtetes Original nach meinem Geschmack ist.“

„Warten wir ab!“ meinte Lavater. „Die Grafen Stolberg haben auch schon vom Ohly-Jogg gehört und brennen darauf, seine Bekanntschaft zu machen. Ich denke, wir schließen uns ihnen gleich morgen an! — Übrigens, vielleicht erinnerst Du Dich, Goethe: Der Ohly-Jogg hat auch mal einen Brief an Herder geschrieben, der diesem tiefen Eindruck gemacht hat: nämlich über dessen „Älteste Urkunde des Menschengeschlechtes.“ Hat Dir Herder nicht davon gesprochen?“

„Ah, jetzt erinnere ich mich“, erwiderte Goethe. „So! Ist das der? — Ja, Herder war damals ganz aufgereggt und voll ehrlichen Staunens! Solch einen Brief, sagte er, habe er noch nie erhalten und von einem einfachen Bauern gar nicht für möglich gehalten. Natürlich, diesen Mann muß ich kennenlernen. Lopp!“

Auch diesmal hatte Goethe nichts zu bereuen.

Als die große und stattliche Gesellschaft beim Ohly-Jogg erschien — auch Haugwitz und andere hatten sich angeschlossen — empfing er sie mit vollendeter Einfachheit. Er fühlte sich weder „hochgeehrt“ noch zu besonderer „Originalität“ herausgefordert, sondern bewillkommnete die Herren schlicht als seine Gäste. Er führte sie durch seine ganze Wirtschaft, erläuterte sachlich und doch auf irgendwie persönliche Weise Viehstand und Futterbereitung, sprach auch vom Stand der Saaten, recht wie ein Bauer, und saß nachher in seiner niedrigen

Stube an langem blankgeschneuertem Tisch bei einer Kanne selbstgezogenen Landweins frohsinnig da und unterhielt seine Gäste mit zwanglosen, aber durchaus urwüchsigen Reden, bei denen alle willig aufhorchten.

Merkwürdig war, daß er sich immer wieder vorzugsweise an Goethe wandte, obgleich er gar nicht wußte, wer dieser war. Aber er fühlte mit Sicherheit heraus, daß dieser junge Mann etwas Besonderes sein mußte und aus allen hervorstach. Was Chli-Jogg sagte, hatte Hand und Fuß, war frei von Vorurteilen und hergebrachten Meinungen und verriet, bei aller Schlichtheit, eine geistige Unabhängigkeit und kernhafte Gesundheit, von der Goethe sich aufs höchste angeheimelt fühlte.

„Kein aus den Wolken abgesenktes Ideal“, sagte er auf dem Heimgang zu Lavater, „aber eines der herrlichsten Geschöpfe, wie sie diese Erde hervorbringt, der auch wir entsprossen sind! Ich danke Dir, Freund, daß Du darauf bestanden hast, diese Bekanntschaft zu machen! Sie hat mich mit vielem versöhnt, was ich sonst hier habe in Kauf nehmen müssen.“

Einige Tage später rüstete Goethe zur Abreise — die diesmal eine Heimreise bedeutete. Daß er jetzt wieder ungeschert an Lili denken durfte, die er bald in seine Arme zu schließen hoffte, tat ihm wohl und frischte ihn auf. Was sollten auch all die spinnwebigen Gedanken, von Sichfreimachen, Vergessen, Entfliehen — die lagen jetzt hinter ihm, er hatte sie in die Mottenkiste geworfen. War ein Kuß auf Lilis volle Lippen nicht tausendmal schöner, befeuernder, kraftspendender als all dieses Gesackel und Gewürge, die vielen Tage hindurch? Er war ein junger Mensch und wollte lieben!

Es war schön, daß er zu Lavater ungeschont davon sprechen konnte, und daß dieser ihn verstand. Das liebende Herz dieses menschenfreundlichsten aller Geistlichen öffnete sich mit fast fraulich-zarter Begeisterung vor jeder echten Liebesempfindung. Aus innigster Überzeugung redete er Goethe zu, dem Zuge seines Herzens zu folgen und sich nicht durch schale Klugheitsbedenken und törichte Selbstquälereien die Ganzheit seines Liebesgefühles zerstören zu lassen. Nur zu gern lauschte Goethe auf derlei Worte. Sie rechtfertigten ihm den selbstgefaßten Entschluß und beschwichtigten, was allenfalls von leisen Zweifeln und Bedenken vielleicht doch noch in seinem Innern zurückgeblieben war.

Mit herzlicher Umarmung und Küssen auf beide Wangen verabschiedete sich Goethe von Lavater. Und er küßte auch das Wibeli und die Kinder. Ein kräftiger deutscher Händedruck den beiden Stolberg und Haugwitz, die noch tiefer ins Alpenland hinein wollten — dann brach Goethe, allein, doch von vielen glücklichen Gedanken umfächelt, gen Basel auf.

In F e c h t e r s t e l l u n g

Froh, dem Gezißel entronnen zu sein, das ihn von Züricher Schreibstuben her umzüngelt hatte, war Goethe seines Weges gezogen und sah sich zu seinem Erstaunen gezwungen, in Basel sehr verwandten, doch viel un-
verhüllteren Angriffen die Stirn bieten zu müssen. Es war das erste Mal, daß ihm einer aus dem alten Ra-

tionalistenlager, ein Anhänger seines intimsten Feindes Nicolai, mit aufgeschlagenem Visier streitlustig gegenübertrat.

Mit Grüßen von Bodmer, dem Ewig-Zweideutigen, hatte Goethe es übernommen, den Baseler Ratschreiber Isaaß Iselin aufzusuchen, den er als Verfasser einer namentlich von Herder sehr geschätzten „Geschichte der Menschheit“ dem Rufe nach kannte. Sein Trieb, überall die Führer der geistigen Bewegung kennenzulernen und sich an ihnen zu messen, hatte Goethe mit besonderer Freude von Bodmers Empfehlung Gebrauch machen lassen.

Mit jenem natürlichen Scharm, in dem er sich Meister fühlen durfte, betrat der Führer und Abgott der jungen Stürmer- und Drängergeneration die schlecht gelüftete Studierstube des Basler Gelehrten. Bücher, Bücher, Bücher rings umher. Reihe an Reihe standen sie bis an die Zimmerdecke, spinnenwebig-grau, und lagen auch noch auf Tischen, Bänken und Stühlen verstreut. Selbst vom Fußboden auf ragten ganze Stapel empor, Kondolite von Papieren dazwischen, vergilbt und mit Zettelchen besteckt. Andere wieder waren zusammengerollt und im Durcheinander halb heruntergerutscht. Ein vertrockneter alter Blumenstrauß, den eine Verehrerin vor Wochen gebracht haben mochte, stand in fauligem Wasser und trug dazu bei, die Luft weiter zu verpesten.

Aus ächzendem Lehnstuhl erhob sich vom Schreibtisch her ein kränklich aussehendes, hüstelndes Männchen, das auf den ersten Anblick wie ein klappriger Greis wirkte, obwohl es kaum mehr als fünfzig Jahre zählen mochte.

Es streckte dem Besucher eine verrunzelte und kraftlose Hand entgegen, die sich unter Goethes kräftigem Fingergriff gallertweich zusammenquetschte. Aber in den Augen lag Geist, und die schmale, leichtgekrümmte Nase sprang fast kriegerisch vor.

„Also Sie sind der berühmte Goethe?“ hüstelte Magister Iselin nach der ersten Begrüßung. „Böse Menschen würden vielleicht sagen: der berüchtigte! Aber denen wollen wir denn doch nicht Folge leisten!“ Verschmigt meckerte er vor sich hin.

„Sehr gütig!“ parierte Goethe. „Das läme wohl auf die Auffassung an. Und damit klassifiziert und richtet ein jeder sich selbst.“

Sein Auge blickte klar und herzlich. Die in sich verkrochene Pergamentmotte da vor ihm hatte, trotz ihrer listigen Augelchen, keineswegs etwas Schreckhaftes für ihn.

„Gut gegeben, gut gegeben!“ anerkannte der Herr Ratschreiber. „Wie vom Verfasser des ‚Gög‘ nicht anders zu erwarten! Wird ja von vielen sehr bewundert, sehr bewundert. Hat unleugbar etwas Starkgeistiges, Originales. Originalgenie muß sein. Ohne das — heute keine Marktbewertung! Aber der ‚Gög‘ hat es — das Kraftgeniale — ja, der hat es. Schlägt gleich mit der eisernen Faust auf den Tisch. Und wenn er gar das Fenster zuknallt, hihih — aber da stehen ja lauter Gedankenstriche!“

„Ich bin bei einem Mann, der zu lesen weiß“, erwiderte Goethe mit ironischer Verbengung. „Und den auch Gedankenstriche nicht in Verwirrung bringen! Un

wenigsten, wenn sie sich auf einen Körperteil beziehen, der bei der gelehrten Gedankenarbeit so wacker Mithilfe leistet!“

„Meine volle Anerkennung, Herr Ritter vom Geist! Ihr wißt bei dem betreffenden Körperteil bestens Bescheid!“ gab Iselin schlagfertig zurück. „Doch nun lieber zu etwas anderem! Welch neuen Ansturm auf die Zitadelle des gesunden Menschenverstandes bereitet der Herr Doktor grade vor?“

„Ich habe weder dem Menschenverstande, noch der Gesundheit je den Krieg erklärt“, wehrte Goethe ab. „Freilich glaube ich, daß es damit allein nicht getan sein kann! Es muß auch etwas Schöpferisches hinzukommen.“

„Ah, jetzt sind wir beim rechten Kapitel!“ nickte Iselin Beifall. „Wie ich schon sagte: Originalgenie! Das heißt: alles drunter und drüber schmeißen, was jemals feststand. Wenn nur alles munter ins Wackeln und ins Rutschen kommt! Daß aber die erlesensten Menschengehirne Jahrhunderte gebraucht haben, derlei aufzubauen, das geniert die großen Geister von heutzutage nicht! Respekt ist eine Tugend, die außer Kurs gesetzt ist. Wozu auch? Das Genie, die Inspiration machen alles! Die bezieht man frischweg von der Natur! Das ist ja die große Heilige, an die man heute glaubt — und die alles Lernen, alles mühsame Sicherarbeiten überflüssig macht! Immer nur schlankweg aus dem Handgelenk heraus! Und alles ungeschont herausspeien, was einem grade in die Gurgel steigt! So hat's der große Lehrmeister und Prophet Rousseau gelehrt, der mit seinen „Konfessionen“ jedem fröhlichen Dreck und jeder wuchernden Mistgeburt Tür und Tor aufgemacht hat!“

Goethe lachte dem erzürnten Iselin unbefangen ins Gesicht.

„Warum ereifern Sie sich so, verehrtester Herr Ratschreiber?“ versetzte er munter. „Muß denn immer wieder der arme Rousseau für die Sünden von uns deutschen Schwarmgeistern büßen? Mag sein, er hat uns das Signal gegeben! Aber frechgeworden sind wir ganz auf eigene Faust! Und wenn wir von manchem künstlich aufgebauten Kartenhaus heute nichts mehr wissen wollen, so geschieht's einzig und allein darum, weil es uns just den Weg versperrt! Wir wollen und müssen an Gottes freie Luft hinaus. Und wollen den Erddampf riechen, der aus den Äckern steigt. Wenn der anderen Nasen als Mistgeruch erscheint, schade um sie! Uns jedenfalls erscheint er als der Duft des ewigen und segensreichen Wachstums der Natur!“

„Da haben wir's!“ seufzte Iselin. „Natur und immer wieder Natur! Was heißt das anderes als sich Kopfüber ins Chaos stürzen? Zucht der Gedanken, darauf kommt es an! Und die Natur, die Ihr anbetet, ist eben das, was unterworfen, was erzogen, was gemäßregelt werden muß. Natur, läßt man sie gehen, schießt allenthalben gleich ins Unkraut. Nur mit dem Geist kommt man vorwärts, der die ungebärdige Naturkraft in Röhren ableitet und in Becken faßt. Statt auf den Wirrkopf Rousseau zu hören, solltet Ihr lieber fleißig im Diderot lesen, oder auch im Lametrie! Und selbst eine tüchtige Portion vom Potsdamer Stockmeister Nicolai könnte Euch wahrlich nicht schaden — ganz gewiß nicht schaden! Aber da lauft Ihr ja gleich davon, wenn man Euch bloß den Namen dieses Wackeren nennt!“

„Ganz recht, den Nicolai wollen wir am Ofen stehen und stinken lassen', wie Freund Shakespeare sagen würde“, bestätigte Goethe. „Solch nüchternen Kopf und armen-seliger Tropf, — der gleich in Ohnmacht fällt, wenn un-versehens ein Hauch von Rauchtluft oder gar Poesie ihn streift! Als sei das etwa ein Giftthauch! Was soll Der uns zu sagen haben? Nicht das allermindeste! — Was verlangen wir denn Großes? Doch nur, daß man uns unsere eigne Lebensluft gönnt! Und darauf haben wir doch schließlich Anspruch! Unser ganzes Verbrechen, das sehe ich immer mehr ein, ist unsere Jugend. Die wollen wir freilich uns nicht nehmen lassen — am wenigsten von solchen, die . . . niemals jung gewesen sind!“

„Also daher pfeift der Wind! Wir sind rostiges altes Eisen! Sind es immer gewesen!“ Magister Fselin schlug die Augen anklägerisch gen Himmel, als handle es sich um ein Sakrilegium. „Ja, freilich, wir haben unsere jungen Jahre weder nutzlos verändelt, noch freventlich durchrast. Wir haben, Gott sei's geklagt, redlich gearbeitet. Und sind bescheiden gewesen gegenüber Leuten von höherem Wissen und tiefgründigerer Erfahrung. Wir haben uns nicht eingebildet, daß mit uns die Welt erst beginne, sondern begierig und dankbar aus dem Brunnen getrunken, den eine fürsorgliche Vorzeit uns konserviert und übergeben hat. Darüber ist man heute längst hinaus, wo mit jedem Kraft- und Originalgenie alle Weisheit der Welt aufs neue erst geboren wird. Jeder aus dem Nest gefallene Spatz pfeift heute sein eigenes Lied. Und sagt, das komme aus der ‚Intuition' — die bekanntlich vom heiligen Geist stammt, direkt vom heiligen Geist.“

So ging die Unterhaltung über eine Stunde lang fort. Beide Geisteskämpen standen blank und blizend einander gegenüber und hatten ihre Freude daran, dem Gegner tüchtig eins auf die Plempen zu geben. Das Schönste aber war, daß sie darum einander keineswegs grollten, sondern fast eher einander liebgewannen. Für Goethe jedenfalls war es ein Labfal, einen offenen Widersacher sich gegenüber zu sehen, der zwar auch manchmal von der Seite stach, aber doch nicht mit falscher Freundlichkeit sich umgürtete. Und der auch von ihm selber Hiebe entgegennahm, ohne sich allsogleich auf den Beleidigten hinauszuspielen. Darin lag das Auerkenntnis ehrlicher Gegnerschaft und geistiger Gleichberechtigung. Er selbst fühlte für Iselin, so sehr er seine Betrachtungsweise ablehnte, einen gewissen Respekt. Außerdem machte es ihm Spaß, ihn zu studieren. Er reizte diesen Widersacher mitunter sogar absichtlich, um ihn desto mehr aus seinem Dachsbaue hervorzulocken. Dann freute sich der Psychologe in Goethe und fühlte sich durch ein originelles Exemplar der Gattung „Mensch“ innerlich bereichert.

Darum ward der junge Besucher, je länger die Unterhaltung dauerte, desto zuvorkommender und lebenswürdiger im äußeren Gebahren. Und so erreichte er, daß der gefürchtete Basler Gelehrte, als sie auseinandergingen, nicht nur äußerlich versöhnt mit ihm war, sondern von Goethes menschlichem Wesen sich gradezu eingenommen zeigte.

„Junger Freund, junger Freund“, sagte er zum Abschied, „ich sehe schon, Sie werden Ihren Weg gehen. Die Bahn liegt vor Ihnen offen. Man wird nun in deutschen Landen längere Zeit sich darin gefallen, Taten-

durst zu spiegeln, Stärke zu zeigen. Und Sie, Verehrtester, werden darin den anderen gewiß noch voranschreiten. Wir aber“, — ein zweideutiges Lächeln erschien auf den dünnen Lippen — „denen Gott weniger Kräfte verliehen hat, wollen indes weiter ruhig unsere Bahn schreiten, die, wie ich denke, gleichfalls zum Guten führt. Das müssen Sie uns schon gestatten, dieses von uns zu glauben. Und nun mit Gott, junger Freund! Treiben Sie's nicht zu arg!“

Goethe bligte ihm hell in die beiden, von Runzeln umfranzelten Augen und begrub abermals das molluskenhafte Gelehrtenhändchen in seiner kräftigen Faust.

Dann schritt er aufrecht von dannen.

Tage des Schwärmens

Alles trieb Goethe jetzt weiter heimwärts.

Er fühlte ein Kraft- und Sehnsuchtsgefühl in sich, das ihn wie mit zauberhafter Helligkeit durchdrang — und das er vor allem ungestört sich wollte auswirken lassen. Deshalb ging er auch nicht wieder nach Emmendingen, wiewohl es auf seinem Wege lag. Zu heftig hatte die Schwester in seinen Busen gegriffen, mit der heiligen Leidenschaft ihrer Liebessorge — aber in seiner jetzigen Stimmung würde sie ihn damit mehr verwirren als erlösen können. So strebte er geradenwegs wieder nach Straßburg hin, wo er in dem gefühlvollen und schmiegsamen Lenz just das Echo finden würde, dessen er bedurfte.

Der Freund empfing ihn mit loderndem Enthusiasmus, fast bis zu Tränen gerührt vor Freude, daß Goethe diesmal bei ihm abstieg. Er bemühte sich um ihn schier wie eine Geliebte. Aberließ ihm sein Lager, putzte seine Schuhe und bürstete seine Kleider, bereitete ihm das Morgenfrühstück und schien selbst die Sonne eigens zu bitten, daß sie ins Zimmer scheinen möchte, um dem Besucher wohlzutun. Goethe ließ es sich gefallen, schon weil er dem Guten die Freude nicht verderben wollte. Um so mehr genoß er ihre gemeinsamen Gespräche. Diese waren von seltenster Harmonie erfüllt. Lenzens eigentümliche Gabe einer fast frauenhaften Einfühlungskraft, die zugleich belebt und geabelt wurde durch die Fülle feinsten Einfälle und Gedanken, zeigte sich in hellerem Lichte denn je. Er wuchs förmlich über sich selbst hinaus, nicht bloß an Wärme der Liebenswürdigkeit, auch an sprudelndem Reichthum phantasiervoller Sprache und dichterischer Tiefblicke. Es war, als habe Goethes Gegenwart das Letzte in ihm befreit, alle Bande des Herzens sowohl als der Zunge gelöst und damit zugleich ein Glücksgefühl in ihm erweckt, das ihm wie Strahlenglanz von der Stirn leuchtete.

Gleich am ersten freien Vormittag verabredeten die Freunde, gemeinsam den Münsterturm zu besteigen. Sie nannten das ihre Wallfahrt zu Meister Erwins, des Dombaumeisters, Grabe.

Lenz hatte, wie gewöhnlich, in der Stadt noch einige Besorgungen zu machen. So stieg Goethe zunächst allein die Stufen des ehrwürdigen gotischen Turmes empor.

Ganz langsam, von Absatz zu Absatz immer zwischen dem kunstvollen Maßwerk der hochgezogenen

Fenster von Blicken festgehalten, die mehr und mehr über die Dächer der unter ihm versinkenden Stadt in das umgebende Land hinausschwefen. Es wurde für ihn eine Stunde der hellsten Erleuchtung.

Ihm war, als müsse er sich Rechenschaft ablegen über das, was er war, was er bisher erreicht hatte, und was er auf seinem weiteren Geistesgang sich als Ziel zu setzen habe. Je höher er stieg, desto mehr sanken die Beklemmungen des Alltags wie Nebelschwaden von ihm ab und sein Blick wurde größer, freier und sieghafter.

Klar wollte er sehen, von den ärmlichen Flausenmachereien kleiner Seelen und mittelmäßiger Gehirne in keiner Weise sich das Auge trüben lassen. Mehr denn je wollte er dem Wahren dienen und in voller Aufrichtigkeit sein Weltbild bauen. Doch nicht als ängstlicher Lüsteler und Steinchenseher, sondern bewegt von dem allgewaltigen Hauch belebender Liebe. Daß diese Liebeskraft in seinem Herzen glühte, betrachtete er als sein höchstes Glück. Sie vor allem dünkte ihm das wahrhaft Schöpferische seiner Natur, und mit scheuer Ehrfurcht dankte er sehnsüchtig der fernen Geliebten, die durch ihr bloßes Dasein diese Flamme in ihm wach hielt.

Mit solcher Übermacht stürmten die Gedanken auf ihn ein, daß er sich genötigt sah, sie schriftlich festzuhalten. Seite für Seite füllten sich die Blätter seines Taschenbuches, wie in seligem Saumel flogen die Buchstaben auf das Papier.

Es rang sich in ihm los wie ein Gebet. Aller großen „Gedanken der Schöpfung“ ward er nochmals inne, die er in den letzten Wochen hatte in sich aufnehmen können: des Rheinfalls bei Schaffhausen; der glitzernden Spiegel-

fläche des Züricher Sees; der gewaltigen Schneefelder und Wolfenfelsen des Sankt Gotthard. Und er betete, daß der schaffende Geist, der in diesen Naturgestaltungen sich offenbarte, auch in ihm fürder rege sein möge, als vorwärts treibende Schöpferkraft.

Die Heiligkeit des Ortes, an dem er sich befand, spiegelte sich in seinem Geist mit erhebenden Vorstellungen religiöser Erbauung wider. Wie von Station zu Station wählte er emporzusteigen, doch nicht einen Weg der Passion, sondern der inneren Befreiung. Von dem Troß hämischer Neider und mißverstehender Stümper wollte er sich immer bewußter freimachen und mit verstehenden und gleichstrebenden Freunden jenem Bereiche „schöpfungsvoller Künstler“ sich nahen, das ihm als erstrebenswertes Paradies erschien, in dem allein er sich wohlzufühlen vermochte. Nicht bloß wie die Gaukelbilder eines Karitätenfastens sollte die Welt vor ihm erscheinen, in verschwimmenden und schwankenden Eindrücken, sondern — — —

Da unterbrach Lenzens Ankunft den eifrigen Schreiber. Doch sofort nahm er seine Gedankengänge wieder auf und fand in der empfänglichen Seele seines Freundes das goldene Gefäß, in das er alles hineinschütten durfte, was ihn bewegte. Mit jener unbegrenzten Hingabefähigkeit, die ihn auszeichnete, ließ Lenz Goethes lebendige Gedankenflut in sich einströmen und wies ihr mit dem Freunde zusammen das Bett, in dem sie dahinfließen konnte. Die Umgebung der banlichen Kunstschöpfung, in der sie sich befanden, wirkte für sie wegweisend. Und unter der Betrachtung der harmonievollen Strenge in allen architektonischen Abwägungen kamen sie überein, daß das „aufschwellende Gefühl der Verhält-

nisse, Maße und des Gehörigen“ es sei, das durch seinen Formzwang den dichterisch erregten Menschen erst zum „Künstler“ mache. Und daß nur in solcher Zucht der Selbsterziehung, mitten im Zustrom unermesslicher Eindrücke, ein „selbständig Werk“ entstehen könne, das „wie andere Geschöpfe“ durch individuelle Keimkraft hervorgetrieben werde.

Sie standen, freundschaftlich umschlungen, auf der obersten Plattform, als sie mit diesen Gedanken bei sich im reinen waren. In Goethe namentlich regte sich ein geradezu feierliches Gefühl innersten Erfülltheits. Ihm war, als werfe er eine Schau über ein geistiges Wachstum von Jahrzehnten, das sich vor ihm ausbreitete. Eine Strenge der künstlerischen Gesinnung, wie er sie in solcher Absolutheit als Festsetzung der Selbstzucht bisher nicht gekannt hatte, wuchs in ihm empor als wegweisende Macht. Doch eingehüllt in ein Medium warmer Empfindung, für die er nur das eine Wort „Liebe“ wußte! Er war so glücklich in diesem Gefühl, daß er den Freund mit Innigkeit an sich preßte und auf beide Wangen küßte. Was Lenz mit einer Art von heißer Verschämtheit, errötend, erwiderte.

Längere Zeit standen sie noch, beinahe verstummt, im Anblick der über das nahe Häusermeer zackig zueinander gedrängten Dächer sich dehrenden Landschaft. Gligerte da nicht im Dunst das Silberband des Rheinstromes? Und ganz in der Ferne, diese graublenken Bergketten, waren das nicht die Höhenzüge des Schwarzwaldes? Deutsches Land, so weit sie blicken konnten, von deutschen Menschen bewohnt und durch deutsche Dichter und Kunstmeister verherrlicht! Wie eine Lächerlichkeit, wie ein

Widersinn mutete es sie an, daß auf der Stelle, wo sie standen, ein fremder Volksstamm regierte; und daß ein fremdsprachiger Turmwart sie mürrisch aufforderte, nun endlich hinabzusteigen, weil die Mittagsstunde geschlagen habe.

Noch mehrere Tage blieb Goethe in Straßburg. So sehr es ihn im letzten Grunde seines Innern fortzutreiben suchte, so wenig vermochte er doch sich jählings loszureißen. Viele alte Erinnerungen stiegen in ihm auf, die fast bis zu Heimatgefühlen sich verdichteten. So manches alte Haus, so mancher stille Winkel, auch die wohlvertraute Weinstube, in der er mit dem alten Freunde Salzmann sich wieder einmal traf, und immer wieder das Münster, mit der kunstvoll herrlichen Steinrosette über den Portalen der Turmfront, sprachen zu ihm mit heimlich-ansheimelnder, leise-machtvoller Sprache. Dazu kam ein unerwarteter Besuch, der am dritten Tage seines Dortseins eintraf und ihn in eigentümlicher Weise fesselte. Es war dies ein seit langen Jahren in Hannover wohnender Schweizer, der Arzt und Popularphilosoph Johann Georg Zimmermann, der auf einer Besuchsreise in seine Heimat begriffen war. Goethe kannte ihn aus mancherlei Schriften, deren redlicher und klarer Sinn ihn sympathisch berührte, und hatte vor allem von ihrem gemeinsamen Freunde Merck viel Vorteilhaftes über ihn gehört. Er fand jetzt, daß Zimmermann im persönlichen Verkehr sehr gewinne, zumal er durch sein einfaches, verständiges und durchaus männliches Wesen gegen den auf die Dauer doch manchmal weichlich wirkenden Lenz vorteilhaft abstach. Von weltmännischem Auftreten und ange-

nehm vielseitiger Bildung, sprachgewandt und urteilsreif, gewann der etwa Fünfundvierzigjährige unwillkürlich einen Einfluß auf den aufhorchend ihn beobachtenden jungen Dichter.

Eine besonders enge Beziehung aber entstand dadurch, daß Zimmermann in den physiognomischen Zeitstudien bestens beschlagen und ein eifriger Silhouettenflesmler war. Als Goethe ihn einmal mit Lenz auf seinem Hotelzimmer besuchte, legte er ihnen eine reichhaltige Kollektion vorzüglicher Schattenrisse vor, die er aufs interessanteste zu erläutern wußte. Mit Vergnügen bemerkte er Goethes besonderes Interesse, hielt daraufhin mit seinen eigenen Beobachtungen und Kenntnissen höflich zurück und ermunterte desto mehr den jungen Dichter zu persönlichen Deutungen — deren Scharfsinn und Durchleuchtung den erfahrenen Seelenarzt oftmals in höchliches Erstaunen versetzten. Besonders eingehend besprachen beide die Silhouette einer ebenso zartfühlend als vornehm wirkenden Dame, etwa Anfang der Dreißig. Es war eine weimarische Hofdame und Gattin des dortigen Oberstallmeisters von Stein.

Goethe konnte sich von der Betrachtung dieser sensitiven Züge gar nicht losreißen. Er fing an, über das menschliche Wesen der hier Dargestellten in seiner lebhaften und bilderreichen Art sich phantasierend zu verbreiten. Und so forderte Zimmermann ihn auf, seine Eindrücke schriftlich unter den Schattenriß zu setzen.

Goethe besann sich nur kurz, dann schrieb er hin: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie

ist, und doch durch's Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeinere Eindruck."

Zimmermann las und war noch erstaunter denn je. „Niemals“, sagte er, „hat man über eine Silhouette mit mehr Genie geurteilt, niemals von einer lebenden Persönlichkeit mit mehr Wahrheit gesprochen.“

Goethe selbst aber war, kaum hatte er's geschrieben, in seltsamer Weise beklommen und betroffen. Was hatte er denn da über einen fremden Menschen für eine Charakteristik geäußert? Das klang ja fast wie ein Selbstbekenntnis! „Wahrheit, geschaut durch das Medium der Liebe.“ Das war doch der Inhalt all der Gedanken, die ihn in diesen Tagen so mächtig und anfeuernd bewegten. Ohne daß die beiden anderen sich seine Erregung zu deuten wußten, war er auf einmal purpurrot übers ganze Gesicht geworden und wandte sich in Verlegenheit ab.

Daß doch immer wieder diese Regung der Liebe jetzt mächtig über ihn wurde! War dies, weil Lili's Bild unaufhörlich in ihm schlummerte und um Erweckung flehte? Auf einmal sah er die Gestalt der Geliebten fast greifbar lebendig vor sich, mit all jenem zauberhaften Liebreiz, dem gegenüber er so ohnmächtig war. Wie seltsam, daß diese Frau von Stein, die er nicht kannte, solche Seelenbewegung in ihm beschwor! Es war ihm versprochen worden, sie kennenzulernen, wenn er einmal nach Weimar käme. Doch was kümmerte das ihn jetzt? Lili war's, die ihn rief — Lili, die Königin seines Herzens!

Und er beschloß, nun nicht länger mehr zu säumen und gleich den folgenden Tag sich ein Reitpferd zu verschaffen und so schnell wie möglich Frankfurt zuzustreben.

Von Lenz verabschiedete er sich ein wenig kühl. Er schalt sich deshalb, aber er vermochte nichts anderes über sich zu bringen. Dies ewige Gerede von ihrer gemeinsamen „Ehe“ war ihm zum Aberdruß geworden. Es war schon fast etwas Krankhaftes in dieser ununterbrochenen, zärtlich gehätschelten Uberschwenglichkeit. Gewiß, er liebte und ehrte Lenz, den Dichter und Freund. Aber manches an ihm konnte zum Aberdruß werden. Als Goethe ihm jetzt zum Abschied, schon vom Pferde herab, die Hand reichte und Lenz diese unter Tränen preßte und küßte, zog er sie fast unfreundlich zurück.

Er gab seinem Roß die Sporen, winkte noch einmal mit dem Rundhut seiner ihm auch bereits unliebsam gewordenen Werther-Montur und fühlte etwas wie ein Gefühl der Erleichterung, als die nächste Straßenecke ihn den Blicken und dem Gewinke seines Freundes entzog.

Heimwärts, Liebwärts!

Munter trabte Goethe auf seinem Kößlein in sengender Julihize über die alte Rheinstraße, die nach Speyer führte. Als er durch Drusenheim kam, führte der früher so oft von ihm benutzte Weg nach Gesenheim ab. Erinnerungen, Lockungen, Verführungen wollten auf ihn einstürmen. Doch er wehrte sie entschlossen von sich ab. Vielleicht später einmal, wenn sich all dieses noch tiefer gesetzt haben würde! Was ihn jetzt vorwärts trieb und innerlich beherrschte, war einzig Lili.

Wie es möglich war, daß er sich jemals von ihr hatte losreißen wollen, vermochte er kaum noch zu begreifen. Jetzt, nachdem er zehn Wochen in der Welt herumgefahren war, neue Stadt- und Natureindrücke empfangen, mit Hunderten von Menschen verschiedenster Art gesprochen, sein ganzes Innere gleichsam allseitig durchschüttelt und gelüftet hatte, freute er sich doppelt, daß das alte Gefühl seiner Liebe so unangetastet sich in ihm behauptet hatte, ja noch gewachsen und sieghafter geworden war. Mit völlig aufrechten Sinnen und Gedanken ritt er jetzt „heimatwärts, liebwärts“ — als an die Erdenstelle, wohin er gehörte, und an das Menschenherz, an dem er sich beseligen konnte. Keine Zweifel, keine Wirrsale wollte er mehr in sich dulden. Er wollte sich einfach und gerade zu seinem Glück bekennen.

Wenn er nur Flügel hätte, gleich hinüberzufliegen! Sein alter Wunsch wurde wieder in ihm mächtig, und neidvoll blickte er Schwärmen von Schwalben nach, die quer über die Straße und über die Felder dahinflatterten, um hinter dunkelnden Waldungen zu verschwinden. Wie lahm kam ihm sein wackeres Kößlein vor, auf dem er wie im Schneckengang über die unabsehbar sich hinziehende Landstraße dahinkroch. Er trieb es vom Trabe zum Galopp an. Doch bald merkte er am unregelmäßigen Schnaufen des Gauls, wie wenig diesem die Jagdtour behagte, und so ließ er ihn wieder in gemächlichere Gangart zurückverfallen.

In Speyer, dann in Heidelberg hatte er zu übernachten. Es ging ihm alles zu langsam, und ärgerlich ward er über jeden Menschen, der sich an ihn herandrängte und etwas von ihm haben wollte. „Sapienti sat“

schrieb er, mit unlustigem Humor, in ein Stammbuch, das ein Student der Rechte ihm vorlegte. Möchte der sich dabei denken, was er wollte!

Endlich wieder Darmstadt: diesmal letzte Station, wie im Mai damals die erste! Dort erwartete ihn eine Überraschung. Als er das Mercksche Haus betrat, fand er daselbst Herder nebst Gattin vor: seit mehr als zwei Jahren das erste Wiedersehen mit dem alten Freunde! Schade, daß er es in solch innerer Zerstreutheit hinzunehmen hatte!

Doch da half nichts, er mußte sich zusammenrappeln. Herder trat ihm mit Respekt und offener Freundlichkeit entgegen. Er war milder, ausgeglichener geworden. Die alte Bissigkeit hatte sich merkbar verzogen und meldete sich nur hie und da in spöttischen Bemerkungen wieder an. Er war gekommen, seine Frau abzuholen, die er ein Vierteljahr lang hatte entbehren müssen und deren Wiedersehen ihn erfrischt hatte. Außerdem hatte er einen heftigen Prinzen, seinen ehemaligen Zögling, der durchaus katholisch werden wollte, wieder „zur Reason bringen“ müssen, und das war ihm auch nach zweitägigem, erschöpfendem Debattieren gerade heute gelungen. Auch dies stimmte ihn heiter und friedvoll.

So war denn die Berührung mit Herder eine glückliche und harmonische. Im Verein mit den beiden Ehepaaren verlebte Goethe im Merckschen Hause einen äußerst angeregten Abend. Im Durchsprechen vieler literarisch-geistiger Tagesprobleme, sowie im Austausch von mancherlei Erinnerungen ging Goethe immer mehr aus sich heraus, und schließlich hing alles an seinen Lippen. Er entwarf die drolligsten und lebendigsten Schilderungen

von seiner Reise, des öfteren kreiste eine Lachrunde um den Tisch, auch wurde einer Pfirsichbowle wacker zugesprochen, und nicht zuletzt fühlten die beiden Damen sich durch die Gegenwart des gefeierten jungen Dichters, der zugleich ein so scharmanter Cavalier war, aufs höchste angeregt. Bis weit nach Mitternacht saß man beisammen, und in froher Laune wurde verabredet, daß man am morgigen Tage die Tour nach Frankfurt gemeinsam machen wollte. Herders wollten sowieso hin. Und Merck fand auch etwas, das er dort zu erlebigen hätte. Bloß seine Gattin würde, ihren Hausfrauenpflichten getreu, daheim bleiben.

Neben dem Wagen, in dem die dreie Platz genommen, als einzelner dahinreitend, fühlte Goethe so viel innere Freiheit, daß er von dem Gespräch, an dem er sich mit gewohnter Munterkeit beteiligte, sich nicht völlig beherrschen zu lassen brauchte. Seine Gedanken flogen voraus. Und sie jauchzten in ihm und freuten sich. Malten sich heitere Bilder aus und genossen im voraus die Glücksmomente des Wiedersehens.

Nach wenigen Stunden tauchten die Thürme von Frankfurt auf. Sie waren Goethe noch nie so schön und malerisch erschienen wie eben jetzt. Und er grüßte sie aus voller Heimathrust.

Drittes Buch

Lösungen

Der heimgekehrte Sohn

Kat Goethe und Frau Elisabeth saßen gerade beim Mittagmahl, stumm einander gegenüber, und löffelten in der Suppe — da ward plötzlich die Thür aufgerissen und wahrhaftig! ihr Wolfgang kam hereingestürmt und fiel beiden mit lauten Rufen um den Hals.

„Mutter! Vater! Da habt Ihr mich wieder!“

Wie braun er war! Wie seine Augen blitzten! Und der ganze Bursche so springlebendig. Heiß sprudelten ihm die Worte von den Lippen! Begrüßte alles in der Stube, jedes Ding, jedes Bild, wie gute alte Freunde! Und machte sich mit einem wahren Bärenappetit über die aufgetragenen Speisen her! Nur der Anzug, freilich, der sah nicht mehr zum besten aus und war an manchen Stellen abgeschabt.

Das Mutterauge sah alles und schwamm doch in eitel Entzücken.

Der Vater war gehaltener. Und fast ein wenig kritisch. So früh hatte er den Herrn Sohn ja nicht zurückerwartet. Wo blieb die schöne Bildungsreise nach Italien, die er, der Vater, mit soviel Sorgfalt Punkt für Punkt aufgesetzt hatte — und die nun einfach ins Wasser gefallen war!? Einem plötzlichen Stimmungsumschlag geopfert! Neumodische Manieren!

„Nicht böse sein, lieber Vater! Ich bin ja so froh, daß ich wieder da bin!“

Da schmunzelte der Herr Rat. Wenn Wolfgang in der Tonart mit ihm sprach, fühlte er sich machtlos. Was steckte nur in dem Burschen, daß niemand ihm widerstehen konnte?!

Als der Vater sich bald darauf zurückgezogen hatte, um in seinem Zimmer ein Schläflein zu tun, zog der Sohn die Mutter liebevoll beiseite, setzte sich neben sie auf eine kleine Canseuse — und nun begann das Ausfragen.

Wissen mußte er doch endlich, was alles passiert war. Und vor allem: wie es mit Lili stand!

Ach, da war mancherlei zu berichten. Nicht immer Erfreuliches. Natürlich hatte des Bräutigams plötzliches und abschiedsloses Verschwinden die Herrschaften drüben mächtig verschnupft. Und ein Getratsch und ein Gekacker war losgegangen, daß es vom Kornmarkt fast bis zum Hirschgraben herüberhallte. Die ganze werthe Familie war in Aufruhr. Die Bernard, die Gontard, die d'Drville, die Wegelin, die Bethmann und gar die Manskopf, alle hatten etwas zu sagen — und die gute Frau Schönemann wußte kaum, wie sie dem Ansturm standhalten sollte. Aber sie wollte auch gar nicht, sie war mit empört. O, diese Standpauken, die sie ihrem bedauernswerten Töchterchen hielt! Dieses aber schwieg. Wahrhaftig, Lili hatte in das ganze Gezeter nicht mit eingestimmt! Frau Rat war auf das genaueste darüber unterrichtet. Sie wußte es von Johanna Fahlmer, der das Mädel sich anvertraut hatte.

„Wirklich? Lili hielt sich tapfer? O liebes, trenes Mäddchen!“

„Nur nicht gleich so siegestrunken! Lili hat wahrlich genug innerlich ausgestanden! Sie hat sich bei der

Fahlmer stundenlang ausgeweint! Weißt Du, ich kann das verstehen. Eine liebende Braut! Und so jählings im Strich gelassen! Und nicht mal eine Nachricht — nicht das kleinste Wörtchen! Schön war das gerade nicht, mein Sohn!“

„Mutter, ich konnte ihr nicht schreiben! Ich durfte es auch nicht! Der ganze Sinn und Zweck meiner Reise wäre zum Teufel gegangen!“

„Na, die Fahlmer hat ihr inzwischen vernünftig zuge-redet. Hat ihr klar gemacht, was Du für ein Mensch wärest! Die Unberechenbarkeit selber! Und hättest schon öfters solche Streiche gemacht. Und würdest immer wieder aufs neue welche machen. Ja, die gute ‚Tante‘ kennt Dich. Sie hat auch gesagt, daß Du wieder zurückkehren würdest. Fast bis auf den Tag genau hat sie’s voraus-gesagt. Die kennt Dich.“

Goethe lachte. „Ach, sie soll mal nicht so ferngewiß tun, die gute ‚Tante‘! Gar so leicht und vollständig, wie sie sich das denkt, ist der Wolfgang Goethe doch nicht zu durchschauen!“

„Du kannst ihr dankbar sein, der Fahlmer. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn sie Lili nicht beruhigt hätte! Aber gewiß, auch das Mädchen verdient sein volles Lob. Es will schon was heißen, von solch einem Familien-sturm sich nicht unterkriegen zu lassen. Als man ihr zu-mutete, die Verlobung für aufgelöst zu erklären, hat sie sich aufs bestimmteste zur Wehr gesetzt. Zumindest, meinte sie, wolle sie warten, bis Du heimgekehrt wärest. Dann würde sich alles finden. Soviel Vertrauen setzt sie immer noch in Dich.“

Goethe biß sich auf die Lippen. „Das gute, arme Geschöpf! Wo ist sie jetzt? Wohl wieder in Offenbach?“

„Freilich, bei ihrer Cousine d’Droville!“

„Ich muß sehen, daß ich bald zu ihr hinkomme. Ich kann Lili nicht entbehren. Das weiß ich jetzt ganz genau. Hab’ versucht, sie mir aus dem Herzen zu reißen. Es ist mir nicht gelungen. Und jetzt wohnt sie tiefer darin denn je. Mit allen Fasern hat sie sich festgeklammert.“

„Wolfgang, Wolfgang, bedenke, was Du vorhast!“

„Mutter, das mußt Du mir schon getrost überlassen! — Ich lebe, wie ich leben muß. Bin nur gehorsam einer Macht, deren Stimme ich in mir fühle. Ich selbst tue dazu gar nichts. Das liebe Ding da oben, das Du Gott nennst, und dem auch ich vertraue, hat mein Schicksal fest in seine Hand genommen. Ohne seinen Willen geschieht nichts. Weiß, daß ich darauf bauen kann. So wunderliche Wege es mich manchmal führen mag.“

Er küßte die Mutter auf die Stirn und sie streichelte ihm das Haupthaar.

U n g e w i ß h e i t

Ach ja, Lili wiedersehen!

So heiß es ihn hintrieb, so lähmend waren die Bedenken, die ihn zurückhielten.

Durfte er so ohne weiteres — nach dem, was zwischen ihnen lag — in Offenbach im Hause ihrer Verwandten sie überfallen? Die Verstimmungen waren ja weit stärker

noch, als die gute Mutter in ihrer Milde ihm anzudeuten gewagt hatte. Um so mehr hatte die „Tante“ ihm klaren Wein eingeschenkt und ihn nicht wenig wegen seines ungehobelten Davonlaufens und kränkenden Schweigens heruntergepußt.

Er hatte es der Böswilligkeit seiner zahlreichen Widersacher doch gar zu leicht gemacht, gefährliche Entfremdungen zwischen ihm und Lili zu stiften. Besonders Herr Jaques Manskopf hatte sich mal wieder seltsam ausgezeichnet, indem er verruchtesten Klatsch, mit der Miene des besorgten Verwandten, dem Cousinchen überbrachte. Er und kein anderer war es gewesen, der durch Ausmalung der gräßlichen Gerüchte über das „Liebesabenteuer mit der Gesenheimer Pfarrerstochter“ dem bestürzten armen Mädchel den „Gnadenstoß“ zu geben versucht hatte. „Wie ein schäbiger Hund“ sollte sich Goethe seiner ehemaligen Geliebten gegenüber benommen haben, indem er, nachdem er ihr ein Kind gemacht habe, sie schmähsch habe sitzenlassen, ein feiger und egoistischer Drückeberger. Zwar hatte Lili den „treuherzigen Cousin“ gebühlich abfahren lassen und alles für gemeine Verleumdung erklärt; aber ein Stachel der Ungewißheit war doch zurückgeblieben. Und an Johanna Fahlmers mütterlich-fühlendem Herzen hatte sie sich heiß und hilflos ausgeweint.

Goethe knirschte vor Zorn in sich hinein. Mit was für niedrigen Greuelmärchen hatte man das liebe, arme Kind zu beunruhigen gewußt, bloß um sie von ihm abzusprenge! Gewiß, er war kein Heiliger! Sich selbst hatte er mit heftigen Vorwürfen nicht verschont und mehr unter seinem entnervenden Schwanzzustand gelitten, als er fremden Menschen klarmachen konnte. Seine ganze

Dichtung war streckenweise davon durchtränkt. Aber die plumphen Entstellungen, die scheinheilige Bananen auf ihn abladen, brauchte er nicht auf sich sitzenzulassen.

Also einen „Gnadenstoß“ hatte man dem liebenden und gläubigen Herzen, das so arglos und unschuldsvoll an ihm hing, mit wohlberechneter Lücke hinterrücks versetzen wollen! Ihn ekelte geradezu, in solchen Abgrund elender menschlicher Verworfenheit blicken zu müssen. Und er bewunderte und liebte Lili desto mehr, weil sie all diesen Anschlägen tapfer standgehalten und, jedenfalls nach außen, den geliebten Mann nicht preisgegeben hatte. Was sie in ihrem Innern gelitten haben mochte, das konnte freilich nur Gott wissen.

Empfindungen dieser Art in sich herumwälzend, vermochte Goethe zunächst nicht ein Herz sich zu fassen, um unangemeldet vor Lili hinzutreten. Zum Glück traf er gleich am ersten Tage seinen Freund, den Offenbacher Pfarrer Dr. Erwald, und trug diesem auf, im d’Droville’schen Hause seine Heimkehr zu vermelden, in der Erwartung, von dort umgehend eine Einladung zu erhalten. Fast täglich kam ja der alte Diener Friedrich nach Frankfurt hinein, um Besorgungen zu machen — und wie oft schon hatte er durch diesen ehemals Botschaft erhalten! So lauerte er auch jetzt und verzehrte sich in Ungeduld, als sie nicht gleich kam.

Die Stadt Frankfurt war ihm schon in ganz wenigen Tagen völlig zuwider geworden. Eine bleierne Nüchternheit und Frostigkeit wehte ihm entgegen. Mit heuchlerischer Miene begrüßten ihn Bekannte und Freunde, erkundigten sich nach seinen „gewiß sehr großartigen“ Erlebnissen und machten versteckte schadenfrohe Anspielungen.

Die geschäftlichen Dinge vollends, die sich in unliebsamer Weise angehäuft hatten, ärgerten ihn durch Leerheit und aufgeblasene Wichtigtnerei. Was hatten alle diese Dinge und Verwickeltheiten mit seinen eigenen inneren Angelegenheiten und schöpferischen Verpflichtungen zu schaffen? Er kannte nur einen Wunsch: sie möglichst weit von sich abzutun!

Nun war schon der Sonntag da, und als helltönendes Glockengebimmel ihn weckte, schwoll in ihm die Sehnsucht so stark, daß er am liebsten gleich aufgesprungen und spornstreichs nach Offenbach hinübergerannt wäre. Alles stand ihm in so lebhaften Farben vor der Seele, die dortigen Menschen erschienen ihm sämtlich so gut und liebenswert, daß er sich förmlich in ihren Kreis versetzt fühlte und jeden einzelnen herzlich zu begrüßen wähnte.

Ungefäumt setzte er sich hin und verfaßte ein Vers epistel — nein, nicht an Lili selbst — sondern mit liebenswürdiger Diplomatie an Herrn und Frau d’Droville. Sie kannten doch nun einmal „den Affen“, der — „was kann wohl Tolleres sein?“ — so, mir nichts dir nichts, in die Welt hineingelaufen war. Dafür saß er dann freilich jetzt „auf dem Sand“, und es war ihm „so weh“, die lieben Angesichter seiner guten Offenbacher Freunde wiederzusehen! Er zählte sie alle auf und machte seine spaßhaften Bemerkungen dazu. Und zuletzt kam dann natürlich auch Lili an die Reihe. Da wurde er denn gleich warm und zärtlich, er mochte wollen oder nicht. Wie rührte ihn das wunderfame Himmelsblau,

„Das aus den süßen Augen winkt,
drinn’ Lieb und Treu wie Sternlein blinkt.“

Ach, und lacht jetzt nicht mitten in seine Schreiberei hinein die liebe Sonne drüben ihren Fensterladen an und sucht nach dem „Engel“, der dahinter versteckt sein sollte? Doch der ist heute leider nicht zu finden! Der ist hinaus aufs Land entflohen!

Doch vorsichtig! Nicht zuviel hiervon! Die anderen sind auch noch da, er muß ihnen ein paar gute Worte schenken. Und vor allem auch die Kinder nicht vergessen, seine innigsten Fürbitter, denen er lauter drollige türkische Namen gegeben hat, wie Musti, und Scheich Daher, Ali Bey und Abu Dahab! Die sollen jetzt dem süßen jungen Lantchen auf den Schoß klettern, sich an ihr Knie schmiegen und sich herzlich von ihr auf den Arm nehmen und abschmazen lassen — wenn sie zutraulich flüstern, daß der Dunkel Wolfgang wieder zurückkommen soll

Wird also der alte Diener Friedrich jetzt seinen Auftrag erhalten? Und ob wohl Pfarrer Ewald und Musikus André nicht gleichfalls ein Verlangen nach Wiedersehen kriegen und mit dem solange Ferngebliebenen mal wieder eine Fechtertour machen und die Klingen kreuzen wollen? Der kann's sowieso in seiner Höhle — oder gar Hölle! — schon nicht mehr aushalten. Der Unmut jagt ihn raus und, ehe man sich's versteht,

„Pliz! Plaz! So bin ich wieder da!“

Recht genug war diese Epistula abgefaßt! Aber schließlich, Wolfgang Goethe ist kein Kopfhänger! Er weiß, daß er, trotz allem, wieder gern gesehen sein wird. Darum will er, nachdem dieses Brieflein ihn angekündigt hat, sich gleich morgen auf die Socken machen und sein übervolles Herz, wie's auch kommen mag, entladen!

Da stand er nun Lili wieder gegenüber!

Blaß, reglos, die Augenlider gesenkt, die Lippen verschlossen, hatte sie ihn im Gartenlusthaus erwartet. Unwillkürlich beugte er sein Knie, ergriff ihre Hand und hauchte schweigend einen Kuß darauf.

Da zog sie die Hand zurück und blickte ihn an. Das klare Blau ihrer Augen hatte stählernen Glanz.

Goethe erhob sich.

Sie müsse ihn verstehen, brach es sprudelnd aus ihm hervor. Er habe gar nicht anders handeln können. Für ihn selbst sei es die schwerste Prüfungszeit gewesen. Nun habe er sie überstanden und mehr als je sei er seiner unlöslichen Liebe gewiß. Er danke ihr aus Tiefstem für die Treue, mit der sie an ihm festgehalten habe. Die Größe und Lauterkeit ihres Wesens — woran er nie habe zweifeln können — habe sich ihm nun doppelt mächtig eingeprägt. Er fühle sich ganz und gar an sie gebunden.

Um Lilis Mundwinkel und Nasenflügel zuckte es, fast schmerzlich. Sie senkte abermals die Lider und leise, stoßend kam es von ihren Lippen:

„Was ich tat, war selbstverständlich . . . Sprechen wir nicht weiter davon! Komm, folge mir ins Haus, zu den Verwandten!“

Ohne ihm die Hand zu reichen, schritt sie davon. Er schweigend und herzklopfend, doch in aufrechter Haltung, hinter ihr her. Er war fest entschlossen, sie nimmermehr fahren zu lassen. Möchte auch noch soviel neu überbrückt werden müssen.

Die d'Oroilleschen Eheleute bewahrten gute Haltung, mit kaum spürbarer Reserve. Josial traten sie Goethe gegenüber und bewillkommneten ihn, als von der Reise

zurückgekehrten Freund, weltmännisch-unbefangen. Als dann erst die Kinder hereingesprungen kamen und mit stürmischer Freude den geliebten Dufel umjubelten — der natürlich für jedes einzelne etwas aus den Taschen zu ziehen hatte — war äußerlich das Eis gebrochen und alles schien wieder wie ehemals.

Man setzte sich vergnüglich zur Frühstückstafel. Kaltes Geflügel wurde aufgetragen, mit köstlich zubereiteten Salaten, und ein kräftig-süßer Malagawein, dem Goethe wacker zusprach, ließ die Gesichter sanft erglühen. Man sprach von städtischen und familiären Dingen, Goethe mußte erzählen und fand dankbare Zuhörer. Alle bestürmten ihn mit Fragen.

Bloß Lili saß schweigend, die Augen starr auf die Tafel geheftet. Vergeblich suchte Goethe einen Blick von ihr zu erhaschen. War doch sie es vor allem, für die er sprach. Schon drohte ihre Teilnahmlosigkeit ihn zu verwirren — da traten gegen Ende der Mahlzeit das Androsche Ehepaar und Pfarrer Ewald ins Zimmer und brachten frisches Leben mit sich. Neues Gefrage ging los und mit dem lauter werdenden Stimmengewirr verlor sich die Befangenheit.

Schließlich erhob man sich und ging unter anregendem Geplauder hinaus auf die Gartenterrasse. Frische Bewegung wollte man sich schaffen. Darum wurden Rapiere herbeigeschafft und Goethe machte mit seinem „Fechterbruder“ Ewald verschiedene Gänge. Er hielt sich vorzüglich, durch Lilis Anwesenheit befeuert. Doch als er sie verstoßen ins Haus entschwinden sah, verlor er die Lust, focht „erbärmlich“ und legte alsbald das Rapier mißmutig hin.

Bekam er wieder seine Launen? Jedenfalls nahm er kurz darauf Abschied und wanderte, ohne Lili nochmals gesehen zu haben, eine Verabredung vorschügend, heimwärts. Gerade weil sein Herz jetzt so voll sehnenndem Verlangen war, vermochte er es nicht länger im Zaum zu halten, noch vor Freunden den Gleichgültigen zu spielen.

Mit sich allein mußte er sein! Sonst zersprang ihm die Brust!!

„Alles um Liebe!“

Zwei Tage später war er abermals in Offenbach.

Jegliches Dasein ohne Lili war ihm völlig als sinnlos erschienen. Tag und Nacht hatte er nur an sie gedacht. Hatte einzig in ihrer Atmosphäre wollüstig gewebt und gelebt. War allem übrigen in fast beleidigender Weise aus dem Wege gegangen.

Warum in aller Welt war er denn nach diesem Frankfurt überhaupt zurückgekehrt, wenn nicht rätselhaft angezogen vom Phantasiebild ihrer Huldgestalt, unwiderstehlich umstrickt von der Magie ihrer Lieblichkeit?!

Auch Lili mußte Ähnliches in diesen zwei Tagen durchlebt und durchlitten haben. Ihre Reserve war wie hingeschmolzen. An irgendwelche Auseinandersetzung dachte sie nicht. Kaum stand er vor ihr, da schluchzte sie wie Krampferlöst auf und sank, halbentseelt, ihm an die Brust. Und hemmungslos duldete sie, daß sie von seinen Armen umschlungen, auf Hals, Nacken, Wangen, Mund von seinen Küssen begierdevoll gesucht wurde.

War jemals Trennendes zwischen ihnen gewesen? Undenkbar, daß sie nicht ganz und für immer zusammengehören sollten!

Im Lusthaus des Gartens stand eine kleine Ruhebänk, so recht ein heimeliges Plätzchen für zwei. Darauf saßen sie, eng zueinander hingeschmiegt, in seliger Selbstvergessenheit. Die von Blumenduft durchschwängerte Enge des Raumes umschloß sie wie in Weltabgeschiedenheit. Traumumfängen fern von aller Menschheit. Was gab es denn noch auf der Welt — außer ihnen beiden — außer ihrem Glück?

Still vor sich hinschwärmend, malten sie sich eine Zukunftseligkeit aus, so vollkommen, so ungetrübt, daß nur ein Paradieseiland sie umschließen konnte.

Ja, so sollte es einmal sein: eine „selige Insel“ sollte sie aufnehmen, und dort wollten sie ein Robinson-Dasein führen, umspült vom Ozean, überrauscht von Palmen und umflattert von der Pracht farbenbunter Paradiesvögel.

Vor allem Lilis von Märchenbüchern noch erhitze Phantasie überließ sich willig diesen Gaukeleien. Raum genug konnte sie sich darin tun, derlei exotische Idylle sich kindlich und sehnsüchtig auszumalen.

Und Goethe, der stolze, selbstbewußte Mann, lauschte diesem mädchenhaften Geplapper, gleich holden Versprechungen trunkener Weisheit.

Schließlich suchte er dennoch diese Zukunftspläne auf ein etwas realeres Gebiet überzuleiten und fragte, mit stoßender Stimme, bei Lili an: ob sie wohl ganz ehrlich und frei heraus bereit sein würde, ihr gegenwärtiges Dasein hinter sich zu werfen und ihm in die Welt hinaus

zu folgen? Etwa nach Amerika, wo tapfere junge Kolonisten, die sich von den Vorurteilen und Beengungen des alt gewordenen Europa frei gemacht hätten, ein von Grund auf neues Menschendasein ins Leben riefen.

Lili war begeistert. Ja, Amerika, das war seit langem schon das Land ihrer Sehnsucht!

„Kufe mich, wohin Du willst!“ brach es aus ihr hervor. „Überallhin werde ich Dir folgen! Ich sehne mich ja nach nichts anderem, als in ein makellofes menschliches Urdasein, wie unser herrlicher Meister Rousseau es uns angepriesen hat, unterzutauchen.“

Mit Entzücken blickte Goethe auf das heißglühende Antlitz der Geliebten.

War es nicht rührend, dieses Eingeständnis, mit dem sie sich, in kindlichem Eifer, in seine Arme gab und in seine Gefühlswelt einzuschmiegen trachtete? Welche Reinheit der Gemütsprache klang aus dieser rückhaltlosen Glaubensinbrunst! Und diesem Engelsgeschöpf hatte er entfliehen wollen? Da mußte er wohl ganz von allen guten Geistern verlassen gewesen sein!

„Wirklich?“ forschte er voll Innigkeit. „Du könntest Dich entschließen, allem Hold-Gewohnten zu entsagen? Familie, Verwandtschaft, Vaterland, ja Europa hinter Dich zu legen und mir in ein ganz neues Land zu folgen — mag es nun Amerika oder sonstwie heißen?“

„Warum denn nicht?“ erwiderte sie mit kindlichem Ernst. „Wenn wir hierdurch für unseren Liebesbund die volle Freiheit erlangen?“

„Ja, das allein ist die starke Liebe“, rief Goethe aus, „die jeglichen Opfers fähig ist. Alles um Liebe! das ist seit langem schon mein heiliger Wahlspruch. Ich habe

seine Kraft und Wahrheit nie so stark empfunden wie eben jetzt!"

"Ein herrlicher Wahlspruch! Der herrlichste von allen!"

"Fühle ganz seine Kraft und Bedeutung!" drang in sie der Dichter. "Existiert nicht der gesamte Kosmos einzig durch die Macht der Liebe? Die Liebe ist das schöpferische Element, das alles bewegt, alles jung macht, alles erneuert. Ohne Liebe existiert nicht Baum noch Strauch, stiege nicht die Lerche jubelnd zum Himmelsblau empor und wären wir Menschen in ewiger Barbarei und Stumpfheit befangen. Nur als Liebende können wir uns all der wundervollen Gottesgaben dieser Erde erfreuen, nur als Liebende die Erleuchtungen des Geistes empfangen und sie hinaustragen in die Welt, damit sie als fruchtbringende Saat die Herzen der Menschen beleben. Darum gehört all mein Sein und Wirken der Liebe an, zumal aber mein gesamtes dichterisches Schaffen, das allein von der Liebe Atem und Wärme empfängt."

"Doch ein ganz kleines Teilchen von dieser großen Liebe", versetzte Lili mit schelmisch-gespülter Eifersüchtelei, "wirklich nur ein ganz winzig-kleines Teilchen gehört doch wohl auch mir? Oder ist das etwa unbescheiden?"

Und bligte ihn an mit allerliebster Drollerie!

In stürmischer Verliebtheit zog Goethe sie an sich und bedeckte sie über und über mit Küssen.

"Alles!" rief er. "Alles gehört Dir! Wie könnte es anders sein? — Alles schwingt in uns, alles kreist in uns, beseligt-beseligend, wonne-erfüllt. Und wenn wir unser Alles dahingeben — verschwenderisch, wie wir sind —

so strömt auch alles wieder von neuem in uns zurück: weil Liebe niemals enden kann, ewig sich erneuert, das wahrste und einzigste Unterpfand der Unsterblichkeit!“

„Ich bin so froh“, hauchte Lili. „So innig-froh, daß ich Dich wiederhabe! — So habe ich mich also doch nicht in Dir getäuscht. Und alles Böse, das man Dir angehängt hat, ist zunichte geworden. — Nun will ich Dich auch ganz behalten. Was immer Du von mir verlangst, es sei Dir gewährt.“ Hingebend sank sie an ihn hin.

In Goethe schwoh es heiß und siedend auf. Wußte das süße junge Ding da, was sie ihm hiermit versprach? Die Versuchung war groß, sie stürmisch an sich zu reißen. Klopfte nicht Lilis Herz hörbar an seinem? Wenn er sie jetzt stärker an sich zog, wo gab's da noch Hemmungen? — Doch wenn er in ihre unschuldigen Blau-Augen blickte, die so vertrauensvoll zu ihm aufschauten, dann schämte er sich fast seiner aufsteigenden Begierde.

Ein Zittern überkam ihn. Schweißtropfen sickerten ihm in die Stirn. Und mit tastender Hand fuhr er über sein feuchtes Haar.

Lili blickte ihn verwundert an.

„Was ist Dir, Geliebter?“ fragte sie betroffen. „Du bist auf einmal so verändert! Dir ist doch nichts zugestoßen?“

„Laß, Kind!“ beschwichtigte Goethe. „Ein vorübergehendes Schwindelgefühl! Hat nichts zu bedeuten. — Sieh, mir wird schon wieder freier!“

Und er zwang sich, ihr mit ruhiger Klarheit in die Augen zu blicken.

Doch Lili war entzaubert. Leise erhob sie sich.

„Also über den Amerikaplan sprechen wir noch“, sagte sie gemessen. „Wenn daheim die Widerstände gar zu groß werden: als letzte Ausflucht bleibt er uns immer noch.“

Goethe macht eine Verbeugung zustimmender Ergebenheit.

Die Schlange im Grase

So war Lili denn zurückeroberet?

Weit eher hätte er sagen müssen, daß er selbst sich zurückgefunden habe. Lili hatte, während er in der Welt umherschweifte, fast über das Maß menschlicher Kraft hinaus an ihm festhalten. Nun freilich wollte sie dafür sehen, daß er treu und unbeirrbar zu ihr stand; daß er auch Opfer nicht scheute, um sie ganz und auf immer für sich zu gewinnen. Würde er standhalten können?

Täglich kam er jetzt mit Lili zusammen. Bei seinem Freunde André, gegenüber der d'Orvilleschen Villa, hatte er sich einquartiert. Sooft er nur konnte, huschte er hinüber. Überall suchte er Lili und war eifersüchtig auf jeden Blick, den ein anderer von ihr geschenkt bekam. Schier außer sich geriet er, wenn Verwandtschaft und Kavaliärbesuch eintraf; und wenn dann die Geliebte nicht umhin konnte, sich diesem zu widmen, schön mit den Leuten zu tun, zu lachen, zu scherzen, sich verehren zu lassen, dann konnte er bitter stumm und ungerecht werden. Und litt gleichzeitig darunter, daß er es ward!

Wenn es nur möglich wäre, Lili allein für sich zu gewinnen, um sie ganz nach seinen innersten Bedürfnissen zu formen! Also fliehen mit ihr? Nach Amerika? Das

war so eine Wallung bei ihm gewesen, an die er selbst nicht mehr glaubte, weil er ihre Unausführbarkeit klar durchschaute hatte. Um so hartnäckiger, seltsamerweise, hielt Lili daran fest. Mit kindischem Eifer und romanhaftem Phantasieaufwand vermochte sie, sobald der Anlaß dazu sich bot, die Herrlichkeiten einer Flucht und eines exotischen Abenteuerdaseins sich auszumalen.

Geradezu verstimmt aber wurde sie, wenn Goethe ihr hierin vorsichtig entgegentrat. Er suchte ihr vorzustellen, was sie alles aufgeben müsse, wenn sie ihrer Vaterstadt, ja Europa den Rücken kehre. Und wie in dem Amerika, von dem sie so schwärmte, noch ganz unsichere und primitive Verhältnisse herrschten. In diesem fernen Kolonienland, das zum großen Teil noch von rothhäutigen Wilden bewohnt war und wo die europäischen Ansiedler sich oft mit der Art einen Weg durch den dichten Urwald hauen mußten, um dann in einer aus selbstgefällten Stämmen errichteten Holzbaracke ein von allem Lebenskomfort entblößtes Dasein zu fristen. Oder wenn sie in einer der jungen Hafenstädte sich niederließen, dann saßen sie unter vielseitig hergelaufenem Gesindel, nicht selten ausgestoßnem Verbrechervolk, oder unter harten, raffgierigen Latfachenmenschen, die für zartere Empfindungen und gar künstlerische Verfeinerung keinerlei Sinn aufzubringen vermochten.

Und was sollte er dort? Er, der doch ein deutscher Dichter war und nur zu Leuten sprechen konnte, die ihm zu antworten vermochten?! Wurzelte er denn nicht mit seinem ganzen Wesen — mehr noch wie Lili in ihrer Familie — im deutschen Volkstum? Sprudelte nicht einzig dort der heilige und geheimnisvolle Quell, aus dem

er unablässig schöpfen mußte, um als dichtender Gestalter, als Diener und Vermehrer gottgeschenkten Sprachgutes seine Sendung zu erfüllen?

Wenn Goethe derart sich warmgeredet hatte und an das Geheimste und Tiefste, das ihn erfüllte, gerührt hatte, dann mußte es ihn aufs schmerzlichste bewegen, wenn Lili naserümpfend dasaß und dies alles nicht gelten lassen wollte. Sie hörte nur heraus, daß Goethe sie nicht tief genug liebe, um wirklich ernste und große Opfer zu bringen, während sie selbst sich bereit erklärt habe, ihre ganze Existenz daranzusetzen, um ihren Liebesbund zu ermöglichen. Ob dies sein „Alles um Liebe“ sei? fragte Lili spöttisch. Sie hege davon ganz andere Vorstellungen und kenne in solchen Dingen nur ein „Alles oder Nichts“. Ganz kühles Weltdämchen erhob sie sich.

O, was hätte er dafür geben mögen, wenn er sie jetzt hätte hassen können! Aber in all ihrer Geziertheit stand sie in so vollendeter Lieblichkeit, eine kindhafte Prinzessin, vor ihm da, daß er nur aufs neue — und je unglücklicher desto aufreizender — in sie verliebt war. Ob er wollte oder nicht, ja, ob er sich dawider bäumte, er fühlte von diesem blonden, süßen, törichten Geschöpf eine Macht auf sich überströmen, der er in blöder Seligkeit unterlag.

Ja, er ging so weit, allein sich selbst die Schuld beizumessen, wenn jetzt in ihre Liebesbeziehungen neue Gespanntheit sich einschlich. Vor seinem Gewissen klagte er sich an, daß er diesen Engel unglücklich mache: er, ja er! — indem er ihre heiteren Tage unnötig trübe. Und war er nicht ebenso unglücklich wie sie selber?

So war die Idylle, die er sich erträumt hatte, bereits wieder zerflossen . . . Lag da nicht, wie das Bibelwort

sagt, „eine Schlange im Grase“? Verborgen lag sie da und blinzelte zu ihm empor, ihn tückisch in die Ferse zu stechen!

Nur allzu rasch war der Offenbacher Aufenthalt ihm verleidet. So brach er ihn ab und entwich — selbstredend, ohne Abschied zu nehmen — nach Frankfurt.

Doch auch daheim ward es nicht besser mit ihm. Der Wurm saß in seinem Innern und ließ ihn nicht los. Ganz abscheulich dünkte ihn diese menschenleere, „wie mit Besen gefehrte“ Stadt, mit ihren verödeten, von der Hitze ausgetrockneten Gassen. Und die Menschen darin, die alle etwas von ihm haben wollten und ihn dabei unaufhörlich mißverstanden, wie widerwärtig dünkten sie ihn! Aber wer hätte ihm denn auch genügen sollen, wo er nur nach der einen sich sehnte, an die er nicht denken durfte, weil die bloße Vorstellung ihres engelhaften Reizes ihn verrückt zu machen drohte? Und gar erst die Geschäfte! Und der Vater, der sie zu erledigen drängte! Und die ganze Nüchternheit und Prosa des Alltags, die sich anspruchsvoll an ihn heranmachte! Voll derben Ingrimms schrieb er an Freund Merck: „Ich bin wieder scheißig gestrandet und möchte mir tausend Ohrfeigen geben, daß ich nicht zum Teufel ging, da ich flott war.“ Auch an Herder schrieb er in verwandter Tonart, immer im gleichen Sinne, daß daheim ihm der Boden unter den Füßen brenne und das er „wieder abdrücken“ möchte.

Doch wohin? Das war die große Frage und im Grund eine närrische Frage! Aber „Amerika“ lachte er nur noch. Also vielleicht nach Italien? Wo er soeben erst auf der Gotthardhöhe so glorreich fehrtgemacht hatte! Und wo

sein wackerer Herr Papa sich gewiß bedanken würde, dem eben erst Heimgekehrten zum zweiten Male für die gleiche Sache den Bentel zu spitzen! Eher ließe sich an Weimar denken. Der junge Herzog hatte ihn herzlich eingeladen. Aber der hatte jetzt wohl den Kopf viel zu sehr mit anderen Dingen voll, als daß er sich an dergleichen erinnern mochte. Jedoch, wie wäre es mit einer Sprigtour nach dem Norden — nach dem ihn ganz sagenhaft dünkenden Kopenhagen, wo die Geliebte seines Geistes, das wundersame Gustgen Strolberg, saß und Briefe der Sehnsucht zu ihm herüberflattern ließ!

O Gustgen, ja Gustgen, warum bist Du so fern? Wieviel Trost und Beruhigung könntest Du in die aufgewühlte Seele eines ewig Zwispältigen spenden, der sich in vielen einsamen Stunden nach Dir verzehrt, ohne Dich je gekannt, ohne Dich je erschaut zu haben! Zumal wenn das Dunkel sich herniedergesenkt hatte und er einsam zum funkelnden Nachthimmel emporstarrte, mußte er an Gustgen denken, und die Vorstellung gewann eine fast fieberhafte Macht über ihn, daß er bei jener fernen Seelenfreundin „Verständnis und Aufrichtung“ finden möchte. Konnte er ihr nicht alles beichten? Nicht die letzte Falte seines Herzens öffnen? Zu ihren Füßen hätte er liegen mögen, den Kopf in ihren Schoß vergraben, und wie ein Kind von Mutterhand sich sanft über Stirn und Haare streichen lassen mögen.

Tat er Lili unrecht damit, daß er mit solch liebender, ja lechzender Sehnsucht an Gustgen dachte? Er glaubte: doch gewiß nicht! Ließ nicht Lili eine wichtige Stelle in seinem Innern unausgefüllt, wo Gustgen gnadenreiche Spenderin war? Und war er nicht gerade dessen aufs

innigste bedürftig, was Gutsen, die nie Erschaute, ihm aus feinsten, fühlbarster Weibesseele heraus so reich zu gewähren wußte? War nicht trotzdem Lili immer wieder, selbst wachend, in seinen Träumen? Wie wahnwitzig das Verbot, an sie zu denken! Schon einmal hatte er es, in der Welt umherschließend, erfahren müssen, daß es nicht zu halten war! Auch jetzt spürte er, wie es, fast hörbar, vor ihm in Fesseln zerriß!

Was wollte er dawider machen? Er war nun einmal jetzt — er, der große Dichter Goethe! — ein Spielball seiner Empfindungen! Und wenn er sich entschließen wollte, ihrer Herr zu werden — mit der Zeit, versteht sich, mit der Zeit —, diesmal war es noch zu früh dafür! Eine tiefe Sehnsucht zog und sog an seinem Herzen und scheuchte ihn aus der ach, so liebeleeren Vaterstadt wieder von dannen.

Zu ihr hin — zu ihr!

„Die Frage her!“

So trieb es ihn also dennoch wie mit dämonischen Antrieben nach Offenbach zurück. Möchte er seiner „Schwäche“ sich schämen, sie war stärker als er und hielt ihn unterjocht.

Mit eiligem Schritt über Feld wandernd, überließ er sich willenlos solch zwitterhaften Gefühlen. Etwas schalt in ihm, ja drohte in ihm — und dennoch trieb es ihn vorwärts. Schon sah er Dächer und Türme von Offenbach fernher winken. Er hätte haltmachen mögen, zaudern, umkehren! Unmöglich! Wie mit einer Hezpeitsche

trieb es ihn weiter. Und schon tauchte der d'Orville'sche Garten vor ihm auf, er strich das Gitter entlang, hörte Stimmengeflatter — und bereits hatte er — während das Herz ihm bis zum Halse schlug — das Pförtchen aufgerissen und war eingetreten.

Er fand große Gesellschaft vor. Lili hielt im Garten Cour ab. Eine Schar von Verehrern kreiste und scherzengelte um sie herum. Sie selbst, im geblühten und behänderten Reifrock, stand in deren Mitte, das hochgesteckte Haar in Puderduft weiß blinkend, Schönheitspflasterchen auf Kinn und Wange und kindlich nur in ihrem übermütigen Lachen und im Geleucht ihrer Augen. Einen mit blauer Seidenmasche geschmückten weißlackierten Stab hielt sie in der Hand und dirigierte damit den Schwarm ihrer Anbeter.

Zunächst noch unsichtbar, blieb Goethe stehen und musterte das eigenartige Bild. Die jungen Gecken, unter denen sich Cousin Manskopf naturgemäß am breitspurigsten hervortat, erschienen dem Dichter wie gackerndes, gurrendes Federvieh, das auf einem Geflügelhof um eine feine junge Herrin täppisch hin und her lief, und kreischend die Brosamen haschte, die sie aus lässiger Hand ihnen hinwarf.

Doch was hatte er für einen Grund, sich über diese Narren erhaben zu dünken? In welcherlei Unbetracht war er besser als sie?

Nur anders war er, nicht besser! Kein Hahn, kein Läuberrich, kein Pfau, aber — längst wußte er's ja — ein Bär! Ein Bär, der einmal durchgebrochen war und sich auf eine kleine Weltreise begeben hatte — und der jetzt, renig zurückgekehrt, von keiner anderen Sehnsucht

getrieben würde, als sich wonnig brummend vor den Füßen seiner stolzen Gebieterin einherzuwälzen . . . Dann mochte sie ihn an einen Seidenfaden nehmen und triumphierend in ihrem Park spazierenführen!

Es zuckte in ihm, zurückzulaufen und sich, da ihn hinter seinem Busche noch niemand bemerkt hatte, einer peinlichen Begegnung zu entziehen.

Aber, wie durch heimtückische Zauberschlingen festgehalten, blieb er stehen. Er vermochte sich von Lilis Bild nicht loszureißen. Ob auch geziert und gepuzt, dünkte sie ihn doch ungemein reizvoll. Und ihre helle, lachende Stimme flog, silbern wie ein Glöcklein, über den weiten Wiesenplan und befehligte in fließendem Französisch die folgsame Schar verliebter Jünglinge, die um sie herum ein seltsames Häschespiel trieben.

Sollte er sich in diese Schar mit einmischen? Verflügte Stimmen in ihm trieben ihn an, durch die Büsche vorzubrechen und es zu tun. Aber durfte er sich derart der Lächerlichkeit aussetzen? Lieber rührte er sich nicht und blieb weiter unsichtbar.

Aberdies ging das Spiel allmählich seinem Ende zu. Frau d'Orville erschien in der Tür des Hauses, klatschte in die Hände und lud zu einer Tasse Schokolade ein. Dem konnten die galanten Courmacher nicht widerstehen. Mit Herrn Manskopf an der Spitze flatterten sie geschäftig ins Haus.

Lili aber — hatte sie etwas bemerkt? — ein eigentümliches Lächeln erschien auf ihrem Antlitz und spielte um die Mundwinkel —, Lili verzog sich in die nahegelegene Laube, ergriff die dort liegende Laute, klimperte ein wenig darauf herum und begann zu singen.

Voll holder Süßigkeit schwang sich ihr zarter Sopran, wie aus einer Lerchenkehle, in Fiorituren durch die Lüfte — so daß es den gebannten Lauscher wie mit rieselnden Seligkeiten überlief.

Jetzt konnte er sich nicht länger halten — er stürzte vor — und lag der Holden zu Füßen.

„Hier ist er, Dein Bär! Abe Gnade an ihm! Und nimm ihn huldvoll wieder auf!“ stammelten seine Lippen.

Lili zog die Augenbrauen hoch und musterte ihn, die Erstaunte spielend, mit kritischer Miene.

Dann lachte sie hell und zwitschernd empor, schwang ihren Bänderstab und rief übermütig aus:

„Also in Demut zurückgekehrt, der durchgebrochene Bär?! Nun kusch und brav! Und den Kopf nieder- gebeugt — daß ich meinen Fuß darauf setzen kann!“

Die feine, atlasseidene Spitze ihres himmelblauen, rosettegeschmückten Schuhchens setzte sich zart und fest auf den zur Erde gebeugten „Bärennackten“ und gleichzeitig glitt das wohlgeglättete Stabende über die untere Rückenpartie des „Untiers“.

Der Niedergekniete fühlte die doppelte Berührung. Wonnen durchströmten ihn, als wähnte er im Paradiese zu sein. Eine holbe Schwäche durchdrang ihn, Betäubung legte sich um seine Schläfen.

„Wirst Du jetzt auch ganz demütig und ergeben sein? Und alles tun, was Deine Herrin Dir befiehlt?“ fragte ein spitzes, kühles Stimmchen, in dem nur, ganz wie in der Ferne, ein Richern kullerte.

„Mein Blut möchte ich dahingeben, um Deine Beete zu begießen!“ schwur eine von Seligkeit beraufschte, rauh gewordene Stimme.

„Oh, oh, das ist ja ein guter Bär, der solch schöne Sachen verspricht!“ Klang es wie huldvolle Anerkennung. „Dann kann er auch mal die brave Prage geben, der gehorsame Bär! — Na, er besinnt sich wohl? Ziert sich wohl gar? — Die Prage her, Du Untier! Eh, la monotte!“ schrillte es scharf daher.

Langsam hob der Bär sein „zottiges Haupt“. Heiße Augen, in denen Demut und Auflehnung, Ergebenheit und Groll miteinander stritten, richteten sich groß auf das strenge Antlitz der Schönen. Stumm starrte er empor.

„Nun! Wird's bald? Die Prage her!“

Auffordernd hielt sie die Fingerspitzen hin.

Da schob sich eine Hand ungefüge in die ihrige.

„So ist's brav! So will ich's haben! — Steh auf, Knecht! — Und zum Lohn und Dank darfst Du mir auch die Fingerspitzen küssen! — Das ist Honig für einen Bären!“

Heiße Lippen vergruben sich in den wohlgepflegten Handrücken des stolzen Dämchens, das vergebens die Hand zurückzuziehen suchte — diese steckte jetzt ganz in der Umklammerung des Bären. Es war, als wollte der wieder Erhörte seine Beute niemals hergeben.

Endlich fühlte die Hand sich wieder frei und kehrte zu ihrer Herrin zurück. Vor ihr aber stand ein nun gerade aufgerichteter junger Mensch, mit einem vom innerlichen Brande wie bekehrten und verzerrten Antlitz, und blickte die junge Dame, die mit der gebietenden Miene einer weihrauchheischenden Göttin vor ihm stand, aus seltsam flirrenden Augen an.

Lili erschrak beinahe vor diesem Blick. Doch blieb sie in ihrer Rolle. Halb sich abkehrend, winkte sie mit ihrem Bänderstab und ließ sich, wie in Herablassung, vernehmen: „Er darf mir folgen — der Herr Cavalier!“

Ein kaum merkbares Lächeln still sich regenden Hohnes um die zusammengepreßten Lippen, schritt Goethe hinter ihr drein.

Wileams Gselin

War dies nun das Verhältnis, in dem er weiter mit Lili existieren konnte? Mit solch einem Opfer an Selbstbewußtsein! Innerlich knurrte Goethe. Er lebte in lauter Verworrenheiten.

An das, was soeben geschehen war, durfte er gar nicht denken. Trotzdem ließ es ihn nicht los. Quälte ihn anfangs nicht wenig — bis er eines frühen Morgens, bereits wieder in Frankfurt, in anderer Stimmung erwachte, sich aufrüttelte und nun das Ganze durch das Triebrad seiner Phantasie rollen ließ — nun unter heiterem Aspekt.

Gewohnt, sich durch die Gaben seiner Dichterkraft von seinen inneren Beklemmungen zu befreien, strebte er auch jetzt nach dieser Erlösung. Lili als übermütige Menageriebesitzerin, er selbst als zottiger, ungefügter Bär sich hindrängend, das gab drollig-eigenartige Bilder ab. Schonen wollte er sich nicht. So sehr er sich verirrt haben mochte, jeder Einzelzug mußte ins Gedicht hinein. Nur so konnte er sich seelisch reinigen, nur so seine Selbstachtung zurückerobern. Er war jetzt gleichsam sich selbst eine fremde Person geworden, die er mit Psychologen-Neugier beob-

achtete. Ja, er vermeinte, während er dichtete, über diesen Jüngling sich weidlich lustig zu machen.

Indes, die Wiederaufrichtung war nur halb gelungen. Zwar hatte er sein Gedicht mit den stolz klingenden Worten beendet: „Ich fühl's, ich schwör's: Noch hab ich Kraft!“ Aber schon beim geringsten Gedanken an Offenbach und das, was dort als mitleidlose Wirklichkeit seiner harrte, fühlte er, wie seine mehr in der Einbildung stehende „Kraft“ sich auflöste und zerschmolz. Als er einmal, im Auftrage von Frau Dorothee d'Orville, einen Käse besorgte und diesen als überaus empfindliche und weiche Ware in der Hand wog, verfiel er auf ein erheiterndes Bild. Wie dieser Käse, um nicht zu zergehen, gleich in einen kühlen Keller gebracht werden mußte, so mußte auch er in der Stadt Frankfurt zurückgehalten werden, die für seine Seele einen Eiskeller bedeutete. Sie konnten beide die Sonne nicht vertragen, der Käse nicht, und auch er nicht: für den Lili die Sonne bedeutete, vor deren sengenden Strahlen sein Selbstbewußtsein zerschmolz.

Wohl schalt er „der Männer Schlappinn“, aber er war — zur Zeit wenigstens — unvermögend, darüber Herr zu werden. Angeregt durch eine Stelle in seinem geliebten Tasso, wünschte er sich „Ubaldo's Diamantschild“, der jedem seine wahre Gestalt zu zeigen vermochte. Gleich, wie der durch die schöne Zauberin Armida in Liebe und Wohlleben verstrickte Ritter Rinaldo durch einen Blick in diesen blinkenden Schild sein entwürdigtes Äußeres zu sehen bekam und hieraus die Kraft gewann, sich aus seinen Fesseln zu lösen, so wollte auch er durch einen Blick in — ja, wo war sein Wunderspiegel? — Immer nur blickte er in grausame Leere.

Er kam sich vor wie jener Prophet und Hohepriester des alten Bundes, den Gott durch einen Engel warnen ließ, zu seinen Feinden — der Lili-Sippe! — hinüberzugehen und sein eigenes Volk zu verfluchen: jener unselige Bileam, der den Engel Gottes nicht sah, den seine ahnungsvolle Seele — verhezt in die getreue Eselin, auf der er ritt — schon längst auf dem Wege vor sich erblickt hatte. Und Bileam schlug auf die Eselin ein, die doch klüger war als er, und schalt sie und beschimpfte sie, ehe er deren seherische Wahrheit erkannte. So prügelte auch er auf sein zweites Bewußtsein, auf sein Unterbewußtsein, los und wollte in seinem Überwitz es gewaltsam in die Irre lenken, das doch längst den rechten Weg erkannt hatte.

Bileam! Bileam! schrie die Eselin. Wohin willst Du wandern? Siehst Du denn nicht, daß Du in Dein Verderben rennst? Was suchst und willst Du bei diesen Menschen, die Dich nichts angehen und die Dich nur zum besten halten?

Aber großartig erwiderte Bileam: Eselin, Du bist nur ein dummes Tier und ganz in Dumpfheit befangen. Wie kommst Du dazu, einen Weisen, wie mich, belehren zu wollen?

Die Eselin ließ ein schmerzliches Ja-h! ertönen, dann erwiderte sie mit menschlicher Stimme: Freilich bin ich nur ein dummes Tier — aber dennoch sehe ich den warnenden Engel des Herrn, der vor uns auf dem Weinberge zwischen den Mauern steht und uns das Weiter-schreiten verbietet!

Ach Eselin, langweile mich nicht mit Deinem Engel, der nur ein Phantom ist! fuhr Bileam sie an. Glaube

mir, ich weiß selber, was mir fruchtet. Das fruchtet mir, was mir behagt! Willst Du vielleicht die Beweggründe meines Herzens kennen, Du dumme Eselin? Und weißt Du nicht, daß das Herz das hellste Bewußtsein ist, das sich nie auf seinem Wege irrt?

Ich ehre und bewundere Dein Herz, o Bileam! erwiderte das gescholtene Grautier. Und dennoch warne ich Dich davor. Es ist gar eigenmächtig, Dein Herz, und es fragt nicht, was Dich frei macht; sondern sucht, was Dich in Fesseln schlägt. Mißtraue Deinem Herzen, Du Weisester der Menschen! Dein Herz hat eines Weibes Stimme, und obgleich ich selbst bloß eine Eselin bin, so weiß ich doch, daß das Weib zumeist lauter Unrat ausheckt.

Ich lache Deiner, Eselin! spottete Bileam und war sehr hochgemut. Was verleumdest Du das Weib? Bist ja selber eines und ganz befangen in Deiner Geschlechtsart. Gewiß gibt es auch Eselinnen unter den Weibern — Du beweisest es mir — aber die ich meine, ist eine Göttin — die mag freilich für Dich zu hoch sein! — Hörst Du mich, Eselin?

Ja, ich höre! Aber nun höre auch Du mich! Achte wohl darauf, Bileam, ob Deine erhabene Göttin nicht vielleicht eine verkleidete Unheilsfee ist, die Dich mit holden Gesichtern narret und Dich Dir selbst entfremdet! So sprach die Eselin, wandte den grauen Kopf und blickte Bileam, ach, so treuherzig! an.

Bileam aber lachte.

Du wirst mich nicht irremachen, Usinella! Ich weiß, Du meinst es gut — aber Du bist blöde. — Es ist die Art der Göttinnen, zuweilen sich mal eine bössartig aussehende Maske vorzubinden und diejenigen quälerisch auf

die Probe zu stellen, die ihr verehrend nahen. Aber das muß so sein. Mich, den großen Bileam, zieht die Macht eines inneren Gebotes, in den Bannkreis jener Schönen, die ich zur Gottheit erkoren habe. Ich kann und will nicht von ihr weg. Sie hat Zaubermacht. Und damit übt sie Ulgewalt. In ihr allein erblicke ich meine Seligkeit!

Da ließ die Eselin voll Trauer den Kopf hängen. Ich sage nichts mehr, o Bileam! ließ sie sich vernehmen. Du hast Dein eigenes Urtheil gesprochen . . .

— — — Wie aus einer Traumentrückung erwachte Goethe. Was waren da für Stimmen um ihn her gewesen? Die törichte eines weisen Mannes und die wissende einer Eselin! Gerne wäre er der Eselin gefolgt, hätte sich in voller Redlichkeit warnen lassen. Aber sollte er sich vor der Welt zum Gespött machen, einer Eselin zu folgen?

Für den morgigen Tag beschloß Goethe, nun doch wieder nach Offenbach zu übersiedeln.

Ewiges Hin und Her

Bei seinem Freunde André hatte er aufs neue Unterkunft gefunden. Aber fast den ganzen Tag verweilte er im d'Orvilleschen Hause.

Lili war freundlich zu ihm, obwohl zumeist nicht mit der alten Herzlichkeit. Unfähig, sich zu verstellen, ließ sie ihn fühlen, daß etwas zwischen ihnen läge. Aber in allem, was sie tat und sprach, war sie so lieb, einfach und natürlich, daß Goethe, selbst wider sein Wollen, hingerissen von ihr blieb. Ihre Rolle als Kavaliärsbändigerin

hatte sie abgelegt. Sie war jetzt wieder das anspruchslose Haustöchterchen.

So wollte auch er jetzt nicht anders als still und bescheiden sein. Gar nicht zu bemerken brauchte man ihn. Wenn man ihn nur friedlich duldete! Wenn er nur in Lilis Atmosphäre weilen durfte!

Am liebsten saß er, von aller Welt unbemerkt, oben in Lilis Stübchen. Auch sie selbst brauchte nicht zugegen zu sein. Ungestört mochte sie ihren Hausgeschäften nachgehen. Er ließ sich dann vor ihrem in buntem Stroh eingelegten, puppenhaft winzigen Schreibtisch nieder und sinnierte, in dumpfes Glücksgefühl eingewiegt. Nach einiger Zeit griff er dann zur Feder und schrieb. Dichtete er wohl gar? Ach nein, das gibt's jetzt nicht für ihn. Er saß da und schrieb — an Gustgen! Das durfte er tun. Lili wußte darum und war nicht im mindesten eifersüchtig oder böse. Sie hatte wohl eher ihren Spaß daran. Was brauchte sie von einer so wesenlosen Geliebten, einem halben Gespenst, zu befürchten? Wenn ihr exaltierter Herr Bräutigam mit derlei Korrespondenz sich eine kuriose Abschweifung zu verschaffen geruhete, so mochte er es tun. Was schrieb er denn auch wohl an die Ungekannnte, Ferne? Schwärmerereien über Lili! Vielleicht auch hie und da — was verschlags? — schüchterne Klagen — und minder schüchterne Selbstanklagen! Vor allem aber schilderte er ihr haargenau, wie es in ihm und um ihn aussah. Jedes kleinste Lebenszeichen schrieb er hin, das ihn im Zimmer an Lili gemahnte. Das Schnupftuch, das auf dem Tische lag; das Körbchen mit dem darüber hingeworfenem Halstuch; die an der Wand aufgehängten hohen Reitstiefel — lauter Gegenstände, die, weil sie „Ihr“ gehörten, den

Duft ihres Wesens in sich gezogen zu haben schienen. Selbst ihre Uhr mit langer Kette und all die Schachteln und Pappkartons für Hüte und Hauben, die ungeordnet umherstanden und lagen, ließen ihn vibrieren. Und wenn gar ein Kleid irgendwo ausgebreitet lag, das sie vielleicht kürzlich erst ausgezogen hatte oder das sie demnächst überwerfen wollte — nicht widerstehen konnte er, daß er heimlich dazu hinschlich, es ans Gesicht drückte und den Geruch, der darin wob, beseligt in sich einsog.

Auf einmal erscholl draußen auf dem Gange Lilis frische, helle Stimme. Wie ein Ertpapier schreckte der verliebte Jüngling zurück und schlich wieder zum Schreibtisch. Behende Schritte hörte er näher kommen — mit raschem Zugriff ging die Thür auf — und im Rahmen erschien, jugendlich-schlank, und voller Leben, die himmlische Gestalt. Er mußte den Atem anhalten, um nicht vor Entzücken aufzujuchzen, als er die Strahlende erblickte.

Nun? Ob er nicht Lust habe, mit ihr und dem Cousin einen Ausritt über Land zu machen? Es sei gerade so schönes Wetter!

Ob er wohl wollte! Nicht flink genug konnte er sich bereit machen. Bloß daß Herr d'Orville mitwollte, war eigentlich überflüssig. Doch die Hauptsache war, er selbst an ihrer Seite! Fünf Minuten später stand er bereits auf der Straße und wartete, während ein Stallknecht die Pferde hielt. Bald öffnete sich das Thor und an des Cousins Seite erschien Lili in blendend sitzendem Reitkleid, den pelzverbräunten Dreispiz ins blonde Gelock gedrückt, in Jugend und Frohsinn erstrahlend. Im Nu saß sie, von d'Orville kaum gestützt, im Sattel und machte sofort

vor dem mit Augen sie fast verschlingenden Liebhaber einen kurzen Paradegalopp, sicher und kühn wie eine Amazone. Und dann ging's zu dritt, heidi, ins freie Land hinaus.

Das waren die Höhenpunkte seines jetzigen Offenbacher Aufenthaltes: wenn er mit Lili zusammen ausreiten konnte!

Einmal, während eines solchen Ausritts, merkte Goethe, wie ihn vom Straßenrande her ein Weib aus dem Volke mit besonderer Höflichkeit grüßte. Er wußte nicht gleich, wohin sie zu stecken. Dann aber fiel ihm ein, es mußte wohl Lottchen Nagel sein, jenes wunderliche Mädchen, das er vor seiner Abreise mit den Brüdern Stolberg besucht hatte. Und er erinnerte sich: Er hatte von der Reise her mal an das artige gute Ding einen Versbrief gerichtet. „Mitten im Getümmel mancher Freuden, mancher Sorgen, mancher Herzensnot“ hatte er ihrer damals gedacht. Warum hatte er sie seither so völlig links liegenlassen? Er nahm sich vor, sich mal wieder nach ihr umzuschauen.

Als er tags darauf Lottchen in ihrer Kellerwohnung überraschte, empfing sie ihn mit fast ausgelassener Freude. Mit Verwunderung las er in ihren Augen, daß hier ein Herz seiner geharrt hatte und ihm mit Anhänglichkeit entgegenzuschlug. Seinen Brief von damals verwahrte sie als Heiligtum und trug ihn immer bei sich. Sie konnte ihn fast Wort für Wort auswendig und wußte nicht genug, wie sie dem Dichter danken sollte, daß er sich so teilnehmend ihrer erinnert hatte. So sprachen sie miteinander wie zwei alte Freunde, und es ward Goethe felt-

sam anheimelnd dabei zumute. Diese schlichte, offene, warmherzige Sprache hatte er lange nicht mehr gehört. Sie tönte ihm hier aus dem Munde eines Mädchens entgegen, das, wie er wußte, sich nicht gerade des tadellosesten Rufes erfreute. Das schon manch einen mit seiner Gunst beschenkt haben sollte. Und das doch ein unverzierter, unverborbener Vollmensch war, in dessen Herzen nicht etwa Lüsterheit, wohl aber Liebesfähigkeit wohnte.

Goethe war stärker, als er es sich eingestehen mochte, von Lottchen Nagel ergriffen und gerührt. Als er ihr zum Schluß die Hand reichte, versprach er ihr, wiederzukommen. Und freute sich darauf.

Hinterher, bei Lili, nüchterner Empfang. Er war zu einer Stunde gekommen, wo sie ihn, wie er gleich fühlte, „so ganz entbehren konnte“. Das legte sich auf ihn mit quälender Beklommenheit und es bedurfte nur eines ganz geringen Anlasses, um über ein Nichts zu einer gereizten Auseinandersetzung zu kommen. In deren Verlauf ließ Goethe Lili mit kränkender Unumwundenheit fühlen, wie wenig er sich von ihr verstanden fühlte. Darüber brach diese in Tränen aus und lief aus dem Zimmer. Und hinterher mußte Goethe sich von Cousine Dorothee Vorhaltungen machen lassen, daß er „sein Bräutchen“ nicht richtig zu behandeln wisse. Das gute Kind habe sich sehr um ihn geirrt.

Hierdurch war ihm aufs neue der Aufenthalt in Offenbach verleidet. Hatte er es nötig, sich derart abkanzeln zu lassen? Seinen Nerven allein war er es schon schuldig, die Ruhe des Vaterhauses zu suchen.

Doch was er erwartet hatte, sollte ihm nicht beschieden sein. Nach wenigen Tagen bereits tauchte Lili uner-

wartet in Frankfurt auf! Es war Messezeit, und das Haus ihrer Mutter wimmelte von Besuchern. Da mußte sie zu familiären Repräsentationsverpflichtungen mit heran. Alle möglichen „Dankels“ und „Bettlern“ tauchten auf. Und jedem von ihnen gefiel das in Schönheit herangeblühte, liebenswürdige Mädchen überaus gut. Verwandte aber durften sich schon einige Freiheiten erlauben. Mal die Wange tätscheln, mal das Hüftlein fassen! Und der unglückliche Bräutigam — wer beachtete ihn wohl groß? — sollte daneben stehen dürfen und sich vor Ärger die Lippen zerbeißen! Blut schwitzte er vor Eifersucht — und durfte nicht einmal den Mund aufstun. Verwandtenrechte waren zu respektieren!

Damals war's, daß ihm ein Lieblein einfiel, so recht aus seinem gepeinigten Blut heraus. Von irgendeinem vagen Jugendeindruck überrascht, erblickte er sich selbst als eine Ratte, die Gift gefressen hatte. Mit bitterer Lustigkeit sah er sie vor sich: sie läuft in alle Löcher, schlürft alle Feuchtigkeit, verschlingt alles Eßbare, das ihr in den Weg kommt, und ihr Innerstes glüht von unauslöschlich-verderblichem Feuer. Was ist nur mit der Ratte? Da war ihm plötzlich, als flüsterte Freund Mephistopheles des Rätsels Lösung ihm ins Ohr. Ihr ganzes tolles Unwesen stammte nur daher, daß sie „Lieb im Leibe“ hatte! Derlei machte Menschen und Ratten verrückt! Und weil er hierüber lachen konnte und es sich ihm unwillkürlich in lose Verslein fügte, fühlte er sich innerlich bis zu einem gewissen Grade entlastet.

Dank Dir, braver Mephisto! Du selbst sollst das Lieblein jetzt in Auerbachs Keller vor lockeren Gesellen

singen dürfen. Und es soll allen, die es hören werden, sehr viel Spaß bereiten.

Das waren die hellen Momente, denen Goethe dankbar war. Er saß nun, um den peinlichen Eindrücken von daheim zu entgehen, aufs neue in Offenbach, bei Freund André. Konnte stundenlang mit Pfarrer Ewald zusammensitzen und über dem „Pharao“ brüten, obwohl ihn das Spiel in keiner Weise interessierte. Sprach auch hin und wieder im Nagelschen Hause, um ein lässiges Stündlein zu „verliebeln“, vor. Oder lag halbe Nachmittage, selbst bei widrigem Wetter, draußen im Kahn auf dem Fluß, träumte und ruderte oder ließ sich treiben.

Zu innerer Ordnung kam er nicht. Von einem hegte er zum anderen. Und als gar Lili wieder nach Offenbach zurückgekehrt war und er ihr nicht gut aus dem Wege gehen konnte, mußte er sich alle Mühe geben, daß er nicht aufs neue — zur „Katt' im Kellerneß“ würde!

Hochzeitsgewitter

Im Andréschen Hause herrschte eifriges Treiben. In wenigen Tagen sollte Hochzeit gefeiert werden: Pfarrer Ewald heiratete die blizängige Rahel du Fay! Dazu hatte Goethe ein „Bundeslied“ gedichtet, das von André vertont worden war und in einem Quartett zum Vortrag gebracht werden sollte. Mit Feuereifer widmete sich der Komponist der Einstudierung. Außer ihm selbst und seiner Gattin, der munteren Annemine, die, trotz ihrer bevorstehenden Entbindung von ihrem dritten Kinde, wacker

mittat, war Goethe zum Mitsingen herangezogen worden, und als vierte und Hauptkraft wegen ihrer hellstimmernden Sopranstimme — Lili.

Dies hatte Goethe zunächst einen kleinen Herzstoß gegeben. So kam er durch diese Quartettproben wieder regelmäßig mit Lili zusammen — und spürte sofort aufs neue die Wirkung, die sie auf ihn ausübte.

Lili, in ihrer gesellschaftlichen Wohlgeschultheit, verstand es, über alle Verstimmungen, die ihr natürlich nicht verborgen blieben, gewandt hinwegzugleiten. Sie war lieb und freundlich und brachte die Andréschen Eheleute, da sie mit deren Kindern reizend zu spielen verstand, alsbald zum Schwärmen. Sollte da Goethe, Lilis „deklarierter“ Bräutigam, etwa schmollen und abseitsstehen? Bloß weil er seiner Zwitterstimmungen nicht Herr werden konnte? Wie albern hätte das ausgesehen! So zeigte auch er sich liebenswürdig und heiter, und weil er schnell in Stimmung kam, so sprudelte er bald über vor Munterkeit und Unterhaltsamkeit.

So kam der Vermählungstag heran und alles war in richtiger Feierstimmung. Es war der zehnte September, ein Sonntag. Das Hochzeitsmahl zu bestellen, hatte, aus besonderer Freundschaft für Pfarrer Ewald, das d'Drville'sche Haus übernommen und auch hier war Lili eifrig beschäftigt. Aber auch die ganze Ortschaft feierte mit. Schon in der Frühe gab es für das Brautpaar ein Trompetenständchen. Es wurde zwar nicht durchweg richtig geblasen, aber die ernste Mühe, die die braven Dorfburschen sich gaben, kam unter den rotschwitzenden Gesichtern so ehrlich zum Vorschein, daß alle falschen Töne gleichsam von der Harmonie der Herzen verschlungen wurden. Einige

Buben aber hatten es sich trotz Verbotes nicht nehmen lassen, Böllerschüsse abzubrennen. Doch außer ein paar verbrannten Fingern war nichts weiter dabei zu beklagen. Das junge Paar jedenfalls war über all die dargebrachte Liebe, und nicht zuletzt über die vielen Blumenspenden, bis zu Tränen gerührt.

Einen vorübergehenden, nicht von allen bemerkten Mißklang gab es nur um Mittag, bei der kirchlichen Trauung. Dort fehlte nämlich Goethe. Der war um diese Zeit auf kurzer Visite bei Lottchen Nagel. Er hatte dem neugierigen Mädchel das Versprechen abgelegt, sich im hochzeitlichen Festgewande ihr zu zeigen. Das Staunen und Betrachten des guten Kindes, das vor Stolz und Freude sich kaum zu lassen wußte, bereitete ihm ein innerstes Ergötzen und prägte sich ihm wohlthuend ein. Er hatte auch wirklich an jenem Tage ein besonders strahlendes Aussehen, nachdem die Spannungen, unter denen er soviel gelitten hatte, in letzter Zeit ein wenig nachgelassen hatten.

Auf der großen Gartenterrasse des d'Orvilleschen Hauses versammelten sich mittlerweile die Festgäste. Vierzig bis fünfzig an der Zahl, alle nach bestem Vermögen herausgeputzt. Lili erschien wieder in großer Gala, schlohweiß gepudert und mit Schönheitspflästerchen. Dementsprechend war auch ihr Benehmen steifer und gezielter als sonst. Auch ihre Mutter war anwesend, gleichsam eine Wolke von Vornehmheit um sich verbreitend und gegen Goethe von herablassender Zugeknöpftheit. Da zeigte sich Frau Dorothee d'Orville, mit der sich in Offenbach ein beinahe kameradschaftliches Verhältnis herausgebildet hatte, immerhin familiärer und natürlicher.

Goethe gab sich Mühe, über derlei Eindrücke hinwegzukommen. Er wollte heute teilnehmend und fröhlich und vor allem nicht Spielverderber sein. Schon um des jungen Paares willen, das er aufrichtig ins Herz geschlossen hatte! Er trug auch Sorge dafür, daß die Hochzeitsgesellschaft nicht gar zu abgeschlossen wirkte. Draußen an den Gartenzäunen standen Duzende ungeladener und freiwilliger Festgenossen umher und blickten voll Neugierde und Verlangen auf die Tafelnden da oben. Die Untenstehenden aber sollten und durften nicht leer ausgehen. Es gab genug Überreste an Speisen und Trank, mit denen man diese Armen erfreuen konnte. Auf Goethes Verwenden ließ die Hausherrin es zu, daß diese Zaungäste nicht gar zu knapp mitbedacht wurden. Manoh fröhlich sprudelndes Hoch! Klang von dort, aus gelabten Kehlen, zum wachsenden Gaudium der gepuzten Tischgesellschaft herüber.

Den Höhepunkt der Feier bildete dann der Vortrag des Andréschen Quartetts mit den Goetheschen Versstrophen.

In allen guten Stunden,
Erhöht von Lieb und Wein,
Soll dieses Lied verbunden
Von uns gesungen sein.

So schallte es über den Garten hin und in die weite Mainlandschaft hinein. Es war nur von Freude, Wein, Küssen, Bruderinn und trauter Geselligkeit darin zu hören. Grillen und Sorgen schien es auf der ganzen Welt nicht mehr zu geben. Etwas erkünstelt und darum farblos, hatte Goethe sich das abgerungen, zu einer Zeit, als ihm im Grunde ganz anders ums Herz war. Jetzt

suchte er in diese Stimmung mit einer Art von Furioso sich hinaufzuschrauben. Neben ihm stand Lili, ganz von ihrer Aufgabe erfüllt, und ließ ihre hellen, hohen Kehltöne mit solch naiver Freude in die durchsonnten Lüfte hinaufperlen, daß Goethe im Mitsingen sich förmlich daran heranschte. Alle Geziertheit, alle steife Reserve waren jetzt von Lili abgefallen. Sie sang wie ein Naturkind, wie ein Vogel, aus innerstem Bewegen, mit schmetternder Lust. Das wirkte ansteckend auf alle. Und so wurden die Quartettsänger mit Jubel beklatscht, und zumal Ewald und die strahlende Rahel waren außer sich vor Freude, traten heran und drückten jedem einzelnen der Sänger die Hand.

Goethe fühlte in diesen Augenblicken nur Lili. Ihre geringste nachbarliche Berührung ließ ihn in Wonne aufbeben. Wie in holdselige Benebelung war er hineingerissen. Doch Lili selbst nahm nicht das mindeste davon wahr. Im Gegenteil, nach gesungenem Quartett wendete sie sich gedankenlos von ihm ab und war ganz wieder Gesellschaftsdämchen, das sich unter die übrige Gesellschaft huldvoll mischte.

Wie mit Bleischwere festgehalten, blieb Goethe stehen, wo er stand. Nicht einmal mit Augen hinter Lili herzuschweifen, brachte er über sich. In dem Grade fühlte er sich jählings vereinsamt. Die anderen drängten sich, fröhlich schwagend, in Hausnähe zusammen. Und immer wieder lachte Lilis helle Zwitscherstimme aus dem Haufen hervor. Goethe aber stand, von allen abgesprengt, auf dem Kiesweg am Rasenrand. Er litt in diesem Augenblick unsäglich.

Während der Mahlzeit hatte er ziemlich gut dem Weine zugesprochen. Das rumorte jetzt in seinem Kopf und stimmte ihn unruhig. Plötzlich fühlte er, beinahe körperlich, wie zwei dunkle Augen vom Zaun her zu ihm herüberloderten. Dort stand Lotte Nagel und suchte ihn mit ihren Blicken. Fast heftig wandte er sich ab.

Er mochte, er konnte jetzt Lotte nicht bemerken. Sollte er sich bis zur Unbeherrschtheit verwirren lassen?

Zu Lili strebte er hin. Umgeben von Gourmachiern und über die Massen aufgeräumt, bemerkte sie sein Näher-treten nicht. Nahm jedenfalls keinerlei Notiz davon. Hingegen sprach Johann André ihn an und verwickelte ihn alsbald in ein Gespräch über Musik. Goethe ließ sich hineinziehen, obgleich ihm in diesem Moment nichts gleichgültiger war als dieses. Um so mehr ereiferte er sich, stellte kühne Behauptungen auf, die er nur halb-ernsthaft meinte, aber mit Freude an Paradoxie und fast mit Erbitterung verfocht. Auf einmal lauschte alles auf ihn hin. Gleich als stände er auf einem Podium, sprach er lebhaft und eindrucksvoll, um Beifall buhlend. Er fand auch welchen, zumal bei jüngeren Leuten; doch freute ihn noch mehr der erzürnte Widerspruch, zu dem alte Perücken sich hinreißen ließen. Nur daß Lili sich gänzlich teilnahmlos zeigte, ärgerte ihn. Sie stand da und lächelte mitleidig. Sie schien das Komödiantische, das ihn befallen hatte, zu durchschauen.

Jählings brach er ab. Ging auf weitere Herausforderungen gar nicht mehr ein. Zeigte sich vielmehr unwirsch und eher geneigt, das, was er so dreist behauptet und so hitzig verteidigt hatte, fallen zu lassen oder gar zurückzunehmen. War er plötzlich vertückt geworden?

Jedenfalls wußten die Menschen nicht mehr, was sie mit ihm anfangen sollten, und wandten sich ab.

Langsam hatte sich der Himmel mit grauen Wolken-
gespinnsten überzogen und ganz in der Ferne wetterleuchtete
und grollte es. Der Abend war nicht mehr fern. Die
Gäste zogen sich nach und nach ins Hausinnere zurück.
Goethe aber verstand es, sich heimlich zu entfernen. Seinen
Mantel umgeschlagen, pilgerte er aus der Ortschaft
heraus und stand bald mutterseelenallein auf freiem Felde.

Das Gewitter war langsam näher gekommen, dicke
Tropfen schlugen um ihn her, Blitze zuckten, von nahen
Schlägen begleitet. An die Wand einer Scheune ge-
drückt, nur notdürftig von dem überhangenden Dach ge-
schützt, starrte Goethe in das sich entladende Unwetter.
Er fühlte das Spuken des Gewitters in sich, seine Nerven
vibrierten. Aber er mußte jetzt ausharren, weit und breit
gab es keinen anderen Schutz.

Bald goß es in vollen Strömen. Mantel und Kleider
waren durchnäßt. Es schudderte ihn über die ganze Haut,
als sei sie in Nacktheit entblößt. Ganz aus der Ferne
klang immer noch das Summen der Hochzeitfeiernden
herüber, grüßten durch das Dunkel erleuchtete Fenster.
Doch bei jedem Blißschlag schien alles zu versinken und
der rollende Donner vergrub jeden anderen Laut.
Goethe stand im Loben der Elemente und starrte in das
von Flutströmen zerrissene Dunkel.

Doch schnell, wie das Gewitter sich entladen hatte,
zog es auch wieder von dannen. Fast wie mit einem
Schlage hörte der Regen auf. Es tropfte nur noch vom
Scheunendache hernieder. Goethe verließ seinen Schutzort
und trat ins Freie hinaus. Wie köstlich war der Atem

der Natur, der ihm in voller Frische entgegenschlug! Die Felder dufteten und dampften. Vogelzirpen lag in den Lüften. Und das Grollen des abziehenden Unwetters war wie verhallendes Orgelbrausen, das den hohen Raum eines Domes durchzittert.

Goethe schritt langsam und wie taumelnd umher. Unter einer breitastigen Linde machte er halt. Er wollte nicht wieder unter Menschen gehen. Am wenigsten Lili noch einmal treffen. Ihre Gegenwart hätte ihn bloß verstimmen können. Tiefer und inniger liebte er sie — aus der Entfernung! Den Gedanken an sie — den Traum von ihr! Ach, den hatte er nun viele Monate lang mit sich herumgetragen. Und fühlte jetzt innerste Herzensangst, daß ihm bald all' diese gepflegte Seligkeit unwiderbringlich zerrinnen möchte.

Aus dem d'Orvilleschen Garten klang der Ton eines Waldhorns empor. Dunkel, schmelzend, voller Sehnsucht. Es war, als griffen die Töne nach seinem Herzen, brünstig, voll Verlangen ihn umkreisend. Doch er rührte sich nicht. Nur leise, langsam flossen breite Tränenströme sichernd über seine reglosen Wangen.

O Welt! O Rätsel! O ewige Wirrnis der Liebe!

Die „Zwirnsfäden“ lösen sich

Das Wohnzimmer der Villa d'Orville lag im Glanz heller Vormittagsonne.

Glitzernd umspielte sie Gläser und Geschirr, mit deren Einräumen in die große Kredenz die am Boden kniende

Hausfrau emsig beschäftigt war. Glöckchenhaftes Klirren durchsummte das sonst in Schweigen gebadete Zimmer.

In einem Sessel versunken und ganz in seine Träume versponnen, nahm Goethe von seiner Umgebung kaum etwas wahr. Er sah auch nicht Lili, die, nachdem sie der Tante geholfen, sich mit Handarbeiten zu schaffen machte. Weit, weit weg war alles gegenwärtige Leben dem Dichter abgerückt. Sein Geist schweifte Jahrhunderte zurück, in den fernen Niederlanden, wo ein strahlender Held, Egmont, Prinz von Gaure, vom Volke bejubelt, von einem herrlichen Mädchen geliebt, doch von den spanischen Machthabern gefaßt und in den Tod gejagt wurde. Seit den letzten Wochen beschäftigte den Träumer dieser Vorwurf, der, dunkel wogend und hell durchblüht, ihn wie mit Faszination umstrickte und im Schlafen wie im Wachen nicht mehr losließ.

Da schlug plötzlich, wie aus ungreifbarer Ferne, Lilis spottbelle Stimme an sein Ohr.

„Möchtest Du mir nicht das Seidengarn halten, alter Träumer?“

Fast erschrocken fuhr Goethe aus seiner Entrückung empor. Dann starrte er Lili wie entgeistert an.

Diese brach in ein belustigtes Mädchenlachen aus.

„Da schau einer diesen sonderbaren Liebhaber an! Wenn sein Mädchen ihn anruft, erschrickt er wie vor einer alten Heze!“

Stotternd versuchte Goethe sich zu entschuldigen. Er kam sich selbst ein wenig lächerlich vor. Aber konnte Lili denn wissen, was ihn innerlich fest und von ihr fernhielt? Sprechen konnte er ja von diesen Dingen nicht mit ihr.

Es hätte sie gelangweilt und sie hätte ihn kaum verstanden.

Linkisch hatte er den ihm zugeworfenen Seidenknäuel aufgeschnappt und schlug nun das glitzernde Gespinnst vorsichtig um beide Handgelenke. Dann blickte er auffordernd zu Lili hinüber.

Diese begann wieder mit ihrer Wickelarbeit, während Frau d'Orville, nach einem zweifelnden Seitenblick auf das eigenartige Liebespaar, taktvoll zur Tür hinaus entschlüpfte.

Goethe aber verfiel aufs neue in sein Geträume. Die gegenwärtige Situation eines gescholtenen und gnädig geduldeten Verehrers, der bescheiden saß und gehorsam das Garn hielt, entrückte ihn in ein poetisches Bild, das er unwillkürlich in den ihn beschäftigenden Dramenstoff irgendwie einzubauen trachtete. Ihm schwebte die Figur eines treuherzigen, opferbereiten, halb-übersehenen Liebhabers vor, dessen Elemente sich ihm aus eigenen und fremden Erfahrungen rasch zusammenfügten. Innerlich beschäftigt, diese Gestalt sich seelisch zu vergegenwärtigen, wurde er durch einen neuen unwirschigen Ausruf Lilis jäh unterbrochen.

„Was ist denn nur in Dich gefahren“, vernahm er ihre erbohte Stimme, „daß Du mir gar nicht einmal zuhörst?! — Hast Du nicht vernommen, daß ich Dich etwas gefragt habe?“

„Du hast mich etwas gefragt?“ scheuchte Goethe empor. „Verzeih! Ich dachte gerade an etwas anderes!“

„Das hab' ich gemerkt!“ fuhr Lili auf und warf voll Arger den Knäuel auf den Tisch, daß er herniederrollte. „Ich bin Dir ja nicht mal soviel wert, daß Du nur auf-

paßt, wenn ich zu Dir spreche! — Der Herr Poeta hat Wichtigeres zu bedenken! Man ist ja nur ein dummes, kleines Mädchen, unwert der Aufmerksamkeit eines so hochtrabenden Geistesritters!“

Goethe suchte zu besänftigen. Aber Lili, völlig aufgebracht, redete sich in immer größere Hitze hinein, und so konnte es nicht fehlen, daß viel aufgespeicherter Groll nach und nach, aufplazend und unbedacht, zum Vorschein kam.

Solch ein Hochmut stehe dem gestudierten Enkel eines eingewanderten thüringischen Schneidergesellen freilich schlecht zu Gesicht. Aber man habe sie ja oft genug gewarnt von seiten ihrer doch wahrlich ganz anders gestellten Verwandten! Sie freilich habe in blinder Voreingenommenheit niemals hören wollen! Hierauf erging Lili sich in weiteren Exclamationen über ihre vornehme halbfranzösische Herkunft, über ihre exquisite bürgerliche Erziehung, über Ansehen und Reichthum des Bankhauses Wegelin & Schönemann und schließlich gar über den unüberwindlichen Gegensatz streng-lutherischer und reformirter Konfession. Lauter Geschwätz, das Goethe nur garzugut kannte, indes aus Lilis Munde nie vernommen hatte.

Daß sie dieses jetzt sich zu eigen machte, riß plötzlich gleichsam eine Nebelschicht auseinander. So hatten also die beiderseitigen familiären Gegensätze sich in der Stille derart verdichtet, daß sie nun beinahe wie seelische Schranken sich zwischen sie stellten! Solange dies nur äußere Momente gewesen waren, hatte man darüber hinwegsehen können. Aber jetzt, wo sich zeigte, daß sie auch ins Innere vorgedrungen waren und Lilis bisher so

gläubig-reine Seele mit ihren Gift zu verwirren drohten, rückte alles in ein neues, unendlich trauriges Licht. Seine eigenen Gemütszweifel und inneren Bedenklichkeiten, zum Teil gestützt auf trübe Ahnungen und Beobachtungen, traten als weitere Dissonanzen hinzu — und wie all dieses im Blicke der Gedanken ihn jäh überschauerte, fühlte Goethe mit Schmerz, daß in seinem Inneren sich etwas zusammenkrampfte und zuschloß.

Unfähig, eine bestimmt präzisirte Erwiderung zu finden — da in ihm selbst noch alles gärend durcheinanderschoß —, begnügte er sich mit einer Art von halber Zustimmung. Er griff dann Lilis Hände, blickte ihr längere Zeit stumm und bedeutsam in die Augen, und als er fühlte, wie es beängstigend in ihm aufzuckte, nahm er raschen Abschied, mit einem flüchtigen, fast konventionellen Handkuß.

Was hatte dieses überstürzte Davongehen zu bedeuten?

Etwas in Goethes Innerem raunte, daß dies das Ende sei. Doch lehnte sich in seinem Herzen noch manches dawider auf. Um so mehr mußte er trachten, mit sich ins reine zu kommen. Und mußte darum einsam sein.

So schritt er davon — äußerlich steif und gefaßt, innerlich mehr denn jemals aufgewühlt.

Auch in Lili kämpften böse Ahnungen. Vor allem aber fühlte sie, wie dieser bald so machtvoll faszinierende und alles andere überragende, bald so seltsam-widerspruchsvolle, hysterisch-überreizte und schwer zu ertragende junge Mensch seine Herrschaft über sie verlor — ja anfing ihr gleichgültig zu werden. Mochte kommen, was da wollte. Sie war gefaßt.

Noch am gleichen Nachmittage packte Goethe sein Känzlel, setzte sich in sein Schiffchen und fuhr nach Frankfurt hinunter.

Als Lili wenige Tage später gleichfalls in ihr Elternhaus heimkehrte, gingen sie einander aus dem Wege, und als sie in der Komödie einander begegneten, sprachen sie „sieben Worte“ miteinander, kühl und artig, wie gleichgültige Bekannte. Noch hätten sie einander auf einem Ball treffen sollen, auf den sie sich früher verabredet hatten und zu dem Goethe sich einen altdeutschen Ritteranzug in Schwarz und Gelb eigens hatte anfertigen lassen. Doch diese Verabredung ging zurück. Lili hatte — wegen einer leichten Erkältung! — beschlossen, den Ball nicht zu besuchen.

Gut, so würden sie einander also nicht treffen! Für den hübschen Maskenanzug würde sich gewiß eine andere Verwendung finden lassen. An Gelegenheit und Abwechslung fehlte es Goethe ja niemals.

Es traf sich, daß in diesen Tagen Hofrat Zimmermann aus Hannover — der berühmte Arzt und Schriftsteller, mit dem er sich in Straßburg so gut verstanden hatte — in Frankfurt eingetroffen war und als willkommener Gast im Goetheschen Hause abstieg. In seiner Begleitung befand sich seine sechzehnjährige Tochter, das niedliche Urfelchen, ein scheuholdes, noch kindhaft-unerschlossenes Mädchen, das sich sofort an Frau Rat mit innigem Vertrauen angeschlossen. Mit dem weltmännisch-erfahrenen Vater aber fand der junge Dichter sehr bald wieder den anregenden Kontakt.

Nichts Willkommeneres hätte ihm grade in diesen Tagen sich ereignen können. Jetzt zeigte er sich nach außen hin von besonderer Lebhaftigkeit und nahm an den Dingen dieser Welt gesteigerten Anteil. So hoffte er am besten den ihn beschleichenden Gedanken an Lili entgehen zu können.

Es ging auch ganz gut, solange er tagsüber im Trubel und unter Menschen war. Dann sog er das Getümmel mit Begierde in sich ein und nahm lebhaft daran teil. Mitunter – welch Glück! – legte es sich über ihn wie völliges Vergessen . . .

Doch wenn er nachts seine Stube betrat, in der er so viel an Lili gedacht, so oft sich um sie gesehnt und gebangt hatte, dann schlichen sich Erinnerungen wie geheime Mahner an ihn heran, um schließlich wie in Sturzbächen über ihn herzufallen. Um ihnen zu entrinnen, mußte er sich niedersetzen und schreiben. Doch was er sich selbst zu beichten hatte, das mußte er, um nicht ins Leere sich zu verströmen, irgendwie einer fremden Brust anvertrauen; einer fühlenden, aus der ihm, ob auch zunächst bloß im Geiste, eine Antwort entgegentönte. Das war immer wieder die unsichtbare ferne Freundin und Beichtschwester, der er sein Herz ausschüttete, um sich aus seinen Nöten zu befreien. Wie innere Wärme strömte es auf ihn zurück: das war, was er brauchte, was ihn beruhigte.

So saß er dann und schrieb. Wie er aufs tiefste sich danach sehnte, in ergreifendem wahren Genuß und Leiden jene Seligkeit, die sonst Menschen gegönnt ward, auch seinerseits zu empfinden! Sollte er denn ewig „auf den Wogen der Einbildungskraft und überspannten Sinnlichkeit himmelauf und höllenab getrieben werden?“ Dann fühlte er, wie seine innere Unruhe vor dem bunten

Außenwirbel doch nicht völlig hatte entweichen können. Wie die ungeklärten Gedanken an Lili ihn heimlich jetzt begleiteten. Wie jede zufällige, ob auch ganz kurze Begegnung mit ihr ihn gleichsam aus sich heraus warf. „Wär' ich das los!“ strudelte es aus ihm hervor. „Und doch zittere ich vor dem Augenblick, da sie mir gleichgültig, ich hoffnungslos werden könnte!“

Vergeblich suchte er das Steuer zu halten. Würde er sich retten können — oder würde er stranden? Loskommen wollte er — und konnte doch von dem Mädchen nicht ab! „Heute früh regte sich's wieder zu ihrem Vorteil in meinem Herzen!“ Dann suchte er sich allerhand Lappereien um die Ohren zu schlagen, um nur die aufreibenden Verwirrungen seines Innern zu betäuben!

Doch er wäre nicht Goethe gewesen, wenn er nicht trotzdem wieder einen Moment erhebender Sammlung aus sich heraus geschaffen hätte. „Gustgen“, schrieb er, „wenn ich das Blatt zurücksehe: welch ein Leben — ! Soll ich fortfahren? Oder mit diesem auf ewig endigen? — Und doch, Liebste, wenn ich wieder so fühle, daß mitten in all dem Nichts sich doch wieder so viele Häute von meinem Herzen lösen, so die konvulsiven Spannungen meiner kleinen närrischen Komposition nachlassen, mein Blick heiterer über die Welt, mein Umgang mit den Menschen sichtbarer, fester, weiter wird, und doch mein Innerstes immer, ewig, allein der heiligen Liebe gewidmet bleibt, die nach und nach das Fremde durch den Geist der Reinheit — der sie selbst ist! — ausstößt und so endlich lauter werden wird, wie gesponnen Gold: da laß ichs denn so gehen (betrüge vielleicht mich selbst) und danke Gott! — Gute Nacht. Addio. Amen.“

Eine Ballnacht

Nach der vollzogenen Weihe solch geheimer innerer Selbstreinigung durfte Goethe mit doppeltem Vertrauen ins reale Leben des Tages zurückkehren. Auch dieses diente der Fortführung der begonnenen Selbstbefreiung. So vor allem der Verkehr mit einem so überlegenen Geiste wie Zimmermann. Dessen heiterer Weltfinn, der das Leben stets gewinnbringend anzupacken wußte und der auch mit Frauen immer die richtige Tonart fand, hatte für den, der ihm näher kam, ebensoviel Beschwichtigendes wie Anregendes. In manchen Punkten brachte er Goethe zu neuem Nachdenken. So stand er beispielsweise Lavater recht kritisch gegenüber. Als ausgesprochener Freigeist fühlte er sich durch die ewige gottselige Schwärmerei, die gar zu gerne zur Proselytenmacherei übergang, beengt und nannte deshalb Lavater einen „tracassier“, einen Quälgeist. Goethe nahm sich des Freundes zunächst redlich an und widersprach. Im Geheimen mußte er jedoch daran denken, wie gerne dieser Prediger mit seiner weichmütigen Schönrednerei auch ihm zugesetzt und ihn zu bekehren versucht hatte.

Im Gegensatz hierzu war Zimmermann ein Mensch, der jeden gern in seiner Eigenart gelten ließ und auch Widersprechendes zu würdigen verstand. Besonders wohlthuend berührte Goethe dessen warme Liebe für bildende Kunst. Er hatte da erst kürzlich, durch Haugwitz' Vermittlung, ein ihm besonders wertres Frauenbildnis erworben, das der Mengs-Schüler Naumann nach einer älteren italienischen Vorlage angefertigt hatte. Als Dichter fühlte er sich mächtig von dem seelischen Ausdruck

dieses ebenso leidvollen als schönen Frauenantlitzes ergriffen: stellte es doch die berühmte Beatrice Cenci dar, die, als Opfer und Mörderin ihres ruchlosen Vaters, schon manche Dichterherzen entflammt hatte. Wie fein verstand Zimmermann auf die hierdurch geweckten Empfindungen einzugehen, und aus den gezeichneten Zügen dieses unschuldvollen Mädchens ihr tragisches Martyrium abzulesen. Wenn Lavater für seine „Physiognomischen Fragmente“ einen eindrucksvollen Abschluß finden wollte, meinte er, dann möge er dieses Mädchenbildnis reproduzieren, aus dessen geheimnisvollen Zügen sich ein ganzes Menschenschicksal offenbare.

Es tat Goethe besonders wohl, sich durch Gespräche dieser Art von den ihn umlauernden Selbstquälereien zu entlasten. Wie gern ging er auf die reiche Gedankenwelt, die Zimmermann vor ihm auszubreiten verstand, ein! Stets neue seelische Bereicherungen quollen ihm daraus entgegen. Und es verstand sich von selbst, daß er, wie der Empfangende, so auch der Spendende war. Zimmermann war bereits gut bekannt mit dem, was von Goethe bis dahin gedruckt vorlag, und vor allem mit Werthers seelischer Welt eng vertraut. Doch wünschte er, auch von dem, was noch im Werden begriffen war, „einiges zu nippen“. Und natürlich war es vor allem das Faustgedicht, von dem Lenz ihm soviel vorgeschwärmt hatte, wonach sein Trachten stand.

Goethe zauderte ein wenig, da er Unfertiges nicht gerne preisgab. Dann aber entschloß er sich doch, dem freundlich gestellten Ansinnen zu willfahren. Er lief aus dem Zimmer und kehrte mit einem sackartigen Bündel wieder, das er übermütig auf dem Tisch entleerte. Eine

Unzahl verschiedenartiger und unregelmäßig beschriebener Blätter und Zettel kullerten heraus.

„Hier haben Sie meinen Faust!“ rief er übermütig. „Gehen Sie selbst zu, wie Sie damit fertig werden!“

Zimmermann ließ sich nicht verblüffen. Mit ruhiger Geduld stellte er sich die Szenen zusammen und vertiefte sich darin. Und als er dann, nach ein paar Stunden, aufatmend Goethe sein Entzücken und seine Bewunderung aussprach, fühlte dieser sich wahrhaft erhoben. Er spürte die Ehrlichkeit der ausgesprochenen Anerkennung und war davon desto tiefer bewegt, je mehr ihm das Urtheil gerade dieses Menschen wertvoll erschien.

Auch Vater Goethe unterhielt sich gerne mit Hofrat Zimmermann, dem er als einem weitgereisten und belese- nenen Manne besondere Aufmerksamkeit schenkte. Mittlerweile hatte sich die Mutter aufs herzlichste mit dem so anlehnungsbedürftigen Namsfellen Ursula angefreundet und das stilldürstende Seelchen unter ihre besondere Obhut genommen. Sie verstand es, auch ihren Sohn für das gute Kind ein wenig einzunehmen, und war geradezu glücklich darüber, ihn dazu zu bringen, sie auf jenes Ballfest, zu dem er von Lili eine etwas hochmütige Absage erhalten hatte, als seine „Dame“ mitzunehmen. So konnte also der schwarzgelbe Ritteranzug doch noch zu Ehren kommen, und das tat dem gekränkten Dichterherzen im Grunde recht wohl.

Im „Römischen Kaiser“ auf der „Zeil“ brannten drei mächtige Kristalllüster, die, unterstützt von zahlreichen Armleuchtern zwischen funkelnden Spiegelwänden, ein festliches Licht verbreiteten. Auf dem glänzend gewichsten

Parquetboden des großen Saales bewegten sich in zierlichen Tanzpas' zahlreiche wohlgeputzte Paare. Der altdeutsche Ritter in neuem Prunkgewande, eine stattliche Erscheinung, wurde mit seiner blutjungen „Versailler Schäferin“, die in schmachtdem Blau und Rosa an seinem Arm schwebte, von vielen bewundernden und beneidenden Blicken umschwärmt. Natürlich hatte man den allbekannten Doktor Goethe rasch erkannt und mit Verwunderung vermerkt, daß sein bisheriger „Schwarm“, die entzückend-schöne Demoiselle Schönemann, nicht mehr an seiner Seite erschien. Wer war nur das gänzlich unbekannte, doch auch sehr charmante Persönchen, das ihn diesmal begleitete? Etwa eine neue Flamme? Man durfte es ihm schon zutrauen!

Viel zum Tanzen kam Goethe vorerst nicht. Sein Mädcl hatte einen Husten und mußte sich schonen. So beteiligte er sich nur an zwei Menuetts, das zweite Mal mit der schönen Antoinette Gerock. Sonst hielt er sich galanterweise an Ursula, die anfangs wohl schüchtern dafsaf und die vielen fremden Menschen mit ihrer für sie ungewohnten Mundart befangen musterte. Um so reizvoller war es, sie allmählich zum Aus-sich-herausgehen zu bringen. Wenn ein pochender Vater, dachte Goethe, sie vielleicht allzusehr in sich zurückscheuchte, so mochte ein leise lispelnder Liebhaber die nur scheinbar vorgeschobenen Kiegel zu ihrem Innern vorsichtig öffnen. Sie hatte gleichsam „die Tür nur leise angelehnt“ und wartete darauf, daß jemand einträte. Waren in Urselchens blassem runden Gesichtlein die Mundwinkel und Nasenflügel anfangs streng oder ängstlich verschlossen, so kündeten doch die großen, blanken, arglos aufgeschlagenen

Augen, daß sie nicht abgeneigt war, das Weltgetriebe ein wenig auf sich wirken zu lassen. Nur der dumme Husten, der sich in der dicken und heißen Ballsaalluft sogar noch verschlimmerte, hinderte, daß Ursula so voll, als sie wohl gemocht hätte, aus sich herausging. Doch dünkte es Goethe äußerst lieblich, wie sie sich sanft von ihm bestricken ließ.

Es war schon zu ziemlich vorgerückter Stunde, als Vater Zimmermann plötzlich mit zwei besonders vornehm blickenden Herren in Goethes ablegener Nische erschien. Welch wunderbare Überraschung: es waren Karl August, der junge Herzog von Weimar, und sein Kammerherr, Baron Knebel! Freudig erregt fuhr Goethe empor: eine erwünschtere Begegnung hätte ihm gar nicht bereitet werden können. Auch der achtzehnjährige Herzog war wie außer sich vor Begeisterung! Morgen, ganz sicher, hatte er sich vorgenommen, bei Goethe vorzufahren. Wie köstlich, daß er ihn gleich heute traf! Karl August strahlte vor eitel Lebenslust und aus seinem unternehmend geröteten Gesicht leuchteten ein Paar prächtige junge Hertscheraugen.

Ja, er war auf der Tour nach Karlsruhe, wo demnächst geheiratet werden sollte. Wenn er Anfang Oktober mit seiner Frau Gemahlin abermals Frankfurt passieren würde, dann, ohne Widerrede, werde er Goethe, als seinen Gast, mit nach Weimar nehmen! Das sollte dort ein Jubel werden! So einen, wie Goethe, der alles in Bewegung brachte, konnten sie dort grade brauchen. Der junge Herzog wollte ein neues Zeitalter des frischen, jungen geistigen Lebens über Deutschland herbeiführen, und Weimar, ob auch klein, sollte Mittelpunkt werden!

Goethe vermochte kaum zu Worte zu kommen, so sprudelte der junge, enthusiasmierte Herzog alles hervor. Vor wenig Stunden war er angekommen, jawohl, und im „Römischen Kaiser“ ahnungslos abgestiegen. Kaum aber hatte er von dem dort stattfindenden Ballfest gehört, so mußte er dabei sein! Knebel sollte bestätigen, daß alles so stimmte. Aber eigentlich durfte er ja Goethe nicht stören in seiner Unterhaltung mit dem reizenden kleinen Fräulein. Doch wenn man's durchaus wünschte, werde er Platz nehmen. Man brachte auch soeben die bestellte Sektbowle an. Auf fröhliches Beisammensein!

Da saßen sie denn also zusammen und tafelten als gute Freunde. Hell und heiter klangen die Gläser aneinander.

Woher nur auf einmal die hübschen jungen Damen alle kamen, die lachend ihre Köpfe zur Nische hereinsteckten? Hatte Papa Zimmermann, der pfiffige Schäfer, die vielleicht herbeigewinkt? Bitte nur näherzutreten, meine verehrten schönen Frauenzimmerchen! Platz ist genug, man kann auch zusammenrücken! Und daß der Wein nicht alle wird in dieser Nacht, dafür wird auch gesorgt sein! So jung kommt man nicht wieder zusammen!

Vom Saal her schmetterten die Tanzweisen, drang der Schleif- oder Stampfschritt der Ballgäste herein. Auch darin lag Aufforderung. Mitmachen! Mitmachen! Karl August liebte vor allem die Allemande, mit ihren Drehungen, Armtouren und Pirouetten — gerade weil sie nicht höfisch war und aus dem Volke kam. Nur nicht soviel Langeweile und steife Abgemessenheit beim Tanz, mit feierlichem Schreiten und unaufhörlichen Verbeugun-

gen! Gewirbelt muß man werden, umherfliegen, sein Mädels schwenken! So liebte es der Herzog und so war es auch Goethe recht. Er nahm Urlaub von Urselchen und fauste mit einer lachenden Schönen in den Ballsaal hinein. Seit zwei Stunden war Mitternacht vorüber. Da lösten sich ganz von selbst die Bande des Zeremoniells.

Welch Kausch der Vergessenheit, wenn man unter anfeuernden Musikklängen sich so drehte und dahinslog! Wo blieb da noch die Schwere? Wo haftete Bedenklichkeit? Liebestummer? Wo gab es das? Neue Tore taten sich auf!

Die sechste Morgenstunde schlug von der Turmuhr der Katharinenkirche, als Goethe endlich das gute Urselchen, das, trotz seines Nichttanzens, brav und wacker ausgehalten hatte, nach Hause brachte. Ihr Vater hatte sich irgendwo im Gedränge des Ballsaals verloren. Und der Herzog, von dem man sich soeben erst verabschiedet hatte, war schwer vom Trunk und vom Tanzwirbel, gestützt auf Knebel, zu seinem Zimmer hinaufgewankt. Auch in Goethes Kopf sumimte es. Doch die frische Morgenluft tat ihm wohl, und die Kavalierspflcht hielt ihn aufrecht.

Jedenfalls lieferte er die ihm anvertraute „Dame“ wohlbehalten in die Arme der Frau Kat ab, die, bereits aus den Federn gekrochen, ihnen entgegenkam. Dann stolperte der benebelte Schwärmer selig zu seinem Stübchen hinauf, wo alsbald ein wohlverdienter Schlummer ihn umfing.

„Fee Hold oder Unhold?“

Doktor Zimmermann und Fräulein Tochter waren abgereist. Sie hatten im Hause des kaiserlichen Rats Goethe das denkbar angenehmste Andenken hinterlassen. Vater, Mutter und Sohn waren sich darin einig. Obwohl letzterer immerhin einigen Grund zur Beschwerde gehabt hätte. Denn das liebe Urselchen hatte ihm, als besondere Erinnerungsgabe, ihren Husten vermacht.

Doch darüber grollte er nicht. Nach den Aufregungen und Strapazen der letzten Zeit war es ihm vielmehr ganz angenehm, den aufgeschnappten Katarrh als Anlaß zu benutzen, ein oder zwei Tage lang das Bett zu hüten. Ganze Ketten von Gedanken und Bildern rollten sich vor ihm ab. Das Gefühl, zu sich selber zu kommen und über Vergangenes und Zukünftiges in aller Gemütsruhe ein wenig träumen und sinnieren zu dürfen, war gewiß nicht von der Hand zu weisen.

Kurz nach zehn Uhr morgens kam seltener Besuch. Vater und Mutter erschienen und nahmen am Bett des Sohnes mit einer gewissen Feierlichkeit Platz. Um so aufgeräumter und ungezwungener zeigte sich Wolfgang selbst, der doch manchmal so schwierig sein konnte. Zunächst ließ er sich das von der herbeigeschlurften alten Christine gebrachte Frühstück, bestehend aus Tee und Zwieback, aufs beste schmecken, und plauderte dabei, so recht wie in alten Zeiten, in ungezwungener Zutraulichkeit. Ach, ihm war ja so wohllich ums Herz, mal wieder wie früher ein wenig das „gute Kind“ sein zu können und die lange entbehrte Behaglichkeit häuslichen Segens

um sich walten zu sehen. Hatte er nicht ein Paar wirklich gute und wohlgesinnte Eltern, die mit tieferer Liebe, als er verdienen mochte, an ihm hingen und jedes Opfer für ihn zu bringen bereit waren?!

Besonders der Vater war eigentümlich weich gestimmt, wie man's sich kaum noch an ihm versah. Er hatte gerade in diesen Tagen vernommen, daß mit Lili alles zu Ende sei und daß er nun von dieser „Staatsdame“ nichts mehr zu befürchten brauchte. Er war seinem Sohne geradezu dankbar dafür und fühlte ihn seinem Herzen näher als sonst. Nur daß er auf das längst abgelegte Projekt mit Demoiselle Münch wieder einzulenken versuchte, war herzlich verfehlt. Da winkte nicht nur der Sohn, sondern auch die Mutter mit Entschiedenheit ab.

So hastete das Gespräch denn vor allem bei der neuen Begegnung mit Karl August von Weimar. Er war wirklich, am Tage nach der Ballnacht, beim Goethehause vorbeigefahren, hatte vor Huld förmlich gestrahlt, auch die Eltern freundlichst begrüßt und in aller Form seine Einladung zu einem längeren Besuch in Weimar erneuert.

Der Mutter hatte dies gewaltig imponiert, der Vater aber, wiewohl auch er sich geschmeichelt fühlte, warnte vor Optimismus. Er war nun einmal gegen alle Fürstlichkeiten mißtrauisch und vertrat standhaft, als Republikaner, die Ansicht, daß man gut daran tue, auf derlei schöne Worte und verlockende Versprechungen nicht allzuviel zu geben. Jedenfalls möge der Herr Filius seine Frankfurter Position nicht außer acht lassen. Wenn er nur halbwegs klug vorgehe, würden ihm die Türen zum

Hohen Rat und mit der Zeit wohl gar zu dessen höchster Stelle weit offen stehen. Er solle nur fleißig daran arbeiten, seine Universalbildung zu erweitern, auch ja die kürzlich abgebrochene Reise nach dem klassischen Lande Italia wieder aufnehmen und im übrigen seine Rechtsanwaltspraxis gut in Schwung bringen — wobei ihm die beratende und aushelfende Unterstützung seines Vaters, wie bisher, in ausnehmendem Maße zur Verfügung stehe.

Goethe war ordentlich gerührt über des sonst so mäkel-süchtigen Vaters gnädige Gesinnung und aufrichtige Theilnahme. Nicht minder empfand er die stille Anwesenheit der Mutter als wahre Wohlthat. Sie sprach nicht viel, aber er fühlte ihren warmen Atem gehen — und darin lag soviel inneres Glück.

Er selbst empfand stark und tief, daß sein Leben jetzt vor einer Wende stand. Der schmerzlichste Drang seiner Jugend war am Verebben. Was würde ihm die neue Lebensfee bescheren? War es eine Fee Hold oder Unhold?! Was er jetzt abgeschlossen hinter sich sah, waren, wie er sich selbst eingestand, „die zerstreuesten, verworrensten, ganzesten, vollsten, leersten, kräftigsten und läppischsten drei Vierteljahre seines ganzen Lebens“. Und er fühlte, daß derlei nicht wiederkommen durfte. Mit offener Bereitschaft lauschte er daher den erfahrenen und gutgemeinten Worten des Vaters, der ihm dringend ans Herz legte, nunmehr mit geschlossener Kraft einen neuen Lebensabschnitt zu beginnen.

Was ihn besonders rührte, war, daß aus den zurückhaltend gesetzten Worten des guten Alten doch ein ungemein zärtlicher Stolz auf den so hochgerathenen Sohn

hervorleuchtete. Wenn Rat Goethe auch immer wieder die praktische Seite des Lebens hervorhob und für die weitere Entwicklung des Sohnes vor allem eine gesunde Berufsbasis gelegt wissen wollte, so war doch deutlich herauszuspüren, daß sein Hauptstolz den dichterischen Talenten seines Sprossen galt und daß sein höchster Ehrgeiz darauf gerichtet war, gerade diese zu ihrer vollen Reife und Ernte gebracht zu sehen. Darum wandte er sich mit solcher Entschiedenheit gegen die Zerfaserung und Zersplitterung, die er bei seinem Wolfgang manchmal hatte beobachten müssen und die er als die schlimmsten Feinde eines fruchtbaren seelischen Wachstums erachtete. Es klang geradezu eine tiefe Besorgnis aus seinen Worten heraus: ob es dem von der Natur und allen guten Genien so ungewöhnlich reich bedachten jungen Menschen gelingen werde, jene höchsten Höhen seelisch-dichterischer Leistungsfähigkeit, die des Vaters Auge für ihn erschante, zu erreichen.

Goethe war aufrichtig ergriffen, den Vater so sprechen zu hören, und als die Eltern ihn, nach einer guten Stunde innigen Beisammenseins, verlassen hatten, dachte er, im Bett ausgestreckt, tief und intensiv über all das Beredete nach. Etwas pedantisch hatte der Vater ja freilich den vorgetragenen Lebensplan auskalkuliert; aber das viele Gute, das darin war, wollte der Sohn zweifelsohne beherzigen. Nur war seine Art eine andere und freiere, ging nicht immer stramm und unentwegt geradeaus, sondern liebte auch blumige und dämmrige Seitenpfade. Aber gerade so hoffte er sein ureigenstes Ziel am natürlichsten zu erreichen.

Neues Wachsen

Und wirklich, ein „Seitenpfad“ war es, der Goethe in besonderer Weise dazu verhalf, sich wieder zurechtzufinden. Das war all die Liebesgunst, die Lottchen Nagel ihm erwies.

Dieses wunderliche Mädchen, das dennoch in seinem unverderbten Volksinstinkt soviel Stärke, Einfachheit und Unbedingtheit verriet, hatte ihm von Anfang an seine Zuneigung nicht verhehlt. Und Goethe hatte sich gern dazu herbeigelassen, hie und da in lässiger Laune ein Stündchen mit ihr zu „verliebeln“. Jetzt aber, wo er sein Herz wieder frei fühlte und die manchmal ungesunden Spannungen, die das Lili-Erlebnis zuletzt in ihm geweckt hatte, von ihm abfielen, fühlte er mit stiller Rührung, in wie eigener Weise das Mädchen ihm wertgeworden war. Ihre völlig unberechnende Art, sich ihm hinzugeben, ganz schlicht, ganz natürlich und doch mit der echten Blutsleidenschaft eines jungen Weibes, strömte wie Schicksalsgnade in sein ganzes Wesen ein. An Lottchens Herzen, in ihren umschlingenden Armen fühlte er sich gesund werden. Keinerlei Gedankenlast, keinerlei Probleme, keinerlei bindende Verpflichtungen bedrängten ihn. Nichts anderes wollte Lottchen ihm sein als eine in Freiheit sich schenkende Geliebte. Und in Freiheit sollten sie, nachdem ihre Sendung an ihm sich erfüllt hatte, wieder auseinandergehen. Sie war ja keine, die man „heiratete“! Sie wußte es und sie rechnete damit.

In Goethe aber war der „Sinnenmensch“ in reger Beschwingtheit wieder wachgeworden. Kein Zufall

war's, daß eben um diese Zeit er aus der ihm so wohlvertrauten Bibel das „Hohe Lied Salomons“ sich vornahm und mit dessen ganzer Blut der Empfindungen unserer deutschen Sprache neu einverleibte. Keine Verzierlichung, keine Verprüderung, keine falsche Scham ließ er bei der Übertragung in sich aufkommen. Alles sollte so dastehen, unverfälscht und unabgeschwächt, wie der alte Dichter es vor Jahrtausenden einst empfunden und gesagt hatte.

Und war es nicht Lottchen Nagel, der er es verdankte, daß er so gradezu und doch in gehobenen Tönen jetzt zu reden vermochte? Das machte das Mädchen ihm im stillen noch lieber. Sie wuchs dadurch gleichsam in seine Phantasie hinein, wurde über die alltägliche Wirklichkeit hinaus ein in verklärte Sphären versetztes Wesen. Etwas wie schillernder Nebelganz wob sich um das in Liebe erglühte Volkskind, das an einen, der ihr als ein Höherer galt, sich wegschenkte, um kaum eines anderen Lohnes willen, als daß er auch sie ein wenig liebhaben sollte. Der Welt galt dieses Mädchen als eine „Verworfenene“. Der Dichter aber wußte es besser. Kraft seiner göttlichen Begnadung hatte er in ihr eine erblickt, der er Unsterblichkeit schenken konnte.

So war Goethe unversehens wieder in frisch belebte dichterische Gedankenwelten hineingeglitten. Der Stoff, der ihn, als er von Lili Abschied nahm, noch in vagen Zügen umschweifte, nahm jetzt festere Gestalt an. Und natürlich konnte es nicht fehlen, daß auch ein mächtiger Strom von Liebe sich hinein ergoß. Damit erst war diese ferngerückte Welt ganz für Goethe gewonnen.

Konnte doch allein durch die Liebe seine Dichterkraft voll entfesselt werden. Jetzt wurde auch der „Held“ seines Dramas, Egmont, in funkelnde Lebensfarbe getaucht und bekam strogende Blutwärme. Goethe sah ihn so licht, so strahlend, daß das Tragische seines Geschicks streckenweise dem Bewußtsein fast entrückt war. Dieser niederländische Volksheld erschien seinem Erdichter als der Mann, den alle lieben mußten. Vor allem diese Eine, diese Gläre, dieses prächtige Mädel aus dem Volk, das so hochherzig war in seiner Hingabe, daß der Dichter selbst sich manchmal in sie verliebt fühlte. Aber auch das übrige Volk, so freiheitsliebend, so tüchtig, so in sich selbst ruhend, so wesenhaft, wuchs ihm mehr ans Herz. In jeder einzelnen Figur, die er da sich erschuf, spürte er etwas vom großen Ganzen. Das machte sie alle miteinander so lebendig und selbst in ihren kleinen Schwächen und mitunter argen Verschlagenheiten in seltsamer Weise lebensnah. Man durfte sie nur nicht gleich feierlich nehmen oder gar auf Stelzen setzen. Ein guter Zuschuß von Humor tat ihnen allen wohl wie ein frischer Schluck Quellwasser. Und diese Frische fühlte er jetzt stahlklar in sich sprudeln.

Eine Freude war's ihm auch, daß der Vater an dieser Arbeit so belebenden Anteil nahm. Der Alte war doch ehrgeiziger, als man denken sollte. Auf diesen „Egmont“ baute er große Hoffnungen. Darum hatte er gleich bei Beschaffung des geschichtlichen Quellenmaterials wacker mitgeholfen. Und gern ließ er sich vom Sohn Bericht erstatten, wie die Arbeit weiter wuchs. Ja, er trieb ihn ordentlich an, daß er das Stück zu raschem Abschluß bringe. Im Geiste sah er es schon auf der Szene und

vermeinte beinahe den donnernden Applaus des in Begeisterung versetzten Publikums zu hören.

Der Dichter selbst war in der Hinsicht lässiger. Er liebte es nicht, sich antreiben zu lassen. Nur in den köstlichsten, begnadetsten Stunden, wenn alles frei und ungezwungen in ihm strömte, setzte er sich zum Dichten nieder. Auch war ihm eine gewisse Abwechslung in der künstlerischen Thätigkeit Bedürfnis. Und ob der Vater auch knurrte, ganze Tage lang ließ er das Dichten liegen und warf sich um so mehr aufs Wandern oder aufs Zeichnen. Anregung zu letzterem hatte er durch seinen Freund Georg Melchior Kraus, den Maler, empfangen, der soeben von einer längeren Studienreise durch Nord- und Mitteldeutschland heimgekehrt war und ganze Mappen von Skizzen und Studien auszubreiten hatte. Beim Betrachten dieser Blätter und im Gespräch mit dem Freunde erwachte in Goethe alsbald der eigene Zeichentrieb, um so mehr, als Kraus ihm gern beratend zur Seite stand, und nicht zuletzt, weil er soviel gerade von Weimar, wo er sich längere Zeit aufgehalten hatte, zu erzählen wußte.

Dies alles gab Goethe innerlich zu schaffen.

Merkwürdig, wie seit kurzem eine leichte Schwermut des Abschiednehmens ihn zeitweilig heimsuchte — so als eine Art Vorahnung, als ob jetzt vieles zu Ende gehen müßte — in wunderlichem Gegensatz zu jenem anderen, doch im Grunde freudigen Trieb, sich abermals in die Welt zu stürzen, um unter fremden Menschen und in fremden Zonen sein Heil zu suchen.

Dann konnte er oft stundenlang, besonders gegen Abend und in der Nacht, in seinem lieben Frankfurt

umherschweifen, das doch nun mal seine Vaterstadt war und das er, wollend oder nicht, tief und geheimnisvoll ins Herz geschlossen hatte. Besonders die altertümlichen Teile mit ihren schnurrig verbauten Gäßchen und von Plätscherbrunnen belebten kleinen Plätzen und Winkeln zogen ihn mächtig an. Und die anheimelnden, hohen, verschnörkelten Treppengiebel, die schöngebauten Erker mit den traulichen Bugenscheibchen, die schattig zurückgedrückten Eingangstore mit ihren altfränkischen Türklopfern, alles das sprach so seltsam intim zu ihm, nicht zuletzt als Poeta. Manchmal war ihm zu Mut, als könne plötzlich aus einem dieser alten Häuser ein Jetter oder Goest oder auch ein Brackenburg hervortreten; oder als müsse er selbst, tief in seinen Mantel gehüllt, hinter einem dieser Pfortchen verschwinden, weil oben unterm Dach, in einer saubergehaltenen warmen Stube, ein Klärchen oder Gretchen auf ihn wartete, voll liebender Sehnsucht im bewegten kleinen Herzen. Und war es nicht manchmal so gewesen? Ach, überall floß ihm hier das Leben in seine Dichtung hinein, wie seine Dichtung immer wieder zum Leben zurückstrebte.

Zumeist strolchte er allein in diesen Gegenden umher, ganz seinen Gedanken und Träumereien überlassen. Zuweilen aber durfte auch Freund Kraus ihn begleiten, der als Maler niemals störend war und fein auf seine Stimmungen einzugehen verstand. War dieses Frankfurt doch ihre gemeinsame Vaterstadt, die sie, vielleicht ebenfalls gemeinsam, bald verlassen würden. Das schuf solch eigenartige innere Verwandtschaft. Dazu die Erinnerung an jene letzte Silvesternacht, die mit geheimnisvollen Be-

ziehungen sie umwob, und auch unausgesprochen ihnen fühlbar blieb.

Genießersch-froh und mit allerhand studentenmäßiger Ungezwungenheit aufgelegt, machte Goethe mit dem bequemen Freunde seine Streifereien. Er fühlte sich dabei ganz als „Volk“ und nahm an den Volksgewohnheiten mit einer Art von Begeisterung teil. So freute er sich jedesmal, wenn er vom Römerberg zum Domplatz hinüberschlenderte, auf dem Altenmarkt beim sogenannten Schirnehaus Station zu machen. Dort hatte sich unter dem von einem Holzpfeiler getragenen vorkragenden Schindeldach auf offener Straße ein Würstchensieder niedergelassen, der aus brodelndem Kesselchen seine Ware feilbot. Goethe ging niemals vorüber, ohne sich als Würstchenesser gütlich zu tun. Und während er dort stand und verzehrte, machte es ihm besonderen Spaß, unterm Sternenhimmel zu philosophieren. Oder auch schwelgerisch zu schwärmen. Und Kraus, wenn er neben ihm stand, war sein dankbarer Zuhörer.

So konnte ihn gelegentlich mit eigentümlicher Macht, aus verwehelter Erinnerung heraus, die alte Fauststimmung überkommen. Mephisto und der Pudel zogen ihre Kreise um ihn, Frau Marte Schwertlein stolzierte aufgeblasen vorüber, am Brunnen drüben stand Lieschen und klatschte, vor dem betreten zuhörenden Gretchen, von Bärbelchens Vergehungen.

So merkwürdig war dies alles, so unheimlich gegenwärtig!

„Glaub's mir, Bester“, raunte Goethe und faßte dabei des Freundes Arm, „nur im Gewirr dieser Gäßchen, nur auf diesen ehrwürdigen alten Kirchplätzen konnten

manche Faustszenen in mir entstehen. Drüben auf dem Domplatz, so seltsam es klingen mag, ist mir eines hellen Mittags einst Gretchen leibhaftig entgegengekommen. Just wie mein Phantasiegeschöpf, mit dem Gebetbüchlein im Arm, trat sie fromm und züchtig aus der Kirche, die blonden Zöpfe hoch aufgebunden, die Augen sanft und sittsam zu Boden geschlagen.

„Und hast trotzdem gewagt, sie anzureden?“

„Frechling! Solche Keckheit hab' ich natürlich meinem Bruder Faust vorbehalten! Doch war ich von der unerwarteten Erscheinung derart fasziniert, daß ich wie ein ungezogener Bub hinter dem armen Kind eine ganze Weile herstrich, es wie ein Verrückter mit meinen Augen verschlingend. Das gute Ding ängstigte sich natürlich und war froh, die elterliche Tür alsbald hinter sich zuschlagen zu können. Ich aber hatte mein langgesuchtes Gretchen, lebendig einher wandelnd, gefunden und war innerlich voller Seligkeit. — Alles übrige ergab sich dann von selbst. Szene auf Szene rollte mir nur so aus der Feder. Und alles sah ich im Geiste wie mit irdischen Augen vor mir, während irgendein geheimnisvoller Dämon mir Red' und Antwort ins Ohr flüsterte.“

„So irdisch, so sinnlich faßt Du, was wir anderen Deines Geistes Produkte nennen?“ zweifelte Kraus.

„Der Geist geht allemal in die Irre, wenn er nicht die Sinne gleichsam als Lenkperde vorspannt“, bekannte Goethe munter. „Über die Pferde können den Wagen gleichsam nur als Blinde ziehen. Es muß einer oben stehen, ein Wacher, und die Wege weisen. Dieser eine aber muß es von Gott haben — darum nennt man ihn Dichter und Seher. — Doch warum zerbrechen wir uns

über derlei Kästelfragen den Kopf? Ich rede große Töne und weiß im Grunde doch selber kaum, was da in mir geschieht!“ Dann, munter abbrechend: „Wie wäre es, statt dessen, lieber mit einem Paar frischer, heißer Würstchen? Die Dinger schmecken hinreißend lieblich und halten Leib und Seele zusammen!“

Schon hatte er ein neues Würstpärlein erwischt und biß mit solchem Appetit hinein, daß ihm der Saft aus den Mundwinkeln lief.

„Aus Dir soll einer Flug werden!“ Kopfschüttelte Kraus, fast ärgerlich lachend. „Eben erst himmelnd und weisheitsvoller Poet — und jetzt ein eifriger Würstfresser, wie’s ein Ostadescher Bauer nicht besser sein könnte!“

„Und beides gleich in derselben Minute!“ trumpfte Goethe auf. „Da staune nur! Aber so ist’s gerade gut. Und ich danke meinem Schöpfer, daß er mich so gemacht hat. Denn wenn ich auch manchmal ein verrückter Irrlichtelierer sein mag, daß es schon rein zum Verzweifeln mit mir ist — es muß doch ein urgesunder Kern in mir stecken, der nichts an sich herankommen läßt! Und der einen unheimlichen Troß besitzt, sich durchzusetzen. Jedenfalls hat mir noch nie meine Poesie den Appetit verdorben, noch auch die Liebe meiner Nächte Schlaf! — Das mache mal, Verehrtester, mir einer nach!“

„Ich freue mich, Goethe, Dich so fröhlich zu sehen“, erwiderte der Freund voll Herzlichkeit, „und werde mich hüten, in dem Punkt mit Dir in Wettbewerb zu treten. Bei mir ist alles mehr in Kästchen eingeteilt, hübsch ordentlich und sauber. Da darf nichts durcheinandergeschmissen werden. Sonst geht der ganze Karren nicht!“

„Da solltest Du eigentlich mir ein leuchtendes Vorbild sein“, fiel Goethe ein. „Was ich ernster meine, als Du vielleicht denkst. Ich weiß, es ist ein Unfug, so vielerlei auf einmal zu machen und sich von Impulsen treiben zu lassen. Natürlich ist Ordnung das Höhere — und ich sage nicht zuviel, wenn ich behaupte, sie ist der Leitstern, nach dem ich trachte. In dem Maße, daß ich vielleicht noch mal ein rigoroser Ordnungsfex werden mag! — Indes, schon wieder hast Du mich auf's Glatteis der Spekulation verleitet. Und ich bin doch hier, um zu schauen! Diese Nacht ist so schön und unser Frankfurt so wunderbar. Komm, Freund, wir wollen uns noch weiter wundern! Wer weiß, wie lange es uns hier noch beschieden sein wird?!“

Abschied von der Heimat

Es war alles fest verabredet. Karl August hatte, als er mit seiner jungen angetrauten Frau auf der Heimreise Frankfurt streifte, Goethe noch einmal aufgesucht und ihm mitgeteilt, daß in wenigen Tagen sein Kammerjunker von Kalb mit einem in Baden neugebauten Landauer vorfahren und Goethe als lieben Gast mit sich nach Weimar nehmen werde.

Nun wartete also Goethe auf Kammerjunker von Kalb. Acht Tage verstrichen, ohne daß dieser kam. Es verstrichen auch noch mehr Tage und er kam immer noch nicht. Goethe hatte, in Erwartung der Abreise, sich bereits von all seinen Bekannten verabschiedet. Sie währten ihn unterwegs und so mochte er von ihnen nicht

wieder betroffen werden. Darum hielt er sich zu Hause in Verborgenheit. Worüber der Vater sich weiblich lustig machte. Glaubte er doch mit seiner Voraussage recht behalten zu haben, wonach Fürstenworte Schwindelworte seien. Der Sohn ließ sich indes die Laune nicht verderben und harrte ruhig weiter.

Tag für Tag saß er über seinem „Egmont“. Die erzwungene Muße kam dem Werk bestens zustatten. Keinerlei Störungen von außen entfremdeten ihn seinen Gesichten, seinen Gestalten. Er lebte mit ihnen, als seien sie sämtlich auf seiner Stube um ihn versammelt. Bangte, weinte, lachte, hoffte und jubelte mit ihnen — wie's gerade kam. Und auch wenn er nachts vermurmt durch die Straßen strich, was er jetzt weniger denn je unterließ, fühlte er sich in dieser selbstgeschaffenen Gesellschaft glücklich. Er wandelte wie in Entrückung, wie in künstlichem Nebel. Und mußte sich manchmal fast zwingen, die Augen zu öffnen und in die Wirklichkeit zurückzukehren.

Einmal konnte Goethe — es war schon zehn Uhr nachts geworden — der Versuchung nicht widerstehen, das Schönemannsche Haus am Kornmarkt zu umschleichen. Er hatte Licht dort erblickt und sah durch die herabgelassenen grünen Rollos hindurch Gestalten sich bewegen. Da schritt eine von ihnen, der ganzen Erscheinung nach mußte es Lili sein, zum Klavier, setzte sich dort nieder und präluodierte. Hart an die Mauer gedrückt, mit pochendem Herzen, lauschte Goethe empor. Da quollen die ersten Gesangstöne empor, es war sein an Lili gerichtetes Lied:

Warum ziehst Du mich unwiderstehlich,
 Ach, in jene Pracht?
 War ich guter Junge nicht so selig
 In der öden Nacht? — —
 Träumte da von allen goldnen Stunden
 Ungemischter Lust!
 Ahnungsvoll hatt' ich Dein Bild empfunden,
 Tief in meiner Brust.

Alle diese Strophen, so voll peinvollen Glücks, so voll
 seliger Plage, glitten an ihm vorüber, das Bild vergan-
 gener Zeiten in ihm weckend. Tief erschüttert aber war
 er — so erschüttert, daß ihm die hellen Tränen über die
 Backen liefen — als die Schlußzeilen des Liedes sein
 Ohr trafen:

Wo Du, Engel, bist, ist Lieb und Güte,
 Wo Du bist, Natur!

Die ganze Schwere seines Verlustes kam ihm noch
 einmal drückend zu Bewußtsein. Zugleich fiel ihm jene
 andere Nachtstunde ein, da er zum ersten Male mit Be-
 wußtsein vor diesem Hause gestanden hatte, und da auch
 damals eins seiner Lieder, ein frühes, noch in älteren
 Tönen befangenes, aus Lilis Munde zu ihm hernieder-
 geschwebt kam und ihn hinaufgetrieben hatte in sein
 Schicksal. Das Gleichartige beider Situationen enthüllte
 ihm um so mehr das Verschiedenartige der seelischen
 Lagen. Damals so ahnungs-, so hoffnungsvoll — und
 heute so resigniert, so voll Entsagung! Wieder wollten
 ihm die Tränen kommen. Ach, er liebte ja Lili immer
 noch, und er mußte sich Gewalt antun, nicht ins Haus

zu eilen, ins Zimmer zu dringen und vor der Singenden niederzuknien, um ihr von Anbetung zu stammeln. Eiligen Schrittes entfloß er durch die schmale, dunkle Gasse, seitlich des Hauses. Er hätte sonst der ihn bedrängenden Stimmen nicht Herr werden können.

Der Vater war unterdes immer unruhiger geworden und hatte von Tag zu Tag eindringlicher gepredigt, daß der Herzog von Weimar den Doktor Goethe aus Frankfurt nichtachtend habe aufsitzen lassen. Somit wurde im Familienrate beschlossen, daß der Sohn jedenfalls jetzt abreisen sollte. Aber nicht nach Weimar — sondern, wie der Vater es immer schon gewünscht hatte, nach Italien.

Es war mittlerweile Ende Oktober geworden, und eines frühen Morgens erhob sich Goethe aus den Federn, um die größte Reise seines bisherigen Lebens nunmehr anzutreten. Der Vater ließ ihm aus dem Bett heraus Lebewohl sagen. Die Mutter war bereits auf und umarmte den Sohn warm und innig. Als er auf die Straße trat, fühlte er sich kühl und beinahe unheimlich angeweht. Ihn fröstelte äußerlich und innerlich. Der geschlossene Schuhmacherladen nebenan blickte so fremd und tot auf ihn hin. Nur auf dem Kornmarkt, wo Lili wohnte, war bereits einiges Leben. Der Spenglersjunge machte dort rasselnd seinen Laden zurecht und begrüßte die Nachbarmagd im dämmerigen Regen. Auf den Abend, wer weiß, gingen die beiden miteinander aus! Goethe drückte sich einsam beiseite und schlich fleilaut zum Postwagen hin, auf dem sein Gepäck bereits verladen war. Der Postillon tutete ins Horn, knallte ein paarmal kräftig mit der Peitsche — fort gings in munterem Trabe.

In Eberstadt, halbwegs Darmstadt, wurde zum ersten Male Rast gemacht. Goethe, innerlich aufgefrischt durch die wehende Spätherbstluft und durch das genossene warme Frühstück, saß da und schrieb etwas in sein mitgenommenes Tagebuch. Es war ihm ganz eigen zumute, noch einmal schweiften seine Blicke zurück.

„Lili, adieu“, schrieb er, „Lili zum zweitenmal! Das erstemal schied ich noch hoffnungsvoll, unsere Schicksale zu verbinden! Es hat sich entschieden — wir müssen einzeln unsere Rollen ausspielen. Mir ist in dem Augenblicke weder hange für Dich noch für mich, so verworren es ausseht! — Adieu —!“

Er machte eine kleine Pause im Niederschreiben. Der Schatten jener anderen war ihm nahegetreten, die zwar nur flüchtig in sein Leben getreten war, doch soviel an Liebe ihm geschenkt hatte. Tief atmete er aus bewegter Brust. Dann setzte er die Feder an und schrieb weiter.

„Und Du! wie soll ich Dich nennen, die ich wie eine Frühlingsblume am Herzen trage! Holde Blume sollst Du heißen! — Wie nehm ich Abschied von Dir? — Getrost! denn noch ist es Zeit! — — O, lebe wohl!“

Vor Bewegung konnte er nicht weiterschreiben. Ihm war, als habe er diesem liebenden Geschöpf gegenüber, das so ganz sich ihm gab, neue Schuld auf sich geladen! Gewiß, sie selbst hatte ihn fortgeschickt, hatte ihn nicht wiedersehen zu wollen vorgeschützt! Aber hatte er so schwachherzig gehorchen müssen? Wenn sie nun dennoch auf ihn gewartet hatte! „Bin ich denn nur in der Welt“, schrieb er nieder, „mich in ewiger unschuldiger Schuld zu winden — — —?“

Da blies der Postillon. Er klappte sein Buch zu, stieg ein und, an Darmstadt vorüber, gings weiter gen Heidelberg. Noch wiederholt machte er unterwegs Eintragungen in sein Tagebuch. Er tat's, um sich von sich selber abzulenken. Immer war, das Leben zu beobachten, Menschen zu studieren, Landschaften zu gewinnen, das beste Mittel dazu. Es mußte auch dieses Mal aushelfen. Wenn nur „das liebe unsichtbare Ding, das ihn leitete und schulte“ — er meinte „Gott“ damit — ihn gnädig in Hut nahm!

In Heidelberg machte Goethe vorläufig Halt. Er wußte, daß Kammerjunker von Kalb hier durchkommen mußte, und da er die Hoffnung auf eine Verbindung mit Weimar, seinem Vater zu Trost, doch noch nicht aufgegeben hatte, so zog er auf der Post Erkundigungen ein und gab seine eigene Aufenthaltsadresse an. Denn er war entschlossen, in Heidelberg einige Tage zu warten.

Wen sollte er hier anders aufsuchen, als Jungfer Delph, die ihm so gern und jederzeit als Vertraute diente? Sie hatte von dem Bruch mit Lili bereits vernommen und sich darein geschickt. Sie war nicht die Person, die gescheiterten Entwürfen lange nachtrauerte. Vielmehr ging sie rasch wieder zu neuen Projekten über.

Auch jetzt hatte sie bereits wieder ein Plänchen zur Hand, das sie mit Eifer ausbaute. Es traf sich famos, daß Goethe zu Kunststudien nach Italien wollte! Er sollte sich nur tüchtig umsehen, und, wenn er zurückkehrte, konnte er dann — Jungfer Delph würde bis dahin alles vorbereitet haben — bei Kurfürst Karl Theodor von der

Pfalz, der mit der Kunst große Dinge im Kopf hatte, als wohlbestallter künstlerischer Beirat in Dienste treten und einer bedeutenden Laufbahn gewiß sein. Um die Knoten aber noch etwas fester zu schürzen, hatte Jungfer Delph bereits ein zweites Projekt ins Auge gefaßt, über das sie sich aber vorsichtigerweise zunächst bloß in Andeutungen erging. Immerhin führte sie Goethe gleich am ersten Abend in die Familie des Oberforstrates von Wrede ein, der eine hübsche und kluge Tochter Susanne besaß, die offenbar zu Goethes Gunsten bereits hinreichend gearbeitet war. Sie näherte sich ihm mit viel Offenheit und Zutraulichkeit, war fröhlich und unterhaltsam und machte so immerhin einigen Eindruck auf das rasch gewinnbare Gemüt des Dichters. Aber natürlich dachte er an nichts weniger als an eine dauernde Verbindung. Das war's aber gerade, worauf Jungfer Delph hinauswollte.

Indes im Buch des Schicksals war es anders beschllossen.

Als in der zweiten Nacht Goethe mit seiner scharmanten Gastgeberin in verspätetem, aber lebhaft geführtem Gespräch dasaß, tönte von der Straße her plötzlich das Signal einer Stafette. Ein Gilbrief ward heraufgebracht, von keinem andern als Herrn von Kalb, der sehr bedauerte, Goethe verfehlt zu haben und nun in Frankfurt auf ihn wartete, um in dem endlich gelieferten neuen Landauer ihn mit nach Weimar zu nehmen.

Goethe war sofort entschlossen, Folge zu leisten — sehr zum Unmute der wackeren Jungfer Delph, die sich die größte Mühe gab, ihn zurückzuhalten. Aber alle Ströme

ihrer in Schleusen aufgezogenen Beredsamkeit fruchteten nichts — Goethe war nicht zu halten.

Noch in derselben Nacht fuhr er nach Frankfurt zurück, traf den weimarischen Hofjunker im „Römischen Kaiser“ und fuhr eine Stunde später, ohne auch nur seinen Eltern nochmals Lebewohl geboten zu haben, in gehetztem Eiltempo weiter — neuen Lebenseindrücken, neuen Entscheidungen entgegen!

Viertes Buch

B i n d u n g e n

Ländliche Residenz

Die Wächter am Erfurter Thor fuhren erschrocken und beinahe unwillig von ihrem Lager auf, als um fünf Uhr früh — es war der siebente November und noch stockfinstere Nacht — ein heftiges Peitschenknallen sie aus dem Schlafe weckte. Ein fluchender Postillon saß auf seinem Kutschbock und fuhr den Herbeistürzenden mit der geschwungenen Peitschenschnur fast unter die Nase. Diese wollten auch ihrerseits zu schimpfen anfangen, als sie plötzlich in Demut erstarrten. Der wohlbekannte Kopf des Herrn Kammerjunkers von Kalb beugte sich aus dem Wagenfenster hervor und herrschte sie mit barscher Stimme an, sich gefälligst zu sputen. Man verspüre keine Lust, in dieser Frühkälte durch unnötiges Warten sich einen Schnupfen oder gar ein Reißen zu holen. Hei, wie flogen da die beiden Goldknaben eiligst aus Thor, brachten es schlüsselrasselnd zum Öffnen und hoben den Schlagbaum hoch!

Dann zogen sie unter tiefen Bücklingen die schweißigen Mützen und ließen die rumpelnde Staatsequipe vorüber.

Goethe hatte sich unterdes die Augen gerieben und fragte ein wenig verwundert, ob man denn schon in Weimar wäre.

„Goeßen durchs äußere Erfurter Thor gerollt“, lautete prompt die Antwort. „Jetzt kommt auch schon das innere Thor und nun befinden wir uns zwischen den Stadt-

mauern. Wenn es bereits hell wäre, könntest Du rechts und links in Gärten gucken, nämlich von unserer durchlauchtigsten Herzogin Amalia und von Seiner Exzellenz dem Herrn Hofmarschall von Schardt. Der dicke Turm, an dem wir vorbei kamen, ist der Kasseturm.“

„Alles noch in Dunkelheit versunken“, konstatierte Goethe. „Bloß da vor uns ein heller Schimmer. Da scheint zwischen zwei Häusern eine Laterne zu baumeln.“

„Das ist beim sogenannten Geleithaus“, erläuterte Herr von Kalb. „Dort mußten ehemals die Reisenden sich, wegen der Unsicherheit auf den Landstraßen, Schutzgeleit erbitten. Das ist nun vorüber. Ihren Geleitzettel müssen sie freilich immer noch lösen: ein nützlicher alter Brauch, der den Amtskassen zugute kommt . . . die es brauchen können!“ fügte er lachend hinzu.

„Das scheint mir auch, lachte Goethe zurück. „Zur Ausflüchtung der Straßen scheint es jedenfalls noch nicht zu reichen. Man kann's ja deutlich spüren, wie's über löcheriges Pflaster und durch Kotpfügen geht. Immer wieder wippen wir auf unseren Sizen hin und her.“

„Das ist hier die Zufahrtsstraße, das sogenannte Eisfeld, wo nur ärmste Bevölkerung wohnt“, entschuldigte sich der herzogliche Kammerherr. „Die Gegend ist etwas vernachlässigt. Doch es wird gleich besser werden, sowie wir auf den Töpfenmarkt kommen, wo unsere würdige alte Stadtkirche steht.“

Wirklich ging jetzt die Fahrt gelinder vonstatten, als man aus dem Gassengewirr herauskam, und nun eine gewisse Platzweite sich bemerkbar machte. Zur Linken erhob sich als dunkle Schattenmasse ein steinerner Koloss, die angekündigte Stadtkirche, in deren frühgotischen

Formen. Rechts schienen aus verschwommenen Umriffen sich bessere Bürgerhäuser zu erheben. Es ging noch ein Stückchen gradeaus, auf einen kleinen Nebenplatz, der von stattlicheren Gebäuden eingerahmt war. Hier hielt der Wagen, vor einem hochgegiebelten, durch eine Säulenpforte ausgezeichneten Patrizierhause, der Deutschritter-Komturei.

„So, da wären wir!“ sagte Herr von Kalb. Schon öffnete sich das Haustor, zwei fackelhaltende Lakaien sprangen daraus hervor, rissen den Wagenschlag auf und halfen den Herrschaften beim Aussteigen. Alles ging wie am Schnürchen.

In der erleuchteten Haustür zeigte sich eine hohe dunkle Gestalt. Es war Seine Exzellenz Herr Kammerpräsident von Kalb, der es sich trotz der frühen Morgenstunde nicht hatte nehmen lassen, den ihm angekündigten Gast seines Herzogs persönlich in Empfang zu nehmen.

„Ich freue mich“, sagte er, „daß meine Berechnungen gestimmt haben. Vor zehn Minuten kroch ich aus den Federn. Ich heiße Sie, Herr Doktor Goethe, unter meinem Dache willkommen!“

Der überaus artige Empfang rührte den Dichter. Auf diese Weise vermochte er sich gleich heimisch zu fühlen. Nach rasch eingenommenem Trunke dampfenden Kaffees machte er von der Erlaubnis Gebrauch, sich auf sein Zimmer zurückzuziehen, um noch ein wenig auszu-ruhen.

Als er gegen zehn Uhr vormittags wieder herunterkam, fand er die Familie von Kalb an reichbesetzter Frühstückstafel. Goethe lernte jetzt auch die beiden Töchter des Hauses kennen, die zwanzigjährige Sophie und die

vierzehnjährige Amélie. Sophie mußte an Stelle der verstorbenen Mutter dem Haushalt vorstehen. Das bißchen hausmütterlicher Würde stand ihr jedoch gut und hinderte sie keineswegs, auch die Künste jungweiblicher Gefallsucht zu üben und vor dem Gast, natürlich „in Züchten“, schillern zu lassen. Selbstverständlich aber ließ sie dem Vater, der in jeder Hinsicht das Oberhaupt der Familie repräsentierte, das große Wort. Finanzkammerpräsident von Kalb legte, gerade weil er amtlich mit lauter nüchternen Verrechnungen und Geldsachen zu tun hatte, besonderen Wert darauf, im Privatleben den Freund der Wissenschaften und Musen hervorzukehren. Gerade gegenüber einem von so weit draußen hergekommenen Dichtersmann mochte er seine Bildungsbeflissenheit mit einiger Selbstgefälligkeit fühlen lassen. Mit raschem Blick durchschaute Goethe die Situation, und wenn er auch zu den ein wenig kleinstädtisch-aufgetragenen Bemühungen von Vater und Tochter innerlich lächeln mußte, so freute er sich doch, nicht unter Banansen geraten zu sein. Seinen besonderen Spaß aber hatte er an der zierlichen Schwagelust der kleinen Hausfrau, deren unverfälschte thüringische Mundart nur durch ihr Adels- und Standesbewußtsein einen vornehmeren Schliff erhielt.

Nach einem Stündchen fröhlichen Plaudern ließ Goethe den Wunsch durchblicken, die herzogliche Residenz ein wenig näher kennenzulernen. Wenn er nachmittags zu der ihm anberaumten Audienz gehen würde, wollte er über die Lage und Gelegenheiten des Ortes bereits ein wenig orientiert sein — schon um einige Komplimente anbringen zu können, wie er mit geschaußpielter Unter-

tänigkeit versicherte. Sofort erhob sich sein junger Freund und bot sich zur Führung an. Nach wenigen Minuten verließen beide das Haus.

Jetzt bot sich der Löpfenmarkt in voller Stattlichkeit dar. Die etwas festungsartige Kirche mit dem steil emporgezogenen Dach und dem zwar plumpen, aber spitz in den Himmel stoßenden Turm war der achtungsgebietende Mittelpunkt. Gleich zur Rechten aber erhob sich ein besonders stattliches, sogar durch eine schmale Rampe ausgezeichnetes Gebäude, das als humanistisches Gymnasium vorgestellt wurde, jedoch außerdem noch als simple Bürgerschule, Landlehrerseminar und Vorbereitungsanstalt für die Akademie zu dienen hatte. Damit aber der Stadtdünkel von Weimar nicht gar zu hoch schwoll, bog soeben aus einer Seitengasse eine blökende Schafherde ein, die von einem alten Hirten, unter Beihilfe eines umkreisenden Schäferhundes, über den Platz getrieben wurde.

Als Goethe sich hierüber wunderte, mußte der Herr Kammerherr ein wenig kleinlaut gestehen, daß gegen Abend auch Kühe mit ihren Kälbern, unter himmelndem Geläut, die herzogliche Residenz zu durchziehen pflegten. „Wir müssen uns dieserhalb allerhand Spott gefallen lassen“, fügte er hinzu. „So, wenn man unser Weimar als ein unseliges Mittelding zwischen höfischer Residenz und zurückgebliebenem Dorf hinzustellen beliebt! Doch gleich sollst Du sehen, daß es hier auch Gegenden gibt, durch die wir einen Fremdling und selbst einen Großstädter immerhin mit einigem Stolz führen können. Du mußt mir nur nochmals durch eine etwas ärmliche Gasse folgen.“

Dies war bald geschehen. Immerhin hatte der Frankfurter Bürgersohn den Eindruck gewonnen, daß in diesem von Knapp sechstausend Einwohnern besiedelten Landstädtchen noch reichlich viel Unkultur und bitterstes Elend zu finden waren. Um so krasser entfaltete sich der Gegensatz, als sie jetzt ins Freie traten.

Allerdings, das von einem Schutzgraben umflossene Schloß war just im Vorjahre zum weitgrößten Teile niedergebrannt, und zum Aufbau waren die Mittel fürs erste noch nicht zu beschaffen. Doch selbst aus den ruinenhaft starrenden Mauern ließ sich entnehmen, welch hoher Herrscherwille hier gewaltet hatte. Die Ausmaße waren respektabel und die um einen beträchtlichen Hof im Viereck sich schließenden Gebäudeflügel der alten „Wilhelmsburg“ wirkten durchaus repräsentativ. Ein aufragender Turm, der noch unversehrt dastand, und daneben das alte Einfahrtstor, erweckten zweifellos den Eindruck von fürstlich-hohem Selbstgefühl. Auch der auf der entgegengesetzten Seite sich erhebende großangelegte Marstall kündete, daß man hier zu leben und sich zu zeigen wisse.

Besonders entzückt aber war Goethe von dem Blick, der sich hier in die Landschaft öffnete. Weite Wiesen und Wälder, durchflossen von dem anmutigen Fluß, dehnten sich hinter dem Schloß. Dieses Gelände erstreckte sich weit hinüber bis ins sogenannte Weibicht, über dem an diesem köstlichen Novembervormittag, durch leichtes und flatterndes Wolkenespinnst, eine milde Herbstsonne blinkte.

Gegenüber dem Schloß, nach der Stadtseite zu, starrten zwei gewichtige Gebäude, die als das gelbe und

das rote Schloß bezeichnet wurden. Ursprünglich fürstliche Wittwensitze, waren sie jetzt von der Kammer und dem Hofmarschallamt bezogen worden. Auch andere „fürstliche Diener“ waren hier untergebracht, desgleichen die Geheime Kanzlei und die Zeichenakademie. Goethe ließ sich durch die Binnenhöfe führen, deren malerische Formen ihn anheimelten, und gelangte dann auf einen freien Platz. Ein breites, in seiner Schmucklosigkeit stattliches Gebäude lag vor ihm: das „Fürstenhaus“, in dem nach dem Schloßbrande Herzog Karl August für einstweilen Wohnung genommen hatte. Er selbst bewohnte das Obergeschoß, während er das vornehmere erste Stockwerk seiner jungen Gemahlin, der Herzogin Luise, überlassen hatte.

Dort also sollte Goethe am Nachmittag empfangen werden. Nach großer Pracht sah der plumpe Riesenkasten nicht aus. Hingegen stach ein nach der Parkseite gelegenes, durch einen dicken, runden Eckturm markirtes Gebäude vorteilhafter hervor. Das war das sogenannte „Französische Schlößlein“, das die Herzogin-Regentin Amalia zur Bibliothek hatte umbauen lassen und das Herr von Kalb als besondere Sehenswürdigkeit anpries. In der That war Goethe auf das angenehmste überrascht und gefesselt, als er das Innere betrat und hier von einem durch zwei Stockwerke geführten, mit erlesener Dekorationskunst ausgestatteten Binnenraum aufgenommen wurde. Zwischen Pfeilern waren im Erdgeschoß hohe Bücherschränke eingebaut, während oben, über einer mit Büsten geschmückten Balustrade, der Blick sich öffnete und aus der durchbrochenen, anmutig bemalten Decke ein breites Oberlicht in den Raum herniederflutete.

Das Ganze atmete so viel Kultur und künstlerischen Geschmack, daß Goethe hier zum ersten Male ganz stark empfand, an welche den Musen gewidmete Stätte er gelangt war. Leise auftretend und mit fast scheuen Blicken schaute er umher, durchdrungen von dem Gefühl, daß der Geist, der hier waltete, sehr wohl berufen sein könne, in weitere Lande Licht zu verbreiten. Ja, hier zeigte sich das Weimar, von dem sein Freund Kraus ihm gesprochen hatte und auf das dieser so stolze Zukunftshoffnungen setzte.

Als er nach halbständigem Verweilen das Bibliotheksgebäude wieder verließ, fühlte Goethe, wie er nun die weitere Umgebung mit anderen Augen ansah. Als er auf den Marktplatz geführt wurde, bewegten ihn alsbald heimatliche Erinnerungen. Nicht bloß das lebhaft bewegte des Kaufens und Feilschens um einen erst kürzlich errichteten Herkulesbrunnen herum, auch die um dieses bewegte Bild sich gruppierenden Kulissen der giebelgeschmückten Häuserfronten schienen ihm wohlbekannt. Als es dann Mittag schlug, traten auf den hochgelegenen kleinen Balkon des Rathhauses vier schmutze Hornbläser heraus und ließen eine erbanliche Weise ertönen, so recht nach alter, guter Väter Sitte. Und das Volk auf dem Markt unterbrach zum Theil sein geschäftliches Getriebe und hörte, die Mühen in den Händen, andächtig zu. Ganz merkwürdig anheimelnd wirkte das auf den Dichter und zum ersten Male verlor er das Gefühl, in einer fremden Stadt zu sein. Biederer protestantisches Deutschtum, mußte er denken, ist doch überall gleichartig, und so mag man, wo es hervortritt, sich zu Hause fühlen.

Durch enge ungepflegte Gassen heimwärtsgeleitet, ließ er sich weiter durch Mißstände nicht mehr stören.

Bei guter Laune und in „völlig normaler Stimmung“, wie er bei sich scherzte, betrat er das Ordenskapitelhaus, in dem die Familie von Kalb ihn bereits zum Essen erwartete.

Ein neuer Freund

Raum hatte Goethe den Speisesaal betreten, als aus einer Plauderecke, wo er neben dem Präsidenten Platz genommen hatte, ein etwa vierzigjähriger Mann sich erhob und leuchtenden Auges dem Eintretenden entgegenlief.

„Wieland!“ sagte er, sich selber vorstellend. Und beide Hände ausstreckend zog er Goethe an die Brust.

Dieser war über solch herzlichen Empfang einigermaßen erstaunt. Gerade an Wieland und eine Begegnung mit ihm hatte er nicht ohne Herzklopfen gedacht. Seine feil-satirische und, wie er jetzt urteilte, ziemlich voreilige Farce „Götter, Helden und Wieland“ durfte zwar als vergessen gelten. Aber, daß der Angegriffene durch eine nicht bloß preisende, sondern von ehrlichstem, tiefstem Verständnis zeugende Besprechung des „Gözz“ die denkbar edelste Rache genommen hatte, war ein wenig beschämend. Und nun gar diese fast liebende Begrüßung! Goethe fühlte sich ein wenig überrumpelt und, wie es ihm in solchen Fällen leicht begegnete — er wurde zunächst beinahe steif. Errötend stammelte er ein paar fast konventionell klingende Worte — „wie sehr er sich freue“ und dergleichen — und schritt dann um so lauter auf

seinen Gastgeber zu, ihn zu begrüßen. Als im selben Moment sich eine zweite Thür öffnete und die beiden jungen Damen des Hauses eintreten ließ, erfolgte eine neuerliche lachende Begrüßung, und das gesellige Gleichgewicht war wieder hergestellt.

Trotzdem blieb Goethe, als man sich zu Tisch begeben hatte, fürs erste noch ziemlich einsilbig. Er beobachtete Wieland, der seinerseits, mit völliger Unbefangenheit und Heiterkeit als richtiger alter Hausfreund, eine muntere Tonart anschlug und sich mit den jungen Mädchen vergnüglich neckte. Er wahrte dabei eine solch gefällige Anmut, daß der erfahrene Hofmann ebenso zum Vorschein kam wie der geistreich-bewegliche Schriftsteller. Vor allem aber bewunderte Goethe die gewinnende Natürlichkeit und Gutartigkeit, die fast bei jedem Worte zum Vorschein kam und die dem fröhlichen Geplänkel einen erquickenden Anhauch von kindlicher Harmlosigkeit verlieh. Wielands durch Pockennarbigkeit und eine mächtige Nase fast entstelltes Gesicht belebte sich im Gespräch in so vorteilhafter Weise, daß man es ordentlich lieb gewinnen mußte.

Da taute denn auch Goethe auf, schon nach wenigen Minuten. Mit seinen funkelnden Einfällen beteiligte er sich am Gespräch und war sehr bald gerade mit Wieland in erfrischendem Kontakt. Mit gönnerhaftem Schmunzeln verfolgte Herr Kammerpräsident von Kalb, wie „die beiden Geistesritter“ an seiner Tafel „eine Lanze miteinander brachen“, und fühlte sich dadurch offenkundig geschmeichelt. Gern erwies man ihm die geziemende Reverenz, indem man ihm die Leitung des Gespräches überließ, das sich nun mehr intern-weimarischem

und höfischen Dingen zuwendete. Auch hier zeigte sich Wieland sehr beschlagen, während Goethe im stillen manch nützlichen Wink erhielt, den er sich merkte.

Als nach vollendeter Mahlzeit Seine Excellenz merken ließ, daß sie sich gern ein wenig zur Ruhe zurückziehen möchte, lud Wieland Goethe ein, ihn in seine nahegelegene „Klause“ zu begleiten — was dieser mit Freuden annahm. Ihm war bereits so warm ums Herz geworden, daß er sich darauf freute, diesen so menschenfroh sich gebenden Dichter und emeritierten Prinzengezieder in seiner Häuslichkeit kennenzulernen.

Gleich auf der Straße faßte Wieland seinen jungen Freund behaglich unter den Arm, unter Lobsprüchen auf das Haus, das sie soeben verließen. Vor allem aber pries er beredt die Herzogin-Mutter, Anna Amalia, die mit ihren sechsunddreißig Jahren eine reif-süße weibliche Anmut mit natürlicher Fürstinnenwürde verbinde und die der geistig-regsame Mittelpunkt ihres „MUSENHOFES“ sei. Wieland war stolz darauf, sich ihrer besonderen Gunst zu erfreuen und geradezu als ihr Vertrauter gelten zu dürfen.

Nach kaum hundert Schritten war die Behausung des immer noch unbefangenen schwäbelnden neu-weimarschen Hofrates erreicht und mit einer verbindlichen Armbewegung bat er Goethe, einzutreten. Drinnen gleich fröhlicher Kinderlärm. Aus aufgerissener Thür kamen vier stürmische Rangen herbeigelaufen, den Herrn Vater zu begrüßen, während die noch hübsche blühsaubere Mutter, ein Steckkissenwürmchen auf dem Arm haltend, behutsam hinterdrein trippelte. Im Innern des Wohnzimmers aber trat den Ankömmlingen noch eine würdige,

freundliche Matrone entgegen, die Wieland mit Hand-
fuß als seine Mutter begrüßte.

Da war also mit einem Schlag der richtige Familien-
trubel! Aber Goethe fühlte sich darin nun erst doppelt
wohl. Das war gerade, was er liebte. Im Nu war er
gut Freund mit den Kindern, und duldete gerne, daß
etliche an ihm emporkrabbelten oder auf seinem Schoße
Platz nahmen. Nun sollte er gleich Märchen erzählen!
Da gebot aber der Vater Einhalt. Denn er wollte
seinen Gast doch auch ein wenig „für sich haben!“

Mit freundlichem Schelten trieb die Mutter die
Kinder an, das Zimmer zu verlassen. Dann empfahl sie
sich selbst, zugleich mit der Großmutter, obwohl Goethe
sie herzlich zum Bleiben aufforderte. Ihm gefiel die
schlichte und launere Art der angenehmen Frau und er
hätte gern ihre Gegenwart weiter genossen.

Doch nun war es auch gut, mit Wieland allein zu
sein. Es gab doch so vieles, über das sie sich aussprechen
konnten.

Das Zimmer, in dem sie sich befanden, verriet den
Kunstfreund und Geistesmenschen. Außer gepflegt auf-
gestellten Büchern und malerisch durcheinandergeworfenen
Papieren, die einen hübschen geschweiften Schreibtisch
bedeckten, gaben eine mächtige Sokratesbüste und eine
ziervolle Gruppe der drei Grazien der Stube den Cha-
rakter. Der Weltweise und die Anmutsgöttinnen! dachte
Goethe bei sich. Wie gut paßt das zum Wesen unseres
deutschen „Magister elegantiarum!“

Wieland, der die steife Staatsperücke mit einem tur-
banartigen Gewinde, das die schöne Wölbung seiner
Stirn wirksam hervortreten ließ, vertauscht hatte, saß

behaglich in einem Sessel und hat Goethe, gleichfalls sich niederzulassen.

„Wenn's dem Herrn Hofrat nichts ausmacht, wandere ich lieber im Zimmer ein wenig auf und ab“, erwiderte er freimütig. „Das ist so meine Art. Mir quillen dann leichter die Gedanken.“

„Also Peripatetiker! Wie ich mir's eigentlich schon gedacht hatte“, stimmte Wieland zu. „Was soll der Dichter des ‚Gög‘ auch anders sein! Da sprudelt ja Szene neben Szene – und immer wieder ein neues Bild – das rollt nur so auf uns ab, und alles voll ursprünglichen Lebens!“

Goethe fühlte, wie aufs neue die Röte der Beschämung ihm ins Gesicht stieg. Doch zugleich mit ihr jetzt ein Gefühl des Beglücktseins. So drängte es ihn nun, ein Wort aufrichtigen Dankes zu sagen für die ehrliche Hochherzigkeit, mit der Wieland ihn ohne Gefühl der Kränkung als Dichter enthusiastisch begrüßt hatte.

„Hätte ich etwa den geschundenen Marsyas spielen sollen?“ lächelte Wieland voll inniger Güte. „Junge mutige Genien sind wie junge Füllen. Das strotzt von Leben und Kraft und muß sich austoben. Sammelt sich wie unsinnig herum, schnappt und beißt und schlägt vorn und hinten aus. Da trifft der Schlag wohl auch mal einen Faltschen. Wozu bin ich dreiundvierzig Jahre alt geworden, um das nicht zu wissen? Aber wenn ich dann den Hauch des Genius spüre, wie albern wäre es, meine wahre Wertschätzung zu verbergen! Dieser Doktor Goethe, sagte ich mir, mag ein fecker Bursch, wohl gar ein wahrer Satanskern sein, aber – er hat was in sich, er holt das Blaue vom Himmel herunter! Und darum,

wie ich mich kenne — sagte ich zu mir —, es wird noch dazu kommen, daß wir gute Freunde miteinander werden!“

Damit streckte Wieland die Hand hin, in die Goethe kräftig einschlug. Und nun sprudelte es auch aus ihm hervor.

„Wieland, Wieland!“ rief er. „Was sind Sie für ein Mensch! Ganz einfach: ein wirklicher Mensch! Und das ist, offen heraus, gerade unter Literaten eine Seltenheit. Wie emsig, mit heißem Bemühen, suche ich unter diesem vertrackten Volk nach wirklichen Menschen! Und — finde fast nie einen! Gespreiztes Getue, ewig gereizte Eitelkeit, unredliches Phrasengedresch — wie oft das, wie oft das! Aber bei Ihnen, Wieland, das gerade Gegenteil! Und das beglückt mich so. Ja, wir müssen Freunde werden — nein, wir sind es schon! Wollen wir denn auch im Grunde nicht beide dasselbe? Die Erlösung der herzlahmen, dumpfen Welt durch die quellende Macht der Liebe! Ist dies nicht Ihr Ziel wie meines?! Und haben Sie durch Ihre Prosaübertragungen uns Deutschen nicht eben jenen Shakespeare geschenkt, der mein höchster dichterischer Abgott ist? Was trennt uns also? Ich sehe eine Fülle herrlichster Gemeinsamkeiten! Darum nehme ich die dargebotene Freundschaftshand dankbar an. Und freue mich, über Sie eines Besseren belehrt zu sein!“

In Wielands gutes Antlitz traten Freundentränen der Rührung.

„Ich hab's ja gewußt,“ stammelte er, „daß ich mich in Goethen niemals würde täuschen können. Wer den

‚Gög‘ und den ‚Werther‘ geschrieben hat, der muß ein fühlendes Herz haben — auch als Mensch. Das Stacheligkeits ist nur Außenseite und die abwägende Zurückhaltung ein Gebot berechtigter Vorsicht, ja, der Selbsterhaltung. Sind aber die Schranken gefallen, dann kommt um so herrlicher und rückhaltloser der ganze Mensch zum Vorschein. Der braucht sich zwischen uns wahrlich nicht zu verstecken. Vor mir nicht — und eben-
so auch vor Dir nicht!“

„Ja, wir wollen einander Du sagen!“ rief Goethe voll aufgeweckten Feuers. „Sieh, Wieland: ich spürte es gleich, als ich Dir beim Hofmarschall ins Auge blickte, daß wir uns noch mal von Herzen gut werden würden. Aber, daß es so rasch kommt, das macht mich selig! — Und was zwischen uns lag, nicht wahr, das ist ver-
gessen?“

„Es ist nie gewesen!“ bekräftigte Wieland. „Und nun, Goethe, laß mich Dir etwas sagen! Wenn Du hier unter die Leute kommst, sei vorsichtig, ich weiß, wie leicht Du übersprudelst, wie Dir das Herz auf der Zunge tanzt! Aber diese thüringischen Landadeligen sind gar schwerfällig und genau. Die werden Dein dichterisches Überschaumen kaum verstehen. Dabei sind sie riesig neugierig auf Dich und sehen mit Spannung Deinem Auftreten unter ihnen entgegen. Schon weil der arglose junge Herzog so voll Enthusiasmus ist und nicht das geringste Hehl daraus macht, daß er Dich liebt! Nun stell Dir dagegen das eingeseffene alte Hof- und Schranzen-
volk vor, daß schon sowieso an dem neuen Regiment mancherlei auszufegen hat. Wie dem das Schlottern in die Glieder fährt, und wie es gegenüber einem so viel

gerühmten neuen Ankömmling vor Neid- und Scheel-
sucht schier vergehen möchte! Und auch die Beamten-
schaft fühlt sich zum Theil bereits wie von bösen Ahnungen
geplagt! Als ob Dein von ihnen vorausgesetzter Einfluß
auf den jungen Herzog ihnen früher oder später einmal
den Kragen kosten könnte. Darum gibt's welche, die
Dich, bevor Du überhaupt in Erscheinung trittst, bereits
auf den Blocksberg wünschen!"

„Wohin ich mit Wonne fahren werde, wenn sie mir
den Boden hier zu heiß machen!“ polterte Goethe loß.
„Wäre noch lange das Äbelste nicht, mit der Hexenzunft
einmal Walpurgisnacht zu feiern, hahaha! — Aber
wissen möchte ich, was sich die Leute hier eigentlich ein-
bilden! Glaubt man etwa, ich wolle hier Hütten bauen?
Ich denke gar nicht daran! Ich bin für ein paar Wochen
der so überaus gnädigen Einladung des jungen Herzogs
hierher gefolgt. Warum? Weil ich den Jungen selbst
ins Herz geschlossen habe! — Aber mich hier festiedeln?
Dazu ist mein Blut viel zu unruhig! Wie ich mich
kenne, haue ich bald wieder ab! Zudem ist mir die Hof-
luft von vornherein fremd. Mein Vater hat vielleicht
gar nicht so unrecht, der mich aufs dringendste warnte,
überhaupt hierher zu fahren. Aber ich hatt's nun einmal
versprochen — war auch voll Wißbegier nach neuen Ein-
drücken — und im Grunde! — wovor sollt' ich mich
eigentlich fürchten? Ich bin gewohnt, mich herumzu-
schlagen! Und in meinem Leben mit noch ganz anderen
Dingen fertig geworden, als mit solch aufgeregtem
Nattern- und Schranzengezücht!“

Er war hastig im Zimmer auf und nieder gelaufen,
die Worte unter Sprudeln hervorstoßend. Jetzt warf

er sich krachend in eine Sofaecke, während seine Augen kriegerisch umherfunkelten.

„Recht so, recht so!“ murmelte Wieland. „Obwohl ich im stillen dennoch hoffe, daß es Dir ein wenig bei uns gefallen möge – und daß Du Deinen Aufenthalt nicht gar so kurz wirst bemessen wollen. Wer sind denn die Herrschaften, die sich über Dein Hierherkommen aufzuregen belieben? Im Grunde nur diejenigen, die nichts mehr zu sagen haben – und die darum hinter allem Neuen, das da kommt, etwas für sie Abträgliches wittern und argwöhnen! Dafür wirst Du auch manch neuen Freund und lieben Kameraden hier finden. Und ebenso wird Dir bei den lieben Weiblein – die hier am Hofe eine große Rolle spielen! – wie mir schwant, ein guter Empfang bereitet werden!“

„Mit Frauen, ob jungen, ob alten“, rief Goethe lebhaft, sprang wieder auf und durchmaß das Zimmer, „hab' ich zeitlebens auf bestem Fuß gestanden! Das ist mir vom lieben Gott so geschenkt. – Nur an ihr thüringisch Sprechen muß ich mich erst gewöhnen – wie sie, voraussichtlich, an mein Frankfurterisch! Doch vielleicht bildet das auch einen Reiz mehr. Das Fremdartige lockt ja immer geheimnisvoll an.“

„Wird sich zweifellos alles schon machen!“ stimmte Wieland zu. „Aber nun, lieber Freund, muß ich Dich mahnen. Die Uhr rückt auf drei zu. Und mit Glockenschlag erwartet Dich unser Herzog. Er wird jetzt schon unruhig geworden sein, und die Zeit, wo Du bei ihm antrittst, kaum erwarten können!“

„Ach, man soll hohen Herren nicht gar zu sehr entgegenkommen!“ warf Goethe leichtfertig hin. „Aber

weil der Prinzenzieher Emeritus höchstselber mich mahnt, will ich folgsam sein. — Doch erst muß ich Deiner lieben Frau Mutter und Gattin mich dankend empfehlen und Deine munteren Fragen nochmals umarmen!“

Es gab ein minutenlanges Abschiednehmen, unter Geläch und Geschrei. Und wenn der besorgte Herr Hofrat nicht nochmals gedrängt hätte, es hätte gewißlich doppelt so lange gedauert.

Dann endlich griff Goethe nach seinem Dreispiz und lief, ohne lang Toilette zu machen, wie er war und stand, spornstreichs zu Hofe hin.

J u n g e r V u l k a n

Trotzdem, als er eine Viertelstunde später beim Herzog ins Zimmer trat, war in Haltung und Anlitz wieder etwas von jener verschlossenen Gemessenheit da, durch die er zunächst, meist gegen seinen Willen, eine abkühlende Distanz schuf.

Ein längeres Spießrutenlaufen durch aufgepflanzte Reihen von Kammerjunkern, Kammerpagen und neugierigen Lakaien hatte ihn hinreichend ernüchtert.

Aber der junge Herr Herzog schien nichts Befremdendes zu bemerken. Mit eiligen Schritten kam er Goethe entgegen, schüttelte ihm kräftig beide Hände und drückte ihn erglühend an die Brust.

„Willkommen! Willkommen! Dreimal in Weimar willkommen!“ stieß er freudig hervor.

„Hoheit haben befohlen!“ Nicht anders kam es von Goethes Lippen. Und doch tat es ihm wohl, ein fürstliches Herz an seinem Busen schlagen zu hören!

„Ach was, befohlen?!“ raunte der Herzog. „Von derlei soll zwischen uns beiden nicht die Rede sein! — Kommen Sie her, lieber Doktor, setzen Sie sich zu mir! Bei einem Täßchen Kaffee wollen wir, gemütlich miteinander plaudern. Wir beide ganz allein! Das übrige Kropfzeug habe ich uns sorglichst ferngehalten. — Sie ahnen ja gar nicht, wie sehr ich mich auf Sie gefreut habe! Und ich habe viel, schrecklich viel mit Ihnen zu bereden. — So ein Fürst hat's manchmal schwer. Alle Menschen machen so ernste, wie erstarrte Gesichter, wenn sie vor ihm stehen und sich kaum getrauen, etwas hervorzustottern. Aber Sie reden ja auch nichts, lieber Goethe! Oder bin ich es, der zuviel redet? Mein alter Fehler! Und was hab' ich denn groß zu sagen? — Ihnen zu lauschen, an Ihrer herrlichen Sprache mich zu erfreuen, das ist ja meine innerste Sehnsucht. Deshalb habe ich Sie ja eigens nach Weimar kommen lassen. — Aber so sagen Sie doch etwas, Herr Doktor Goethe!“

„Hoheit machen mich glücklich!“

Wie das nun abermals so ungeschickt, so betreten herauskam! Goethe hätte sich backpfeifen mögen, daß er nichts anderes zu sagen wußte! Aber seine fatale Natur war's, die ihn so widerborstig zurückhielt. Er mußte sich erst erwärmen, mußte nach und nach frei werden. . . .

„Wie leicht doch unsereiner einen glücklich machen kann!“ spottete Karl August. „Und nun gar solch ein Gottestwunder, wie den berühmten Doktor Goethe aus Frankfurt am Main! Da steh' ich achtzehnjähriger

Knabe da und bettele. Und weil ich das Unglück habe, ein Fürst zu sein, stoße ich auf verschlossene Lippen.“

„Aber nicht auf ein verschlossenes Herz!“ vermochte Goethe sich endlich zu ermannen. „Hoheit müssen verzeihen, wenn ich fürs erste so ungelent mich benehme. Man hat mich wie ein Wundertier draußen angeglogt. Das wirft mich in gräßlicher Weise auf mich selbst zurück. — Aber wenn ich dann in Ihr frisches, derbes Jungengesicht blicke, lieber gnädiger Herr, dann wird mir gleich wieder wohl. Dann fühle ich den warmen Freundschaftshauch, der auf mich zukommt.“

„Das soll ein Wort sein!“ rief Karl August erfreut. „Nieder mit den Schranken, die einen Fürsten hindern wollen, ein Mensch zu sein und wie ein Mensch Rede und Antwort zu stehen. Das ist ja immer schon das Tiefste meiner Sehnsucht gewesen: auch so sein zu dürfen, wie ich die andern um mich her sich bewegen und sich regen sehe! Und von keinem andern, sagt mir mein Gefühl, kann ich das mit solch vollen Maßen haben, wie von Ihnen, lieber Goethe. Das habe ich auf den ersten Blick gespürt, als ich damals in Frankfurt Ihnen gegenübertrat. Und die ganzen Monate hat's mir keine Ruhe gelassen, selbst auf meiner Brautfahrt nicht: daß ich solch einen Menschen, wie Sie einer sind, solch einzigen Menschen, zum Freund haben muß! Nicht allein, weil Sie ein großer Dichter sind, den ich aus tiefster Bewunderung verehere — es gibt Dichter, die einen bei näherer Bekanntschaft schmerzlich enttäuschen — nein, nur darum, weil der Dichter und der Mensch in Ihnen so völlig eins sind — in einem solchen Grade, daß, was der eine sagt und denkt und fühlt, in denkbar natürlichster Weise auch beim andern

zum Vorschein kommt — als ob es gar nicht anders sein könnte! — Deshalb hänge ich so an Ihnen, lieber Goethe! Sie sind der Mensch, den ich von allen Menschen am meisten brauche! Weil ich Wahrheit von Ihnen empfangen kann! Weil ich diese hohe natürliche und geistige Überlegenheit in Ihnen spüre, die zwischen Dichter und Fürsten die Brücke bedingungsloser gegenseitiger Zuerlässigkeit, und darum echt menschlicher Zusammengehörigkeit schlägt. — Ist es albern, ist es wie ein Knabe gehandelt, daß ich Ihnen das so unverblümt gestehe, lieber Goethe? Daß ich sozusagen mit der Tür bei Ihnen ins Haus falle? Aber ich kann nicht anders! Zu lange schon hat es mir das Herz abgenagt, Ihnen dies alles zu sagen! — Und nun ist es heraus! Bitte, nehmen Sie es auf, wie ich es von Ihnen erhoffe: mit all Ihrer gütigen und freundlichen Nachsicht!“

„Sie erschüttern mich — herrlicher junger Mensch!“ kam es halblaut und voll innerer Bewegtheit aus Goethe heraus. „Wann hat je mit solch rührender, kindlicher Offenheit ein junger Fürst zu einem ihm ergebenen Sterblichen gesprochen? Jedes Ihrer Worte soll eingebrannt sein in mein Herz. Mich Ihres Vertrauens, Ihrer Zuneigung wert zu erhalten, sei fortan mein innerstes Streben. Ja, ich fühle dies wie eine Aufgabe, die mir vom Schicksal bestimmt worden ist. Sooft Sie mich befragen und berufen werden, werde ich mich ungesäumt zu Ihrer Verfügung halten: wo immer auf Erden ich verweilen möge, in welcher Weltgegend, in welchem Erdwinkel!“

„Am liebsten möchte ich Sie gleich immer bei mir behalten — als meinen Freund, als meinen Mentor!“

plagte Karl August enthusiastisch heraus. Mit gerötetem Antlitz, mit leuchtenden Augen erhob er sich und streckte Goethe die Hand hin. Dieser ergriff sie und drückte, nicht ohne Feierlichkeit, einen Kuß auf die Mitte ihres Rückens. Aber sie innig zu schütteln, wie der junge Herzog es erwartet hatte, entschloß er sich nicht. Selbst in diesem Augenblicke gebot eine innere Stimme ihm, Distanz zu wahren und vor allem — seine persönliche Freiheit sich vorzubehalten!

„Nicht das!“ sagte Karl August, und zog fast unwillig die Hand zurück. „Überlassen wir das denen, die von mir etwas zu erbetteln haben! — Sie aber, Goethe, stehen als Lebender mir gegenüber. Es ist viel, was ich von Ihnen begehre. Aber alles, was mich in der neuen Stelle, an die das Schicksal mich berufen hat, erwartet und was mich oft so stark beunruhigt und verwirrt, möchte ich mich mit Ihnen aussprechen. Die beamteten Ratgeber, gewiß, sie sind brave, ordentliche, wissende und kluge Menschen — nicht daran zu tippen! — aber ich brauche eben mehr! Oder besser noch: etwas von Grund aus anderes! Ich kann Ihnen das nicht so beschreiben. Sie müssen es erfühlen, lieber Goethe. Und schon lese ich auf ihrem Antlitz: Sie fühlen es wirklich. Die wahre Regierungskunst, so wie sie mir vorschwebt, klammert sich nicht an Akten und Paragraphen, sondern sie quillt aus dem Leben mit seinen tausend Verwicklungen und Geheimnissen — die zu deuten mein junger Verstand noch nicht ausreicht. Sie aber, mit Ihren tiefen Blicken, mit Ihrer Kunst des Seelenlesens, Sie können es. Wohl habe ich auch den guten und willigen Instinkt. Aber

damit ich auf ihn vertrauen lerne und ihm die höhere Einsicht zugeselle, bedarf ich eben des Mentors, wie ich schon sagte. Es muß einer neben mir stehen, der, unabhängig von nüchternem Geschäftsgang, frei aus hellem Herzen heraus, mir sagt: So ist's richtig! So hat Gott es gemeint, als er Dich auf Deinen hohen Posten setzte!"

"Wie soll ich mich vermessen, Gottes Stimme auf mich zu nehmen?" warf Goethe ein.

"Durch wen spricht Gott deutlicher und mächtiger zu uns als durch den Dichter?" brauste es aus Karl August. "Etwa durch den bestallten Hofprediger, der doch auch wieder ein Beamter ist und die Bibelworte spitzfindig deutet? Man verschone mich mit dessen abgestempelten und abgezirkelten Weisheitsprüchen, mit diesem auswendiggelernten, eingefrorenen Zeug! Nein, einen lebendigen Menschen will ich befragen können, der die Welt täglich von neuem erlebt und recht eigentlich von neuem erschafft, wie er die Lebensströme in sich fühlt, die das Ganze bewegen! Und das kann nur ein Dichter sein, auf dem Gottes Gnade sichtbarlich ruht."

"Ihr zu hohes Vertrauen, erhabener junger Herr, beschämt und belastet mich", erwiderte Goethe, die Worte fast mühsam sagend. Allmählich aber sich erwärmend, fuhr er fort: "Doch frei heraus, ich fühle, wie Sie's meinen! Fühle es deshalb, weil es Gedankenketten in mir wachruft, die seit langem in mir klingen. Ja, was Sie aussprachen, ist mein eigenster Glaube: Die Gottheit ist wirksam im Lebendigen, und nicht im Toten; sie ist im werdenden und sich verwandelnden und nicht im gewordenen und erstarrten! Was daher immer auch das Alter an hoher und reifer Erfahrung für sich in An-

spruch nehmen mag, die wahrhaften und schöpferischen Triebkräfte ruhen doch stets bei der Jugend. Darum wollen wir, die wir jung sind, gewiß den Rat und selbst auch die Belehrung der Altgewordenen nicht verschmähen und uns getrost, wo es not tun mag, von ihnen bremsen lassen. Aber stolz und froh dürfen wir uns dessen bewußt bleiben, daß die neuen, lebensschaffenden Ideen doch allemal von uns ausgehen werden, den Jungen, eben deshalb, weil wir noch Zukunft in uns tragen! — Zwar bin ich, wie ich mir ausrechne, um acht ganze Jahre älter als Sie, hoher Herr, aber mit meinen Sechszwanzig darf ich wohl glauben, noch mitten im Strome der Jugend zu sein — “

„Mitten im Strome! Der rüstigste Fährmann und Steuermann!“ warf Karl August heißblütig dazwischen.

„Wenn auch, leider schon, gegen mancherlei Klippen angerannt!“ dämpfte Goethe.

„Haben den Kahn aber immer mutig herumgeworfen und aus Strudeln gerettet!“ beteuerte Karl August.

„Nun ja, bin allenfalls, wie ich da stehe, mit heiler Haut davongekommen!“ lachte Goethe. „Eben darum mag ich's nicht verlernt haben, auf meinen Stern zu vertrauen. Und wenn ich in diesem Sinne mich Ihnen verbünden darf, hoher Herr, so soll es aus vollem Herzen geschehen.“

„Topp! Das nehme ich an. Und danke Ihnen, lieber Goethe“, sprach der Herzog mit Wärme. „Darum vor allem vergönnen Sie mir, Sie näher kennenzulernen. Und seien Sie deshalb recht oft und ohne allen Zwang in meiner nächsten Nähe. Ich will Sie keineswegs plagen. Und verlange vorderhand auch keinerlei Ver-

sprechen oder gar Bindung von Ihnen. Sie mögen bleiben und gehen, ganz wie Sie wollen. Ein paar Wochen, ein paar Monate, ein Jahr lang, ganz wie's beliebt. Und je länger, desto besser. Verstehen Sie mich bitte recht: ich meine, Sie sollen bleiben, als mein Freund und als mein Gast! Ich will wirklich fürs erste nichts anderes als ihre Gesellschaft genießen. Mit Ihnen reiten, mit Ihnen jagen, mit Ihnen lustig sein. Und wenn Sie mir dann hie und da etwas erzählen oder vorzuhalten haben, so wird es mir eine Wonne sein, Ihnen zu lauschen. — Nur gestatten Sie mir, Sie vor allem, und zwar heute abend schon, bei meiner Frau Mutter einzuführen, bis vor kurzem, nämlich zum Tage meiner Großjährigsprechung, der Herzogin-Regentin, Anna Amalia. Dort werden Sie auch viele Freunde unseres Hauses kennenlernen. Und ich gebe mich der Hoffnung hin: manche davon werden auch die Ihrigen werden.“

Der Herzog erhob sich und nickte huldvoll, unwillkürlich jetzt gebietender gnädiger Herr. Die Audienz war beendet.

Redoute im Wittumspalais

Als Goethe das Fürstenhaus verließ, empfing ihn beginnende Dämmerung. Ein alter Mann mit einer Leiter kroch schläfrig umher, stieg an Laternenpfählen empor, pußte die darin befindlichen Lampen und setzte sie umständlich in Brand. Goethe blieb eine Weile stehen und schaute ihm zu, in Gedanken verloren. Dann setzte er sich langsam, den Parkanlagen zu, in Bewegung.

Der Frieden der Natur, in den er hineinwandelte, füllte sein Inneres mit stillem Glück. Letzte Tagescheine glommen über den Baumwipfeln. Leiser Abendwind hatte sich erhoben und fächelte ihm entgegen. Aus fast kahlem Gebüsch zirpten scheue Vogelstimmen. Kein Mensch weit und breit zu sehen.

Vor ihm hob sich, in Dämmer halb zerflossen, die massige Ruine des alten abgebrannten Schlosses; nur an einer Stelle überragt durch den nadelspiz aufragenden gezackten Turm. Vergangene Zeiten stolzer Feudalität schienen daraus zu flüstern. Die Gegenwart stellte bescheidenere Ansprüche. Das soeben stattgehabte Gespräch mit dem blutjungen Herzog klang in Goethe nach. Wie redlich dieser sich bemühte, mit der neuen geistigen Bewegung Schritt zu halten! Wirklich, ein wackerer und aufgeweckter Junge! Man mußte ihm gut sein!

Heute abend also Vorstellung bei der Herzogin-Mutter und gleich im Trubel höfischen Gedränges! Gut, er wollte diese Leute sich näher anschauen. Am meisten gespannt war er auf Anna Amalia selber, von der soviel die Rede war und die eine ungewöhnliche und tapfere Frau sein mußte.

Aber das rumpelige Pflaster des proletarisch-schmalen Vorwerkgäßchens kam er wieder vor die stattliche Deutschritter-Komturei, wo sein freundlicher Gastgeber hauste. Er trat hinein und fand das Haus schon in lebhafter Vorbereitung auf den Abend. Baronesse Sophie hatte mit ihrer „großen“ Abendrobe zu schaffen, an der eine Zofe fleißig unnähte, und wurde von der jüngeren Schwester Amélie schwer beneidet, die mit ihren vierzehn Jahren noch nicht mit auf die Hofredoute durfte. Der

Kammerdiener des Präsidenten aber war soeben ausgescholten worden, weil er den vornehmen Staatsrock ohne Überzug hatte hängen lassen und nun ein winziger Schein von einem Mottenloch sich bei spürendem Hinschauen darin bemerkbar machte.

Goethe plauderte noch ein wenig mit seinem jungen Freund und stieg dann zu seiner höher gelegenen Stube hinauf, um sich gleichfalls für den Abend zu rüsten. Er fand den gestickten Paraderock, die gelbbrokatene Galaweste und die neugefertigten Eskarpins mit sorglicher Hand auf sein Bett hingebreitet, als warteten sie nur darauf, von ihm angelegt zu werden. Sicherlich eine Aufmerksamkeit der süßen beiden kleinen Baronessen! Goethe war für derlei Freundlichkeiten stets empfänglich. Kurz darauf klopfte es und man brachte ihm warmes Kasserwasser. Er hatte sich zwar am frühen Vormittag schon einmal rasirt. Aber wenns zu Hof ging, mußte er natürlich glatt und rosig wie ein Engelchen erscheinen.

Als er nach einem Stündchen sorgfältigster Zurechtmachung wieder in den unteren Räumen erschien, fand er eine wohlbesetzte Abendtafel gedeckt. Da bei Hof nur dünner Tee und kleine Kuchen präsentiert wurden, war es ratsam, vorher zu Hause eine solide Eßgrundlage zu legen. Daran waren die Weimaraner Herrschaften sämtlich gewöhnt. Und man fand auch gar nichts dabei, da man ja wußte, wie sehr der Hof auf Sparsamkeit bedacht sein mußte.

Vor der Mahlzeit feierliche gegenseitige Begrüßung und Bemusterung. Der Kammerpräsident lächelte zwar vornehm hierzu, aber Baronesse Sophie nahm diese Dinge desto feierlicher! Sie hatte sich schräg unter dem linken

Mundwinkel ein Schönheitspflasterchen geklebt, auf das sie besonders stolz war. Es sah, fand Goethe, um eine Nuance zu absichtlich aus. Bei Lili hatte derlei einen feineren Chic, wirkte selbstverständlicher und doch aparter — hatte vor allem mehr den echten Hauch von großer Welt. So war auch die Sorge des Fräulein von Kalb, ob der Frankfurter Advokat wohl eine höfisch korrekte Figur machen möge, völlig gegenstandslos. Ihr eigener Bruder sah beinahe plump neben Goethes durchaus kavalierrmäßiger Erscheinung aus. Alles saß wie angegossen, der schlanke, schmiegsame Wuchs stach aus den Kleidern wie gemeißelt hervor und jede Bewegung beim Hinundherschreiten erfreute durch zwanglose Anmut. Wirklich, man brauchte sich dieses Bürgerlichen nicht zu schämen.

Nach eingenommener Mahlzeit, bei der die munteren Scherzworte fröhlich flogen, gings dann ins Erdgeschoß hinab, wo vor dem Tor die altertümliche und etwas schwerfällige Karosse bereits dienstbeflissen harrte. Zu viert stieg man ein, Goethe nahm auf einem Ehrensitz neben dem Präsidenten Platz, und dann knarrte der geschmückte Kasten ehrpuffelig von dannen.

Wenn Goethe sich funkelnde Parkettsäle in strahlender Lichtelle vorgestellt hatte, so war er durch den Eindruck, den das abendlich beleuchtete Wittumspalais auf ihn machte, ein wenig enttäuscht. Ein haushälterischer Sinn hatte sämtliche Ausgaben genau berechnet, das Zulängliche nirgends versäumt, alles war, wie sich gehört, aber mehr war es auch nicht. Trogdem herrschte unverkennbar ein Eindruck von gehaltener Vornehmheit.

Gerade das Fehlen falschen Prunkes bewies eine selbstbewußte fürstliche Gesinnung.

Goethe wurde zunächst im Eingangsalon, dem Zimmer der herzoglichen Tafelrunde, festgehalten. Dort begrüßte ihn sein alter Bekannter, Major von Knebel, mit ungesuchter Herzlichkeit. Neben ihm stand dessen besonderer Schützling, der siebzehnjährige Prinz Konstantin, Karl Augusts jüngerer Bruder, und zeigte sich aufrichtig erfreut, „die Bekanntschaft eines so berühmten Dichters machen zu dürfen“. Manche andere drängten sich hinzu, ließen sich vorstellen und schnarrten Komplimente. Doch fiel eigentlich nur einer Goethe besonders auf, ein Freiherr Friedrich von Einsiedel, etwa gleichalterig mit ihm, von vollendeter höfischer Erscheinung, aber mit ein paar dunkel brennenden Augen, aus denen etwas wie künstlerisches Feuer glomm. Er schien schon seit Wochen auf Goethe förmlich gewartet zu haben, war innigst mit dessen Dichterart vertraut und bei aller Wärme der Begrüßung doch ohne jede Aufdringlichkeit. Im Gespräch mit diesem ihm sympathischen Manne fühlte Goethe um so mehr das Unangenehme der vielen Augen, die sich von nah und fern auf ihn einbohrten und ihn voll Neugier abzutaxieren suchten.

Aus diesen zwiespältigen Empfindungen wurde er durch den Eintritt Karl Augusts erlöst. Dieser kam aus dem anstoßenden Zimmer, schob die neugierigen Gaffer ungeniert beiseite und umarmte ohne alle Ziererei den erwarteten Freund. „Ich muß Sie jetzt gleich zu meiner Frau Mutter führen“, sagte er dann lebhaft, „sie erwartet sie schon.“ Damit faßte er Goethe unter den Arm

und geleitete ihn fast gewaltsam in den „grünen Salon“, das eigentliche Wohngemach Anna Amalias.

Zwei an der Flügeltür postierte alte Herren, ein Graf Putbus und ein Freiherr von Wigleben, beides amtierende Hofmarschalle, schienen es für ihre Pflicht zu halten, den Neuling ihrer hohen Herrin zu präsentieren. Doch mußten sie, ob sie sich auch ärgerten, die „neumodische Zeremonielosigkeit“ des jungen Herzogs über sich ergehen lassen, der es sich nicht nehmen ließ, seinen Gast persönlich und ohne alle Umschweife vorzustellen.

Goethe blickte in ein noch jugendlich-anmutiges und geistig-belebtes Gesicht, das unter einer hohen, schneeweißen Puderfrisur desto rosiger hervorleuchtete und dessen dunkle, glänzende Augen groß und offen auf ihm ruhten. Er fühlte sogleich etwas von unmittelbar sich regender Sympathie, als er die gnädig ausgestreckte feingeformte Hand erfaßte und einen Huldigungskuß darauf drückte. Schmeichelhafte Begrüßungsworte klangen ihm entgegen, mit einer solch aufrichtigen Wärme des Tons, daß sie mehr fein mußten als konventionelle Lebenswürdigkeit. Etwas Redliches, Bestimmtes lag in Anna Amalias ganzem Wesen, die eine braunschweigische Prinzessin war und eine Nichte des großen Preußenkönigs Friedrich.

Sie saß in ungezwungen aufrechter Haltung auf einem zierlich geschweiften blauseidenen Sofa inmitten zweier Hofdamen, die gleichfalls Goethes Blick zu fesseln wußten. Die eine, noch ziemlich junge, schien ein wenig verwachsen, was aber eher apart als entstellend bei ihr wirkte. Auch ihr mit der feck aufgestülpten Nase fast

unschönes Gesicht verriet durch Lebhaftigkeit des Mienenspiels und einen Zug eigentümlicher Schelmerei soviel geistreiche Munterkeit, daß es dadurch anziehend wirkte. Das war Fräulein Thusnelde von Göchhausen, eigens zur Aufheiterung des weimarischen Hofes bestellt und auch Goethe gegenüber sofort von einer fast unverblühten, aber dabei nichts weniger als ungraziösen jungmädchenhaften Übermütigkeit.

Ganz anders wirkte die etwas ältere, nachdenklich in sich gekehrte Hofdame zur Rechten der Herzogin: Frau Charlotte von Stein, Gattin von Karl Augusts Oberstallmeister und Tochter des neben ihr postierten, in unnahbarer Würde prangenden Hofmarschalls a. D., Freiherrn von Schardt. Goethe erinnerte sich, vor einem halben Jahr in Straßburg von seinem Freunde Hofrat Zimmermann allerlei Hübsches über diese Dame gehört zu haben. Er hatte ja wohl damals unter deren Schattenriß ein paar nette Worte geschrieben — bei denen, wie ihm dunkel schwante, etwas von einem „Medium der Liebe“ gesagt war, durch das die Dargestellte die Welt erblicken solle. Jetzt schaute er in ein durch Schwerkmut sanft verschleiertes Gesicht, das man wohl schön und anziehend nennen durfte, soweit die etwas höfisch-reglose Maske ein Urteil erlaubte. Jedenfalls verhielt diese Dame sich einigermaßen passiv und zurückhaltend, während um sie her das Gespräch immer lebhafter und ungezwungener aufflatterte und auch bei der Herzogin-Mutter in huldreich-lachfroher Stimmung sich ergoß.

Goethe gewann alsbald das Gefühl, daß in diesem Hofkreise der Mensch keineswegs zur Larve erstarrt war und daß sogar eine gewisse Freizügigkeit nicht unger-

gesehen wurde. Dies gab auch ihm die Erlaubnis, weiter aus sich herauszugehen. In einem um das herzogliche Sofa sich bildenden Halbkreise hatte er ungezwungen Platz genommen — neben ihm saß der junge Herzog und verschlang jedes seiner Worte, immerfort zu Applaus bereit. So ließ er sich voll Laune in ein Wortgefecht mit der stets schlagfertigen Göchhausen ein und hatte die Freude, daß auch Anna Amalia von Zeit zu Zeit, mit wohlgeübtem Esprit, manch heitere Bemerkung dazwischen warf. Seltener ließ Frau von Stein sich vernehmen, vorzüglich wenn es galt, Meinungen zu überbrücken oder Gegensätze auszugleichen.

Goethe aber fühlte sich angeregt, womöglich sich selbst noch zu übertrumpfen und selbst gewagte Behauptungen auf die Spitze zu treiben. Mochten auch, zum demonstrativen Beifall der Jüngeren, manche alte Perücken sich sträuben und ewig-lächelnde Höflingsgesichter zu Eisminen erstarren! Im Gegenteil, das trieb ihn nur noch weiter vor. Bloß daß auch Frau von Stein, die in diesem Kreise eine besondere Autorität genoß, eine gewisse Ablehnung zu empfinden schien, wurmte ihn ein wenig. Doch wenn es ihm Spaß machte, sich gehen zu lassen und seine Pfeile abzuschießen, so tat er's eben! Er war doch nicht hergekommen, um den glatten Höfling und Speichellecker zu spielen! Mochte man doch spüren, wer er war: der Bringer von etwas Neuem, Befreiendem und nicht etwa ein Nachplapperer des Hergebrachten!

Da gesellte sich auch Wieland dem Kreise zu und wurde von allen Seiten mit besonderer Sympathie begrüßt. Nicht zuletzt auch von Goethe. Indes machte dieser eine ihn frappierende Beobachtung. Wieland hatte,

ohne seiner geistigen Würde etwas zu vergeben, sich dem höfischen Tone mit Gewandtheit angepaßt! Welch saubere kleine Bonmots er fand, eingewickelt in verkappte Komplimente, die Damen und Kavaliere gefällig zu streicheln schienen. Und die fast stets einen gewissen, kaum spürbaren Hintersinn enthielten, der die geistige Distanz fühlbar werden ließ. Kleine Meisterstücke, diese leicht hingesezten „Anmerkungen“ und Anekdotchen! Goethe konnte nicht umhin, sie zu bestaunen — und fühlte sich doch gleichsam in eine ihm neue Welt versetzt. Er wußte nicht, ob er dieses begrüßen oder abweisen sollte.

Während derlei Skrupel in ihm einherhuschten, wurde er durch den Eintritt der jungen Herzogin Luise aufs angenehmste unterbrochen. Begleitet von ihren Hofdamen, dem schwäbischen Fräulein von Wöllwarth und der jungen Elsäfferin Adelaide von Waldner, kam sie in ihrer bescheidenen und anmutenden Art herein, und der süddeutsche Hauch, der damit ins Zimmer wehte — vielleicht nur für Goethes feingespannnte Nerven spürbar —, bereitete ihm ein wohlthuendes Gefühl von Behaglichkeit. Ihrer Begegnung am Hof von Karlsruhe wurde gedacht, und Anna Amalia amüsierte sich höchlich über die kleine Szene, als der junge Dichter die zu Boden geglittene Rose galant aufgehoben und von der darmstädtischen Prinzessin sich hatte schenken lassen. Dies galt ihr als eine gute Vorbedeutung für beider neuerliches Zusammensein in Weimar. So nahm das Gespräch jetzt eine familiäre Wendung, und als aus dem unfernen Redoutensaal Klänge einer kleinen Musikkapelle, die zum Tanz aufspielte, herüberschallten, erhob sich die Gesellschaft, um an dem Vergnügen teilzunehmen.

Dort traf Goethe auch sein Fräulein Sophie von Kalb wieder an, die bereits von Kavalieren umschwärmt wurde, aber auch die Aufmerksamkeiten des Frankfurter Bürgersohnes gerne annahm. So verlief der weitere Abend in vergnüglicher Ungezwungenheit, und Goethe fühlte sich unter der thüringischen Junkergesellschaft, bei dem das Fremdelement keineswegs fehlte und Jugend sich zu Jugend gesellte, bald angenehm angeheimelt.

Weimar murrte

Es dauerte nicht lange — und in Weimar hob ein allgemeines Kopfschütteln an!

Im Volk war man verwundert, in den Bürgerkreisen geärgert und bei Hofe vielfach empört.

Was war das nur für ein neues Wesen, das da plötzlich eingerissen war? Ausgerechnet, seit dieser hoffärtige junge Frankfurter Advokat auf der Bildfläche erschienen war und den unerfahrenen, kaum flügge gewordenen Herzog förmlich in die Tasche steckte! War der neue Regent schon in den ersten Monaten seines Herrscherantritts — so urteilte man — einigermaßen überspannt und schwer zu zügeln gewesen, so war er jetzt wie vom Gottseibeins geritten und gleichsam aus dem Häuschen geraten. Er war völlig von der neumodischen Geniesucht befallen! Lärm machen schien die Hauptsache — und sei es auch bloß, mit Hussa und Hallo, mit Peitschenknullen und Pferdegekrappel, im wilden Schwarm durch die erschrockenen Gassen jagen! Rücksicht nehmen gab's nicht mehr, noch weniger Höflichkeit und feine Sitte. Sporen-

klirrend marschierte man in Wasserstiefeln über frischgebohnte Parkettböden; warf sich in wohlgepflegte Seidenfauteuils, daß es nur so krachte und ächzte; führte pöbelhafte Ausdrücke und Fluchworte im Munde — oder vielmehr, um in der neuen Sprache zu reden, „im Maul“ und tat sich Gott weiß wie groß mit Ungechliffenheit, die man „Natürlichkeit“, und mit Unflätigkeit, die man „Wahrheitsliebe“ nannte.

Am bedauerlichsten aber war der Ton den Damen gegenüber entartet. Wofern man überhaupt zugab, daß es „Damen“ noch gäbe! Man warf da mit einem neuen Ausdruck herum, der „Mifels“ hieß und den der vom Teufel besessene Frankfurter aufgebracht hatte — irgendwo im Elsaß wollte er ihn aufgeschnappt haben! „Mifel“ hieß jedes gefällige Frauenzimmer, mit dem man sich gradheraus amüsieren konnte — und etwas anderes schien man vom weiblichen Geschlecht ja kaum noch zu erwarten. Was man mit Tänzerinnen und Komödiantinnen oder auch mit Wirtstöchtern und Dienstboten sich erlauben konnte, das durfte man sich aber doch noch lange nicht wirklichen „Fräuleins“ gegenüber herausnehmen. Doch Gott sei's geklagt, selbst in guten alten Adelshäusern fanden sich vergnügungssüchtige und auf Neumodischkeit erpichte junge Dinger, die keinen höheren Ehrgeiz zu kennen schienen, als sich wie „Mifels“ zu betragen. Das war ein Gerenne und Geficher und Gefnutsche, bald in heimlichen Ecken, bald auch ganz offen vor aller Augen, daß in Ehrbarkeit erzogene Leute und Herrschaften oft die Hände überm Kopf zusammenschlugen. Und einer der Schlimmsten war — leider, leider — der junge Herzog selber: der damit, so glaubte

man herauszufühlen, dem bösen Geist an seiner Seite, diesem landfremden Doktor Goethe, gefallen und imponieren wollte. Ganz unverblümt hatte der Herzog herausgesagt, daß er niemanden leiden könne, der auf seines Benehmen halte. Denn, so hatte er sich wörtlich ausgedrückt, „alle Leute mit Anstand, mit Manieren könnten nicht den Namen eines ehrlichen Mannes tragen“.

Der Mann, um dessen Persönlichkeit all dieses Ubelreden sich rankte, befand sich mittlerweile in bestem Wohlbefinden. Es konnte ihm zwar nicht verborgen bleiben, daß er manchen Leuten zum Stein des Anstoßes geworden war. Aber wieviel man ihm eigentlich in die Schuhe schob, davon hatte er doch kaum eine rechte Vorstellung. Jedenfalls war er durchaus nicht darauf veressen, der ganzen Welt zuleide zu sein. Ihn freute nur die herrliche Losgebundenheit, der man am Hofe dieses lebenshungrigen jungen Fürsten sich überlassen durfte. Daß hier und da einer über die Stränge schlug, ließ sich natürlich nicht vermeiden. Goethe suchte, wo es drauf ankam, ohnehin zu dämpfen und zu zügeln. Aber ließ der achtzehnjährige Herzog, der sich wie ein Student im ersten Semester vorkam, sich denn zurückhalten? Der wollte jetzt den vollen Lebensbraus auskosten und faßte dies naturgemäß in etwas roher Junkerweise auf. Der „Stimme der Natur“ wollte er folgen, statt sich an oft willkürliche und sinnlos gewordene Gesetze und Vorschriften zu binden: „die doch nur von Menschen erdacht waren!“

Er selbst aber, Goethe, war dankbar dafür, sich betäuben zu können. Noch zitterten die letzten zehn Frankfurter Monate, mit all ihrem Wirbel, ihrer vergeudeteten

Leidenſchaft, ihrem dichterischen Geſchwärme und ihrem ſchwindelnden Hinwandeln an hundert Abgründen vorbei, in heimlichen Schauern in ihm nach. Gewiß, er fühlte ſich auf dem Weg zur Geſundung. Aber wieviel war in ihm aufgelaufen, das ſtets wieder von neuem in ihm losbrechen wollte! Da tat ihm dieſes ſich-ſelbſt-vergeſſende Auſtoben an einem ihm bisher ganz fremden Orte, und in neuer, von ihm fortgeriſſener und über ihn hinwegſchäumender Umgebung wohl. Am meiſten aber fürchtete er ſich vor der Erinnerung an Lili. Gerade weil er ſie noch ſo ſeltſam mächtig in ſich fühlte. Darum griff er, ſelbſt ohne viel Wahl, nach flüchtigen ſich bietenden Abenteuer. Er log und trog ſich — ſo geſtand er ſich ſelbſt — bei allen hübschen Geſichtern herum und hatte dabei das Glück, immer im Augenblick dasjenige zu glauben, was er ſagte. Geradezu dankbar war er dieſen „Miſels“, die ihm zu ſolchem Selbſtbetrug verhalten. Nur nicht ſich tiefer feſſeln laſſen! Lieber von einem Arm in den anderen gleiten! Vergessen wollte er — — vergessen!

Und nun bekam das tolle Weimarer Treiben noch einen neuen Impuls durch das Auftreten der beiden Brüder Stolberg. Sie waren ſeit langem erwartet und wurden deſto ſtürmiſcher begrüßt. Mit wahren Jubel drückten ſie Goethe als Bruderherz an die Bruſt, und waren ſelig, ihn „ſo herrlich aufgelegt zu allem wilden Genietum“ zu finden. Der von ihm in Weimar angeſchlagene und faſt bis zum Überkippen getriebene Ton behagte ihnen außerordentlich, und ſie verſtanden es, ihn noch ausſchweifender, noch phantaſtiſcher zu geſtalten. In gewiſſem Sinne trugen ſie ſo dazu bei, Goethe vor der Hofwelt zu ent-

lasten. Was man dem Frankfurter Bürgerlichen übelgenommen hatte, das war man bereit, den Herren Reichsgrafen großmütig nachzusehen. Wenn diese reichsunmittelbaren Herren von Stolberg etwas taten, so konnte das so undornehm doch nicht sein. Es war dann eben der „neue Ton“ — dagegen konnte man nichts machen. Er mochte einem mißbehagen, aber man mußte ihn leider hinnehmen. Besonders, wenn er durch die Autorität des eigenen Herzogs gedeckt wurde. „Tempora mutantur“.

An allerhöchster Stelle, nämlich bei der Frau Herzogin-Mutter, war man der Veränderung im äußeren gesellschaftlichen Gebaren mit Aufmerksamkeit gefolgt. Nicht ohne Sorge; doch auch nicht ohne Nachsicht. Anna Amalia hatte ein felsenfestes Vertrauen auf Karl Augusts gute, im Kern gesunde und rechtschaffene Natur. Er mochte sich wohl einmal vergessen, verlieren konnte er sich nie. Und vor allem gönnte das zärtliche, in Liebe entflammte Mutterherz ihrem stolzen Erstgeborenen dieses geniehaste Sichanstoben. Gleichfalls hatte sie zu Goethe Vertrauen. Sie fand keinerlei Anlaß, sich über ihn zu beklagen und fühlte sich von seiner überlegenen Geistigkeit und ursprünglichen Natur aufs stärkste gefesselt. Anna Amalia liebte Menschen, die aus dem Alltag herauschlügen, und war dann auch bereit, einmal fünf gerade sein zu lassen.

Strenger beurteilte ihre erste Hofdame, Frau Oberstallmeister von Stein, die Situation. Als Tochter eines Zeremonienmeisters mochte sie auf gute Formen besonders viel geben. Aber dies war nicht der tiefere Grund ihrer Verstimmung. Ihr leichtverletzliches Gemüt ruhte viel-

mehr auf ihrer mit sittlichem Ernst gepflegten hohen und im wahrsten Wortsinne idealen Gesinnung. Sie litt beinahe körperlich unter jedem rohen Auftreten, und dies war wohl auch der Grund, weshalb sie sich von ihrem Gatten, der soviel Stalldust und Stallmanieren mit sich herumtrug, innerlich entfernt hatte. So führte sie, nach elfjähriger Ehe, und nachdem sie vier Töchter im zartesten Kindesalter begraben hatte, beinahe ein Witwenleben, nur der Pflege und der Erziehung ihrer drei übriggebliebenen Söhne hingegeben.

Bei dem hurschenhaft-derben und bewußt manierlosen Ton, der jetzt am Weimarer Hofe sich auszubreiten begann, berührte es sie am peinlichsten, daß dieser just auf Goethes Einfluß zurückzuführen schien. Sie hatte dessen Kommen, nachdem er ihr von ihrem Freunde Zimmermann in den vorteilhaftesten, ja verführerischsten Farben geschildert worden war, mit besonders hoffnungsvoller Erwartung entgegengesehen. Und die Schwärmerei des jungen Herzogs, nicht zuletzt auch die seiner jungen Gemahlin Luise, hatte sie darin bestärkt. Goethe, so hatte sie es sich ausgemalt, würde, wie das geistige, so auch das sittliche Niveau des Hofes fühlbar heben. Und nun diese Enttäuschung! Wie ein Küpel, so urteilte sie, zog dieser gepriesene Dichterjüngling einher; hatte Redensarten und Ausdrücke, die man in guter Gesellschaft kaum wiederholen konnte; gebärdete sich launenhaft und unberechenbar; konnte eine Zeitlang bezaubernd und im nächsten Augenblick unausstehlich sein; und litt an einem derartigen Eigendünkel, daß er sich jede Nichtachtung anderen gegenüber glaubte erlauben zu dürfen. O, sie sah ihm, ob auch aus gemessener Ferne, scharf auf die

Finger, und sie machte, ihrer Umgebung gegenüber, kein Hehl daraus, wie sehr er ihr mißfiel. Gerade weil sie so viel von ihm erhofft hatte! Und, weil er als der erkorene „Götterlieblich“ alle Welt, trotz all seiner Unarten, immer wieder für sich einnahm und bestach. Besonders aber die Frauen, bis zur Herzogin-Mutter hinauf!

Es konnte nicht fehlen, daß Goethe davon Kunde erhielt, welch ernst zu nehmende Gegnerin er, im innersten heiligen Bezirk, gerade bei der hochangesehenen Dame gefunden hatte, in der er einmal ein besonderes „Medium der Liebe“ hatte entdecken wollen. Mit Schreck fiel ihm bei, daß er ihr den geschuldeten Pflichtbesuch bisher nicht abgestattet hatte; und daß darauf wohl eine gewisse innere Fremdheit in ihren Beziehungen beruhen mochte. Also kühn in die „Höhle der Löwin“ sich begeben! Es konnte nur nützlich sein, solch erlauchte „Feindin“ etwas näher bei Licht zu betrachten.

Frau von Stein empfing ihren Besuch mit vollendetem Anstand, sogar mit unterstrichener Liebenswürdigkeit. Und Goethe seinerseits war in jedem Wort und jeder Bewegung der wohlgezogene Frankfurter Bürgerssohn, wie er sich daheim in den Salons der d'Orville und Gontard hinreichend bewährt hatte. Nicht die kleinste Entgleisung ließ er sich zuschulden kommen und blieb dabei dennoch ganz natürlich und aufgeräumt. Gerade dies war der Zauber, der von ihm ausging und den gerade Frau von Stein aufs feinfühligste spüren mußte. Von irgendeiner Spannung, die zwischen ihnen herrschen mochte, war darum nicht einmal andeutungsweise die Rede.

Während die Unterhaltung leicht dahinflöß, höfische Dinge kaum berührte, aber bei künstlerischen und litera-

rischen Fragen, mit denen Frau von Stein intim vertraut war, eingehend verweilte, faßte Goethe seine Gesprächspartnerin aufmerksam ins Auge. Er wußte über ihre Schicksale und äußeren Verhältnisse Bescheid und nicht ohne Bewunderung mußte er anerkennen, mit welcher ungewöhnlichem Grade von Selbstzucht sie darüber Herrin geworden war. Daß ihr ganzes Wesen etwas Gedämpftes und Leises, ja, mitunter etwas Schwermütiges hatte, machte sie nur anziehender. Sie hatte eine gepflegte und gleichmäßige Sprechweise, die auch ihr Antlitz im Ausdruck nur wenig veränderte. Ueberaus zierlich war ihre Figur, von fast mädchenhafter Zartheit, so daß man ihr ihre dreiunddreißig Jahre wahrlich nicht ansah. Ihre Hauptschönheit aber war der dunkle und sammetweiche Teint ihrer leicht bräunlichen Gesichtsfarbe, die sich beim Sprechen zuweilen sanft rötete, und in wundervoller Harmonie zu dem tiefen Schwarz ihrer vollen, hochgesteckten Haare stand. So konnte man sie äußerlich fast für eine Südländerin halten, dem doch ihr ausgesprochen nordisches Temperament widersprach. Sanftheit, Bescheidenheit, Gelassenheit war ihr Wesen, Klugheit und ausgezeichnete Geistesbildung verrieten ihre Erziehung.

Unwillkürlich mußte Goethe sich der Atmosphäre anpassen, die auf ihn einströmte. Er tat es gern und fühlte sich wohl dabei. Er war auf eine Reihe von Vorurteilen gefaßt gewesen. Aber er fand im Gegenteil, daß sich mit dieser Frau über alle Gebiete des Geisteslebens sehr gut sprechen lasse. Mit eminenten Feinfühligkeit ging sie auf angeschlagene Themen und Betrachtungen ein, hatte gewiß ihre eigenen Meinungen, betonte sie sogar sehr

bestimmt, war aber zweifellos frei von Engherzigkeit und Beschränktheit. In allem, was sie sagte und wie sie es sagte, lag ein natürlicher Sinn für Anmut und gleichzeitig — was das Bewundernswerteste war — für Wahrhaftigkeit. Ganz rein und klar breitete sie ihre Gesinnungs- und Gefühlsweise aus, fast ohne Rückhalt und dennoch nie indiscret. Ein leiser Duft von Geheimnis, jedenfalls von Zurückhaltung, blieb stets um sie ausgebreitet. Das machte sie so damenhaft, so — ja, es gab kein anderes Wort — so ehrfurchtgebietend.

Spürte Goethe, daß der so nachhaltige Eindruck, den er selbst gewann, gleichsam rückströmend auch bei Frau von Stein sich auswirkte? Jedenfalls, als er nach einer guten Stunde sich erhob — eine Viertelstunde hatte er bleiben wollen — drückte sie ihm so freundschaftlich die Hand und lud ihn mit so warmer Stimme zum Wiederkommen ein, daß nichts von irgendwelcher Fremdheit oder gar Verstimmtheit darin nachklang. War die „Feindin“ schon zur „Freundin“ geworden? Doch was bedeuteten Worte? Jedenfalls schwang etwas zwischen ihnen beiden, das nach engerer Verknüpfung sich sehnte. Und das mochte man denn getrost einer allmählich sich auswirkenden Zukunft überlassen.

Abseits vom Wege

Das äußere Getue, dem die Jugend um Karl August, in wilden Jagdritten, Mädchenhezen und lärmenden Gelagen, so offenkundig verfallen war, konnte trotz aller Spektakelsucht, nicht als das wahre Gesicht des „wei-

marischen Musenhofes“ gelten. Dafür war allein schon der Einfluß der Herzogin-Mutter Anna Amalia viel zu hervorstechend. Allwöchentlich hielt sie in ihrem Wittumspalais jene Abende ab, bei denen sich die Elite aller Geistig-Regsamem aus der intimeren Hofgesellschaft an einem runden Tische um die Fürstin versammelte um nun wahrhaft einen „Mushof“ abzuhalten.

Selbstredend legten auch die beiden Stolberg hohen Wert darauf, an solch einem Abend in ihrer Dichterherrlichkeit zu glänzen. Sie wollten keineswegs als „allamodische“ Rowdys figurieren! Hatten sie doch ihre tönenden „Freiheitsgefänge“ in petto, die sie begierig waren, mit Bardeninbrunst zum besten zu geben. Und sie hatten großen Erfolg damit. Die weimarische Tafelrunde schwamm in Entzücken über den feurigen Mut der beiden Reichsgrafen, mit dem sie in ihren Kanzonen Throne stürzten und Tyrannenhaß predigten. Zwar wußte niemand recht, wohin das eigentlich zielen sollte — aber es klang doch so imposant und quoll aus so edler Seele! Und die beiden treuherzigen Jungen, — so voll Herzensfeuer, voll „teutschen“ Geistes, wirkten, indem sie sich beim Vortrag ihrer Sturmgefänge kraftvoll in die Brust warfen, auf die gesamte Tafelrunde wie Kinder eines neuen, fortschrittlichen Zeitalters!

Unter den Zuhörern befand sich auch Wieland — ehemals der Gegenstand des besonderen Abscheus der gegen alle „Französelei“ wildwetternden, ganz vom Klopstockschen Bardengeist besessenen beiden Grafen. Aber Goethe hatte dieser Tage ein Wörtlein mit ihnen gesprochen und sich für Wielands „deutsche Art“ wacker eingesetzt. Ohne viele Mühe war es ihm gelungen, zumal auch im Hin-

blick auf die weimarischen Hofverhältnisse, alte Zwistigkeiten zu begleichen und Mißverständnisse aus dem Wege zu räumen. Der stets konziliante Wieland war ohnehin kein Starrkopf und für Versöhnungen rasch zu gewinnen. Somit war denn voller Friede wiederhergestellt worden, und den Stolberg'schen Kraft-Öden applaudierte niemand neidloser als der Dichter des Agathon.

Nun aber sollte ein wahrhaft „großer Abend“ die Ritter und Edelfrauen der Tafelrunde um die Herzogin versammeln. Die Stolberg hatten es auf sich genommen, den bis dahin hartnäckig spröden Goethe zum Vortrag seiner „Faust“-Szenen zu bewegen. Es war ein hartes Stück Arbeit gewesen, da der Dichter sich auf das starrköpfigste weigerte und das völlig Bruchstückartige und Ungeordnete seiner Dichtung hervorhob. Da indes auch Karl August und seine Mutter eindringlichst baten, konnte Goethe nicht dauernd widerstehen.

So fand denn die Vorlesung statt. Und sie wurde wirklich ein „Ereignis“.

Alles fühlte, daß hier etwas Niegehörtes, trotzdem in seiner Echtheit und Erlebtheit unmittelbar Zwingendes zu Gehör gebracht wurde.

Tiefes, ergriffenes Schweigen wechselte ab mit unwillkürlicher Bewegung und belustigtem Gelächter. Bei der Gretchen-Tragödie erstarrten beinahe die Gesichter, bis sie in Tränen sich lösten. Selbst der Herzogin-Mutter, gewohnt sich zu beherrschen, rollten dicke Zähren über die Wangen, und aus den Augen der Frau von Stein traf Goethe ein Blick, in dem Bewunderung und Ergriffenheit sich vieldeutig einten. Von allen am beredtesten äußerte Wieland seinen glühenden Enthusias-

mus. Er verstieg sich beinahe zu dichterischen Hymnen, so entquollen ihm die Worte.

Goethe wehrte, soviel er nur konnte, ab. Nicht aus falscher Bescheidenheit, sondern weil er sich seinem Werk gegenüber noch als Ringender fühlte. Er war schon im Begriff, sich seiner Gewohnheit nach dem Tumult durch Flucht zu entziehen, als Fräulein von Söckhausen ihn beinahe am Rockzipfel zurückhielt. Sie hatte bis dahin, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, fast völlig geschwiegen. Jetzt betonte sie mit Nachdruck, daß sie etwas Wichtiges zu sagen habe. Mit Schrecken, rief sie laut, habe sie wahrgenommen, wie der Dichter manchmal in seinen Papieren habe kramen müssen, um den richtigen Fortgang seiner Szenen zu finden; und wie überhaupt alles wild und unübersichtlich durcheinander geflogen sei. Geradezu ein Wunder sei es gewesen, daß Goethe in seinem Selbstgeschriebenen sich habe zurechtfinden können. Jedenfalls sei dies ein unmöglicher Zustand — und deshalb sei sie, Thusnelda, erbötig, von der gesamten Dichtung, so wie sie jetzt vorliege, eine reinliche und ordentliche Abschrift anzufertigen. Ja, sie bitte darum, wie um eine besondere Gunstbezeugung.

Alles stimmte ihr lebhaft zu. Nur Goethe sperrte sich mit beinahe kindischem Trotz. Wie von unerklärlicher Besorgnis getrieben, suchte er seine Papiere zusammenzuraffen, wobei vieles noch mehr durcheinander geriet und einzelne Blätter zu Boden flatterten. Nein, er könne nichts hergeben, beteuerte er, das seien ja lauter Fesseln, durch die niemand sich durchwinden könne. Vieles sei durchgestrichen, manches verbesserungsbedürftig, alles noch unausgegoren. In solcher noch unfertiger Ver-

fassung dürfe ein Dichtwerk nicht abgeschrieben werden. Doch half ihm sein ganzer flehentlichcr Einspruch nichts. Alle waren gegen ihn. Und schließlich mußte er nachgeben.

Noch einmal preßte er das kostbare Manuskript, wie ein Kind, das er fortgeben sollte, an sich — dann erst ließ er es, diesmal unter seltsamem Gelächter, fahren. Fräulein von Göchhausen aber wickelte und schnürte die Papiere mit großem Eifer zu einem Paket zusammen, und klemmte es triumphierend unter den Arm. In spätestens drei Tagen, versicherte sie, werde der Dichter sein Handschriftliches zurückhaben. Bis dahin habe sie ihre Abschrift vollendet, und sich das schöne Bewußtsein geschenkt, die kunstgesinnte Welt — wie sie mit drolligem Ernst sich ausdrückte — vor schwerem Verlust bewahrt zu haben.

Seit dieser Vorlesung seines „Faust“ war in Goethe selbst eine innere Veränderung vor sich gegangen. Er war stiller geworden. Das wilde Treiben der zu lauter Torheiten und Tollheiten aufgelegten Junkergesellschaft hatte an Reiz für ihn verloren. Wenn er es doch, mehr zum Schein, noch mitmachte, so geschah dies aus Gefälligkeit gegen den Herzog, dessen Wünschen er sich nicht gut entziehen konnte. Wo es irgend anging, zumal bei Jagdveranstaltungen, sonderte er sich ab und strich, die Büchse gespannt, doch kaum noch ein Jäger, allein durch Wälder und Felder.

Träume kamen und gingen. Worte summtcn um ihn her, formten sich zu Versen, tanzten vorüber. Erinne-

rungen stiegen auf und manchmal schwoh sein Herz vor Liebessehnsucht. Nach wem wohl? Durfte er es sich gestehen?

Eine Abendstunde kam, voll ganz besonderer tiefer Weihe. Die Jagdgesellschaft, die unter Lärmen Täler und Forsten durchbrauste, hatte sich verzogen. Selig streifte der Dichter durch blinkende Einsamkeiten.

Entlaubt standen alle Bäume, aber die Luft war klar und hell. Mit entzückender Deutlichkeit ließ sie Äste und Zweige sich gegen den lichten, sanft erblassenden Himmel abzeichnen. Unendliche Stille rings, in der der leiseste Laut, das zufälligste Knistern sich bemerkbar machte. Nur ganz von fern, mit Unterbrechungen, wehten Rufe und Jagdhornklänge herüber.

Nichts konnte wonniger sein, als in diesen Spätherbstzauber zu blicken, in dem schon der Winter sich ahnen ließ. Da lag etwas wie Geisterraunen in der Luft. Und aus den frühen, aufsteigenden Abendnebeln wollten sich schwebende Gestalten bilden . . .

Tief und sehnsuchtsvoll durchrieselte es den einsamen Umherstreifenden. Willenlos, voll innerlicher Wärme überließ er sich den Eingebungen der Stunde. Konnte er sich dagegen wehren, daß Lilis Bild vor ihm erwachte? Daß er gleichsam das Vorüberwehen ihres süßen Atems fühlte? Gewiß, er hatte ihr entsagt. Doch das goldene Herz, das sie ihm geschenkt hatte, trug er immer noch auf seiner Brust. Davon mochte er sich nicht trennen. Wo waren jetzt alle die Schatten, die mehr und mehr sich über seine große Liebe gelegt hatten? Weggeblasen waren sie! In dieser reinen goldenen Herbstluft war für Trübes kein Raum. In voller Schlackenreine

offenbarte sich ihm Lilis Gestalt. Sie war so dicht bei ihm, daß er sie fast hätte greifen können.

Wie Dämmerhauch legte es sich um seine Schläfen. Still setzte er sich unter einen Baum, still zog er sein Buch aus der Tasche und begann darin zu schreiben. Die Verse quollen leicht und flüßig. Zeile für Zeile setzte er sie mühelos hin.

Im Felde schleich ich still und wild,
Lausch' mit dem Feuerrohr,
Da schwebt so licht dein liebes Bild,
Dein süßes Bild mir vor.

Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach, mein schnell verrauschend Bild,
Stellt sich dir's wohl einmal?

Des Menschen, der in aller Welt
Nie findet Ruh noch Rast —
Dem wie zu Hause, so im Feld
Sein Herze schwillt zur Last! —

Mir ist es, denk ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn — —
Ein holder Friede kommt auf mich,
Weiß nicht, wie mir gesehn.

Die Augen schließend, lehnte Goethe sein Haupt wider den Stamm des Baumes, unter dem er saß. Es war, als sei er eingeschlafen. Das Notizbuch, mit den frisch eingetragenen Versen, war seiner Hand entsunken und ruhte in seinem Schoß. Silberbrach der Glanz des vollen Mondes durch das Netzgewirr der Zweige und

umfloß des Dichters Leib und Antlitz. Leise schienen die Lippen sich zu bewegen, als sprächen sie in Gedanken noch einmal das Gedicht.

Da ertönte, nicht allzu weit, plötzlich der Klang eines Hifthorns. Und das Gekläff von Rüden mischte sich dazwischen. Goethe fuhr auf und rieb sich die Augen. Um seine Mundwinkel zuckte verstohlenes, fast verächtliches Lächeln. Rasch bückte er sich und hob das zu Boden geglittene Notizbuch wieder auf. Schob es dann sorglich wieder in die innere Brusttasche. Dort mochte es wohlverwahrt ruhen. Es gab Sünden, die ihm allein gehörten — die er nicht zu beichten brauchte.

Der Staatsminister rührt sich

Nach erfolgtem Abgang der Grafen Stolberg war wieder etwas mehr Ruhe in Weimar eingezogen. Was von den einen sympathisch, von den andern mit Bedauern vermerkt wurde. Karl August seinerseits vermißte die stärkere Anregung und verhandelte mit Fritz Stolberg, um dessen völlige Übersiedlung nach Weimar, mit Würde und Titel eines Kammerherrn, zu erzielen. Gern hätte er auch Goethe in der gleichen Eigenschaft an sich zefesselt. Doch standen dem unübersteigbare Bedenken gegenüber. Durfte doch der Frankfurter Bürgersohn, nach jenem strengen Hofzeremoniell, dem auch der Regent sich beugen mußte, nicht einmal zur Herzoglichen Tafel zugezogen werden, sondern mußte an der sogenannten Marschalltafel Platz nehmen, wo außer ein paar belang-

losen jüngeren Adeligen sonst nur einfache Staats- und Hofbeamte saßen. Worüber sich Karl August weit mehr ärgerte als Goethe, der über derlei „vorsintflutliche“ Zopfigkeiten lachte.

Jedenfalls also, mit der Kammerherrnwürde für Goethe war es nichts. Doch sollte sich nicht ein anderer Weg finden lassen, eine so schätzbare Kraft für Weimar zu gewinnen? Zuvörderst freilich verhielt Goethe selbst sich äußerst passiv. Ihm waren seine persönliche Unabhängigkeit und Freizügigkeit viel zu lieb, als daß er sie leichtfertig hätte aufgeben mögen, um sich in irgendeiner Form zu binden. Gewiß fand er es einstweilen recht unterhaltend und anregend in Weimar, und gern verlängerte er seinen Aufenthalt an einem Orte, wo man ihn so wohl aufgenommen hatte.

Ein lebhafter Verkehr hatte sich für ihn angesponnen. Manche neue Freunde hatte er gefunden. Außer Knebel, Einsiedel, Kalb, den jungen Adeligen, war es in erster Linie Wieland, in dessen Haus er fast täglich aus- und einging und öfters seine Mahlzeiten einnahm, ein Abgott namentlich der Kinder. Aber auch andere des Bürgerstandes kamen ihm näher. Da war der bedeutende Arzt Hufeland. Da war Musäus, der Volksmärchensammler und -Nacherzähler, sowie Verfasser launiger Erzählungsbücher, seines Zeichens Gymnasialprofessor. In besonders enger Fühlung aber geriet er mit Bertuch, dem herzoglichen Geheimsekretär und Schatzkassenverwalter. Das war ein besonders vielseitig gebildeter und interessierter Mann, zwei Jahre älter als Goethe, sehr beweglich und unternehmend, ehemals Wielands Adjunkt bei der Herausgabe des „Deutschen Merkur“.

Alle diese Leute waren geeignet, Goethe das Weimarer Dasein in angenehmer Weise auszufüllen — ganz abgesehen von seiner besonderen Anhänglichkeit an die Personen des Herzogs, dessen Mutter und dessen Gattin. Zu diesen dreien hatte er persönlich die herzlichste Zuneigung gefaßt, die um so stärker war, als sie in hohem Maße erwidert wurde. Er fand namentlich auch die Damen liebenswert. Jede in ihrer Art, Anna Amalia wegen ihrer hohen geistigen Kultiviertheit, Luise wegen ihres so zartentwickelten Frauengemüts. Dann ferner die köstliche „Thusnelda“, die ihre so schön bewiesene Freundschaftlichkeit und rührende Hilfsbereitschaft hinter ihrem scheinbar mokanten Wesen gewandt zu verstecken wußte; mit der sich in Worten herumzubeißen aber stets amüßant war. Wenn beide einander in herausfordernden Bemerkungen überboten und sich mit gespielm Ernst die abenteuerlichsten Schmädigkeiten ins Gesicht sagten, dann brachten sie den ganzen Hof zum Lachen, während sie sich selbst dabei aufs köstlichste unterhielten.

Ja, und dann noch . . . Frau von Stein! Dieses seltsam anziehende und doch fast unnahbare Mysterium eines Weibes! Etwas Ungelöstes schwebte um sie her. Wiederholt hatte Goethe sie bereits in ihrer Stadtwohnung besucht. Und als sie von dort für mehrere Wochen nach ihrem bei Rudolstadt gelegenen Schloßgut Groß-Rochberg übersiedelte, hatte er ihr versprechen müssen, sie auch dort aufzusuchen. Trotzdem war eine Stimme in ihm, die ihn zurückhielt. Hatte Lili noch zuviel Macht über ihn, so daß er irgendwie befangen war? Fürchtete er sich vor neuen Störungen seines seelischen Gleichgewichts? Oder war in dieser Frau

selbst etwas, das ihn noch nicht warm und sicher werden ließ, vielleicht gerade weil er so eigentümliche Reizungen von dort aus verspürte?

Es ging eine Überlegenheit von ihr aus, vor der er teils sich beugen mußte, teils sich kränkte. Dieses Hoheitsvolle ihres Wesens, er konnte es verwünschen und ebenso bewundern. Seine Eitelkeit fühlte sich verletzt und zugleich sein Mannesgefühl sich angestachelt. Das gab einen inneren Schwankzustand, bei dem er bald litt, bald frohlockte.

Aber gab's nicht auch in ihr wunderliche Widersprüche? Gewiß, aus allem, was sie sagte und tat, sprach eine harmonische, in sich geklärte Persönlichkeit. Dieser Eindruck stand fest. Doch diese hochgezüchtete Selbstsicherheit, die bis zu kritischer Kühle gehen konnte, wurde seltsam schattiert von fast weichmütiger Melancholie. Manchmal war ihr Wesen davon wie bedrückt. Resignation quoll aus ihr und ließ eine Sanftheit erscheinen, die Wärme über sie breitete. Dann spürte er jenes geheimnisvolle „Medium der Liebe“, dem er nicht zu widerstehen vermochte. So kam es, daß er eine neue Begegnung mit dieser rätselvoll anziehenden Frau ebenso wünschte, wie er, aus einer ungeklärten Regung heraus, davor zurückscheute.

Da bot sich Anfang Dezember eine Gelegenheit, sein Besuchversprechen wahrzumachen, und als Begleiter des jungen Herzogspaares Kochberg zu berühren. Das schuf in ihm ganz neue Eindrücke, vor denen der in ihm geweckte Zwiespalt verblaßte. Frau von Stein, als Landedelfrau und lebenswürdige Gastwirtin, zeigte sich weit freier, frischer und gelöster als je in der Hofatmosphäre.

Sie war von bezaubernder Unbefangenheit und Einfachheit, und eines Humors fähig, den Goethe noch gar nicht bei ihr kannte. Als alle vier, nach eingenommener, vortrefflich zubereiteter Mahlzeit, in den Park sich hinausbegaben, fielen, angesichts der Natur und in der Klar auf sie einströmenden winterlichen Luft, gleichsam die letzten Hemmungen von ihnen ab. Das junge Paar gewann seine ganze Jugendlust und Kindlichkeit zurück und steckte durch seinen ausgelassenen Frohsinn auch die beiden andern mit an. Auf trockenen Waldwegen, die sich anmutig bergauf und bergab schlängelten, war ein Geheze und Gejage, ein Sichhaschen und Sichverstecken, bei dem auch in Frau von Stein alle Lebensgeister neu erwachten. Sie wurde gleichsam um zehn Jahre jünger, erhigte und tummelte sich, war rasch und geübt in allen Bewegungen des Ausweichens und Davonlaufens, schrie selbst manchmal unter Lachen auf, und war dabei innerlich so aufgetan, daß es förmlich aus ihr herausstrahlte. Goethe war hingerissen.

Eine Stunde später, als sie wieder in den Zimmern sich versammelten und ein ernstes Gespräch sie beratend zusammenhielt, war Lotte von Stein nicht minder eifrig bei der Sache und verstand es sehr, ihre Meinung zur Geltung zu bringen. Unter anderem wurde abermals die Frage behandelt, wie Goethe an Weimar zu fesseln sei. Man war darüber einig, daß dies nur durch eine Berufung in den geheimen Staatsrat zu geschehen vermöge, verhehlte sich aber nicht die großen Schwierigkeiten, die von seiten der alteingesessenen Beamtenschaft, zumal des ersten geschäftsführenden Ministers, Freiherrn von Fritsch, der das besondere Vertrauen Anna Amalias

genoff, zu erwarten waren. Während Goethe ſich unter Achfelzucken paſſiv verhielt, nahm Frau von Stein mit gleicher Lebhaftigkeit wie der Herzog der Sache ſich an und ihr frauenhafter Scharffinn war immer von neuem bemüht, Steinchen aus dem Wege zu räumen. Wie ſie in Eifer erglühete, verſchönte ſich zugleich ihr Antlig, wurden ihre Augen leuchtend und ſchürzten ſich voll Unmut ihre errötenden Lippen. War ſie nicht zum Verlieben?

Indes des Bleibens war heute nicht. Gegen Abend waren die Reiſenden wieder unterwegs und rollten in der Staatskutfche auf Rudolſtadt zu, wo ſie bei Hofe erwartet wurden. Doch mitten im lebhaft geführten Geſpräch, ließ Goethe von ſeinen Gedanken ſich heimlich zurücktragen zu der ſeltſam anziehenden Frau, die ihr Intereſſe an ihm ſo überrafchend kundgetan hatte.

Seitdem kam es öfters vor, daß der Herzog in Staatsangelegenheiten Goethes Rat nachſuchte. So ſehr dieſer ſich bemühte, Zurückhaltung zu üben, gelegentlich konnte er nicht umhin, ſich für eine Sache zu erwärmen. So beſonders, als es ſich darum handelte, die Stelle eines Oberhofpredigers neu zu beſetzen. Karl Auguſt verſpürte zu den thüringiſchen Kandidaten, die man ihm vorſchlug, wenig Luſt. Sie waren ihm alleſamt zu trocken und zu banal. Da nannte Goethe den Namen Herders, und gleich hatte der Herzog ein. Goethe wußte, in welchem Maße ſein Freund ſich in Bückeburg ungemüthlich und niedergehalten fühlte, und wie ſehr er aus der dortigen Spießeraatmoſphäre hinwegſtrebte. Anderſeits würde er für Weimar ein großer Gewinn ſein und ſich

zweifellos mit Eifer hier einleben. Je mehr Goethe diese Gedanken und Ausichten erwog, desto mehr begeisterte er sich dafür, und setzte so seinen herzoglichen Freund bald ganz in Feuer und Flamme. Bei den jähen und diktatorischen Entschlüssen, zu denen dieser neigte, ließ er gleich den folgenden Tag Verhandlungen mit Bückeberg eröffnen, um Herder für sich zu gewinnen.

Raum war dies in Weimar ruckbar, als sofort helle Empörung emporloderte. Was? Wo soviel bewährte Diener und pflichttreue Anwärter an Ort und Stelle für diesen Posten in Frage kamen, wollte man die ganze einheimische Bevölkerung vor den Kopf stoßen, indem man einen Fremden, mit den Ortsverhältnissen gänzlich Unvertrauten berief? Und wen eigentlich? Einen Mann, der mehr neumodischer Literat als ernstzunehmender Geistlicher war! Und worauf hin gar? Auf die Einflüsterung eines hergelaufenen Frankfurter Advokaten hin, der sich großmächtig aufspielte, und kein anderes Ziel zu verfolgen schien, als seine Clique nach Kräften zu verstärken! Spürte man jetzt bereits, mehr als lieb sein konnte, seine unheilvolle Gegenwart, so wollte er mit der Zeit wohl gar allen maßgebenden Einfluß an sich reißen, um so als allmächtiger Günstling das ihm ausgelieferte Sachsen-Weimar-Eisenach unumschränkt zu beherrschen!

Durfte man diese fecke Einmischung eines unverantwortlichen Ratgebers dulden? Das gesamte weimarische Ministerium war in äußerster Beunruhigung, und wenn etwa der junge Herzog, wie er das liebte, in dieser Sache seinen dicken Kopf geruhen wollte aufzusetzen, so mußte man ihm beizeiten und mit Entschiedenheit entgegen-

treten. Zunächst also entschloß sich Premierminister von Fritsch zu einer devotest aufgesetzten, aber unzweideutigen Anfrage. Als diese ausweichend und unsachlich beantwortet wurde, ging er weiter und ersuchte in aller Förmlichkeit um eine Privataudienz — die ihm natürlich nicht abgeschlagen werden konnte.

Als der kleine spizbäuchige Mann, auf dünnen Beinchen gravitatisch einherstolzierend und einen hohen, knopfgeschmückten Amtsstock gewichtig vor sich hinsetzend, im Fürstenhause erschien und die Treppe emporstelzte, begegnete er Goethe, der mit Freiherrn von Einsiedel hinunterstieg. Fritsch bekam einen puterroten Kopf und schritt grußlos und steif vorüber, während die beiden jungen Leute höflich zur Seite traten. Sie konnten sich eines mitleidigen, spöttischen Lächelns nicht erwehren, als sie unmittelbar darauf den aufgebrachten Zornbickel, von einem Lakaien in Empfang genommen, hinter der herzoglichen Tür verschwinden sahen.

Die Unterredung zwischen Fürst und Minister verlief hart auf hart. Aber der Minister war der Stärkere. Zwar mit seiner emphatisch vorgebrachten Forderung, daß Goethe als Herders Fürsprecher zu beweisen habe, daß dieser „ein wirklich rechtgläubiger Christ“ sei, drang er nicht durch. Aber eine Unzweifelung solch niedriger Art, erwiderte der Fürst, sei ein Mann von dieser überragenden geistigen Bedeutung turmhoch erhaben. Hingegen mußte er erkennen, daß er der weitgreifenden Verstimmlung und Verärgerung im Lande waffenlos gegenüber stehe und, wohl oder übel, darauf Rücksicht nehmen müsse. Er ließ sich also zu der Einräumung herbei, daß die Angelegenheit einstweilen „in suspenso“ bleibe und

nochmals ordnungsmäßig geprüft werden solle. Mit welchem halben Bescheid der Minister sich begnügen mußte. Immerhin durfte er zufrieden sein, wenigstens Aufschub erreicht zu haben.

Aufschub, dachte Karl August: damit man sich daran gewöhne, daß, etwas später, Herder doch ernannt werde!

Ein Mensch fleht um Rettung . . .

Für Goethe hatte die aussichtsvolle Möglichkeit, den Mann, den er vor allen anderen als seinen geistigen Lehrer und Anreger verehrte, in den Kreis weimarischer Musenfreunde einführen zu können, etwas Wohlthätig-Befuerndes. Er bewunderte in Herder die prachtvolle Zusammenfassung aller geistigen Kräfte zu einheitlich-schöpferischem Werk; die tiefe Grundlegung lebenspendender Einsichten auf dem Boden des Volkstums und der strömenden Überlieferung; die nie unterbrochene Fortarbeit fruchtbarer Ideen im Dienste einer langsam sich aufhellenden Zukunft. Mochte Herder im äußeren Verhalten mitunter jäh, launenhaft, ja ungerecht sich zeigen, in allem Wesentlichen war er eine selten starke und unbeirrbar geschlossene Persönlichkeit. Darum hielt Goethe fest und unerschütterlich zu ihm und der Gedanke, vielleicht einmal mit ihm zusammen an gemeinsamem Werke tätig sein zu dürfen, hatte etwas ungemein Verlockendes. Was würde aus dem kleinen Weimar sich gestalten lassen, wenn sie beide vereint, mit Wieland als Drittem, ihre kulturellen Aufbauideen hier ins Werk setzen würden und damit eine Saat austreuen könnten,

die weit hinaus in deutschen Landen Fruchtkeime erzeugen und seelische Belebung und Ausweitung spenden mußte! Wenn etwas imstande sein würde, ihn an Weimar zu fesseln, so diese Berufung Herders! Karl August, so jung noch, so lenksam und vor allem so willig, bot alle Aussicht, daß er den Ehrgeiz haben würde, ihr gemeinsames Schöpferwerk in seine Obhut zu nehmen und zu hoher Verwirklichung zu führen.

Ein Zukunftsbild — kein unmögliches! Nur mit gesammelten Kräften mußte daran gearbeitet werden! Nichts durfte diese Kreise stören!

Da stand eines Morgens, als er erwachte — als seltsame Überraschung —, Jacob Lenz an seinem Lager, lachte ihn strahlend und treuherzig an, umarmte und küßte ihn.

Lenz, wie kam der auf einmal nach Weimar? Goethe mußte sich ordentlich erstaunt den Schlaf aus den Augen reiben. Niemanden weniger hätte er jetzt hier erwartet als gerade Lenz. Entschwebte da nicht, ironisch-segnend, die hehre Traumgestalt seines priesterlichen Freundes Herder?

Da saß nun also Lenz auf seinem Bett, zutraulich und brüderlich, mit starker Gegenwart. Brachte Grüße von Cornelian, die er kürzlich erst in Emmendingen besucht hatte, die „Herrlichste der Frauen“, und beschwor das halboersunkene Reich der Erinnerungen an gemeinschaftlich durchschwärmte Jugendnächte und Freundschaftsverbrüderungen. Hand in Hand vergraben, Aug' in Auge getaucht, waren sie bald aufs wunderbarlichste wieder beisammen, die vor einer Viertelstunde noch so weit von-

einander getrennt gewesen waren. Mochte nun auch, an Stelle eines Fest-in-sich-Geschlossenen, Wegweisend-Voranschreitenden, ein Wunderlich-Zerfahrener, Phantastisch-in-die-Irre-Schweifender sich eingefunden haben, so ging doch solch ein Strom liebender Wärme von ihm aus, daß dem zu widerstreben sich verbot.

Freilich, wie abgerissen, fast heruntergekommen sah der Freund aus, der da so kindlich-ausgelassen, zuweilen unter nervösem Gelächter, zu ihm hin schwagte. Lenz hatte die lange Strecke von Straßburg nach Weimar zu Fuß zurückgelegt: „ganz nach Handwerksburschenart“, wie er, halb verschämt, halb eitel, unter Lachen gestand. Und so waren auch seine Erlebnisse gewesen. Zumeist auf Strohmieten oder in Scheunen hatte er geschlafen, mit bissigen Hofhunden sich herumgeärgert, von Feld- und Baumfrüchten oder wohlthätigen Gaben sich notdürftig genährt. Und mit solcher Vagantengefinnung war er jetzt in der Kleinen herzoglichen Residenz gelandet, in der Erwartung, daß man ihn pfleglich aufnehme und als Dichter gar hofieren möge. Wo sein Herzensfreund Goethe so zum „großen Tier“ avanciert war, da konnte es doch auch ihm nicht schlecht ergehen, zumal er den Herzog bereits kannte und von ihm, man kann wohl sagen, freundlich eingeladen war!

Nicht ohne Bedenklichkeit musterte Goethe Haltung und Habitus des sorglos Herbeigeschnittenen. Ein Traurig-Entwurzelter, mit bleich-verwüstem Antlitz und unstat flackernden Augen, bot sich ihm dar, halb prahlerisch, halb eingeschüchtert. Unmöglich, ihn in dieser Verfassung zu Hof gehen zu lassen, mochte man dort auch noch so vorurteilsfrei sein!

Freundlich zurebend, öfters unter burschikofen Scherzworten, suchte Goethe Lenz darauf zu bringen, daß er sich ein wenig mehr in Zucht nehmen müsse, wenn er in höfischer Gesellschaft sich blicken lassen wollte. Mit großartigen Ideen und dichterischen Aspirationen allein sei es denn doch daselbst nicht getan. Man müsse auch äußerlich etwas vorzustellen wissen. Darin wolle er Lenz gern behilflich sein, vor allem sich der Sorge annehmen, ihm mit Kleidern und Wäsche ein wenig auszuhelfen.

Worüber Lenz zunächst sich „königlich amüsierte“ und Goethe wegen seines „philisterhaften Korrektheitswahrens“ übermütig aufzog! Von seiner braven alten „Kluft“ sich zu trennen — fast wie eine Treulosigkeit könnte ihm das erscheinen! Indes, wenn's sein mußte, warum nicht! Wenn es Goethe Spaß bereiten würde, ihn neu in Wachs zu werfen, warum sollte er ihn durch unverständigen Widerstand kränken! Und Goethe zeigte sich großzügig. Drei Häuser weiter wohnte ein erfahrener alter Jude, der hatte in seinem dunklen Kellerloch Staatsröcke und Fältelhemden, fix und fertig, auf Lager: bei dem sollte Lenz sich neu equipieren! Versteht sich, alles auf Kosten und Verantwortung des guten Freundes!

Rasch wurde ein ausgiebiges Frühstück eingenommen, und als dann Lenz sich entsprechend umgewandelt und „einen neuen Adam angezogen“ hatte, blickte er nicht ohne Wohlgefälligkeit an sich herunter. In jeder Hinsicht kam er sich jetzt „sieggerüstet“ vor. Er erließ es Goethe in Gnaden, sich vorerst weiter um ihn zu bemühen, und zog ganz auf eigene Faust ab, in der neuen Montierung sein Heil zu versuchen. Auch ein paar

Münzen hatte sein sorglicher Mentor ihm weise zugesteckt. So mochte er also das Leben feck herausfordern!

Wie er so unternehmend dahinstiefelte, blickte ihm Goethe nicht ohne ahnungsvolle Besorgtheit nach. Lenz war ein so guter Kerl und, in all seiner oft überströmenden geistigen Beweglichkeit, ein so kindhafter Mensch, daß man ihm nur das Beste wünschen mochte. Aber er lebte zu sehr in einem Wunderlande goldener Märchenschlösser. Innerlich völlig losgebunden und phantasievoll erregt, schwelgte er dahin. So naiv, so weltverloren konnte nur ein echter Dichter schwärmen. Und war dabei stets in Gefahr, an Widerstandsblöcke anzurennen, an Unmöglichkeiten sich zu verlieren. Fast Mitleid wollte sich in Goethe regen, trübe Ahnungen drängten sich ihm auf.

Indes, Lenz hatte zunächst in Weimar einen geradezu unwahrscheinlichen Erfolg. Gerade das „Ausgefallene“ seiner geistigen und körperlichen Erscheinung machte Sensation. Und das Geniehafte, das ihn umwitterte, ließ seine Unerzogenheiten und Taktlosigkeiten als Originalität erscheinen. Einige ganz Fortschrittliche fanden sogar, daß er den Doktor Goethe direkt in Schatten stellte. Seine Paradoxe wurden belacht, seine Phantastereien bewundert und beklatscht. Auch Karl August ließ sich blenden und war gegen den in all seiner Jahrigkeit manchmal so bestechenden als beistandsbedürftigen Fremdling voller Freundlichkeit.

Goethe sah sich die Dinge mit an, suchte verschiedene Unebenheiten auszugleichen, hielt sich aber im ganzen zurück. Hätte er auf Lenzens zweifelhafte Triumphe etwa eifersüchtig werden sollen? Er sah voraus, daß es bald anders kommen würde.

Und er sollte recht behalten. Nach dem ersten Kausch, den er verursacht hatte, wurde Lenz langsam zur komischen Figur, auf dessen Kosten man sich belustigte und Witz machte. Als er sich ein paarmal in übermütiger Gesellschaft gehörig betrunken und dann verrückte und ausschweifende Redensarten losgelassen hatte, war sein Kredit fast gänzlich dahin. Zumal seine oft närrische Soldatenschwärmerei, die geradezu zur fixen Idee ansartete und ihn stundenlang als eigenwilligen Korrektor auf Exerzierplätzen verweilen ließ, wurde zum Gespött. Lenz hatte da seine besonderen, doch äußerst vagen Reformideen, die mit einem extravaganten Sozialprogramm zusammenhingen und ihn bei allen realen Sachkennern als „übergeschnappt“ erscheinen ließen.

Das Uebelste aber war, daß er, so ganz ohne Geldmittel, wie er dastand, sich nicht entblödete, einen offenkundigen Bettel zu betreiben. Weil man ihn bestens aufgenommen und als Gast behandelt hatte, fühlte er sich als bevorzugten Liebling der Gesellschaft und wurde von Tag zu Tag anspruchsvoller. Er wollte nicht bloß „freigehalten“, er wollte nobel verpflegt und ausgestattet werden. Bald war er wegen seiner unverfrorenen Pumpversuche in weiten Kreisen verrufen. Vergebens, daß Goethe ihm hierüber Vorstellungen machte und ihm das Versprechen abnahm, sich nicht weiter bloßzustellen. Bei nächster Gelegenheit beging Lenz neue Unvorsichtigkeiten und schien es geradezu für ein Vorrecht des Genies zu halten, die Gesellschaft sich zinspflichtig zu machen.

Schon war es soweit gekommen, daß ernsthaft überlegt wurde, wie man diesen nicht ungefährlichen Kumpan auf gute Art wieder loswerden könnte, als Lenz durch eine

Unbeherrschtheit, die allem die Krone aufsetzte, sich gradezu den Hals brach. Bei Hof hatte er durch seine naiv-rührsame Art, sich zu inszenieren, zumal sie nicht ohne Scharm blieb, vor allem das Herz der jungen Herzogin Luise bewegt. Sie fühlte tiefes Mitleiden mit dieser der Zerrüttung entgegenwankenden Existenz, war allen Ernstes gesonnen, sie zu retten und bewies sich deshalb äußerst gnädig gegen diesen „armen Heimatlosen“. Die Folge war, daß Lenz sich heftig in sie verliebte, ja schließlich sich einbildete, Gegenliebe erweckt zu haben. Ungezügelt wie er war, nutzte er eines Nachmittags ein Alleinsein mit der jungen Fürstin dahin aus, der Tieferschrockenen eine stammelnde Liebeserklärung zu machen und auf den Knien vor ihr einherzurutschen. Mit Mühe riß Luise sich von ihm los, und zum Unglück hatte ihr Oberhofmeister Graf Görz, vom Nebenzimmer her, die etwas überlebhaftere Unterhaltung bemerkt, hatte es für seine Pflicht gehalten einzutreten und wurde so Zeuge von Lenzens furchtbarer Entgleisung.

Eine Verheimlichung war nicht mehr möglich. Tags darauf erhielt Lenz die Ordre zugestellt, Weimar binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen.

Es war ein furchtbarer Schlag für ihn. Alle seine Luftschlöffer barsten auseinander. In schlotternder Verwirrung suchte er Zurücknahme, Aufschub zu erlangen. Überall stieß er auf verschlossene Türen. Seine letzte Hoffnung blieb Goethe.

Dieser hatte mit Erschütterung den von ihm befürchteten beklagenswerten Ausgang vernommen. Der Freund tat ihm ans tiefste leid. Aber war er selbst nicht bis zu einem gewissen Grade mitkompromittiert, da er es war,

der in der Weimarer Hofgesellschaft als Lenzens Intimus und Mentor galt?

Als er am Abend jenes Tages, noch tief bewegt von einem Gespräch, das er soeben mit dem Herzog gehabt hatte, nach Hause zurückkehrte, löste sich am Tore der Deutschritterkomturei aus dem Dunkel ein Mann los, der wankend auf ihn zukam. Es war Lenz, der ihn hier, auf offener Straße, erwartet hatte.

„Wenn ich Dir noch etwas wert bin . . . wenn Du überhaupt mich noch kennen magst . . . möchte ich mit Dir sprechen“, murmelten verstört die Lippen des Unglücklichen.

Goethe blickte ihm ernst ins Gesicht.

„Selbstredend stehe ich zu Deiner Verfügung“, erwiderte er. „Bitte folge mir nach oben, in mein Zimmer!“

Lenz tappte hinter Goethe drein. Sein Schritt war unsicher, wie der eines Trunkenen.

Doben ließ er sich in dämmriger Ecke auf einen Schemel sinken und starrte, ein wahres Häufchen Unglück, in das trübschwelende Licht einer das Zimmer halb-erleuchtenden Lampe.

Goethe trat zu ihm und legte ihm seine warme Rechte auf die in Erregung bebende Schulter.

„Du darfst mir glauben, daß ich Dein Unglück mitfühle“, sagte er. „Aber warum hast Du meine Warnungen nicht besser beherzigt? Jetzt wird es schwer sein, Dir zu raten und zu helfen.“

„Ach, alles ist ja ganz egal — ganz egal!“ stieß Lenz in Zerrüttung hervor. „Ich bin ein gezeichneter Mann — alle Welt wendet sich von mir ab . . .“ Dann nach kurzem Brüten, jäh emporfahrend: „Was habe ich denn eigentlich so Fluchwürdiges verbrochen? Bin ich nicht

ein Mensch mit eigenen Gefühlen? Darf ich nicht auch, wie tausend andere, mein Herz, meine Verehrung bekennen? Muß man gleich eine Schmutzerei dahinter wittern? Oder was denkt man auf den curulischen Stühlen sich dabei, daß man mich ohne Verhör, ohne die geringste Rücksprache, wie einen rändigen Hund aus dem Lande jagt?"

„Bist Du Dir denn immer noch nicht klar darüber“, fragte Goethe, „wie sehr Du durch Dein ganzes Verhalten Dir Deine Stellung hierzulande untergraben hast? Man war Dir doch, weiß Gott, mit der größten Freundlichkeit entgegengekommen!“

Gell lachte Lenz empor.

„Ich kenne diese Freundlichkeit!“ keifte er voll Hohn. „Sie ist nichts anderes als Herablassung gegenüber einem Bettler. Nichts als schale Heuchelei gegenüber einem Armseligen, dem man gleich darauf einen Fußtritt geben wird! Tantalus an der Tafel der Götter . . . so durfte ich unter diesen Hochthronenden mich wohlfühlen! Doch sie? . . . Unendlich erhaben dünkten sie sich über mich, als sie über mich hinwegschritten, wie über eine verächtliche Made! . . . Ihr Vorzug aber, was ist er in Wahrheit? . . . Daß sie kalt sind! Daß sie herzlos sind!“

„Du verkennst völlig, in Deiner haltlosen Aufgepeitschtheit, die wahre Natur dieser Menschen!“ widersprach Goethe. „Ich spreche selbstredend nicht von den Gecken und Schleichern, den Doppelzüngigen und Gleißnern, unter denen auch ich wahrlich genug zu leiden habe! Aber ich weiß auch, daß edle Menschen hier zu finden sind, wahrhaft Hochstehende, wie vor allem der Herzog selbst und seine erlauchte Mutter!“

„Du sprichst ja schon wie ein wohldressirter Högling!“ höhnte Lenz. „Ich aber sage Dir: die ganze Sippe ist nichts wert — ist ohne alles echtes Menschlichkeitsgefühl! Eine einzige allenfalls ausgenommen, aber die ist ein schwaches Lämmlein, das sich hilflos unterjochen läßt und kaum noch wagen darf, Mäh! zu sagen. — Mögen sie alle miteinander ihren Himmel für sich behalten! Und magst Du, erhabener Goethe, von ihrer Gnadensonne angelächelt, Dir als bevorzugtester aller Sterblichen vorkommen! — O, ich könnte Dich hassen! Hassen könnte ich Dich — Du Abtrünniger!“

„Ist dies das, was Du mir zu sagen hast?“ zürnte Goethe. „Ich will es Deiner Zerrüttung, Deiner offenkundigen Verblendung zugute halten. Sonst müßte ich Dir ohne weiteres die Türe weisen!“

„Du wirfst mir bald genug die Türe gewiesen haben!“ geiferte Lenz in ohnmächtigem Trog. „Glaub mir, das ist die geringste meiner Sorgen!“

Unheimlich und beängstigend rollte er die Augen. Dann keuchte er mißtönend vor sich hin und ließ sich wie zerbrochen vom Stuhl auf die Erde gleiten. Seine Stimmung schien jäh umzuschlagen.

„Ich verdiene ja freilich auch nichts anderes!“ stöhnte er in sich hinein. „Ich weiß es: ein Auswurf bin ich, ein Misthaufen! — Wie lange schon bin ich mir selber zum Ekel!“ Er berauschte sich jetzt an Selbstfolterungen.

Erschüttert blickte Goethe auf ihn hin, unfähig, Worte der Erwidernng zu finden. Geringschätzung rang in ihm mit erbarmendem Mitleid. Auf's tiefste qualte ihn dieses Schauspiel einer maniakalischen Selbsterniedrigung.

„O, ich elender Mensch!“ lallte Lenz vor sich hin. „Ich weiß, daß ich zerbrechen werde — zerspringen, wie ein schrill plagendes Glas! Wenn es nur bald geschähe, nur bald! — Wie ein Wurm winde ich mich im Staube und flehe um Erlösung! — Um was für Erlösung? Soll der Tod mir sie bringen? Oder gibt es noch eine Gnade?“ —

Leuchtete da nicht wieder, spät und verzweifelnd, in diesem von Widersprüchen Geheften, ein Hoffnungs-fünklein, ein schwächtiges, auf? Heiß hefteten sich plötzlich, mit flehntlicher Bitte, seine Augen auf Goethe.

Unwillkürlich trat dieser einen Schritt zurück.

Lenz kroch ihm nach.

„Goethe! Wenn einer mir helfen kann, so bist Du es! — Rette mich, Goethe! Alle sind sie hinter mir her! Alle wollen sie mich vernichten! Kein Mitleid, nirgends, unter diesen Unmenschen! — Nur Du, Goethe, wirst mich verstehen! Du bist ein Dichter, der in Herzen liest. Tief in den Herzen, selbst der Verworfenen! — Tritt für mich ein, Goethe! Sage diesen Blinden und Halbblinden, wer ich bin! Ein Dichter, gleich Dir! Kein ganz so Großer, will ich annehmen. Aber doch auch kein Geringer! Gleich Dir habe ich es auf mich genommen, die Natur der menschlichen Gesellschaft zu erforschen und sie in Charakterbildern darzustellen. Nicht wahr, Bruder, dafür vermagst Du Zeugnis abzulegen? — Und dann kannst Du diesen Menschen doch klarmachen, welch furchtbares Unrecht sie an mir verüben, indem sie mich ausstoßen. Und sag ihnen: sie sollen es zurücknehmen! Sie möchten mir neue Zuflucht gewähren, und sei es selbst als unterstem Knecht! Ich weiß sonst

nirgendwo einen Ort, da ich mein Haupt hinlegen könnte.“
Leise wimmerte er vor sich hin.

Goethes Herz war von Schmerzen wie zerrissen. Wie unsäglich litt er, hier nicht helfen zu können! Lenzens Stellung in Weimar war unhaltbar. Und er, Goethe, hätte alles aufs Spiel gesetzt, was er an Gutem bereits erreicht hatte, was er als schöne Zukunftsmöglichkeit winken sah, wenn er versuchen würde einzugreifen. Wohl wollten weiche Regungen in ihm hochkommen. Doch er mußte sie niederkämpfen. Auf solch vages Spiel durfte er sich nicht mehr einlassen. Hart mußte er sein — auch wenn sich in seinem Innersten tausend Stacheln wider ihn selbst kehrten.

„Ich kann Dir nur raten, Lenz“, sagte er zögernd, „Dich in Geduld zu fassen, und einstweilen Dich zu entfernen! — Wie jetzt Deine Lage ist, würde ein falsches Aufstrogen den Widerspruch, die Abneigung gegen Dich nur verschärfen. Vielleicht, daß später einmal der Augenblick sich ergibt, wo man wieder für Dich eintreten kann — und daß man dann Dich zurückruft. — Dies ist die einzige Möglichkeit, die ich sehe. Zur Zeit heißt es jedoch, Dich fügen und das Kreuz auf Dich nehmen, das — Du kannst nicht widersprechen — letzten Endes Du selbst Dir aufgeladen hast.“

Wie ein getretener Hund, halb voll Demut, halb voll Ingrimm, blickte Lenz zu Goethe empor.

„Also kein Mitleid mit mir, Du Unbarmherziger!“ stieß er unter Achzen hervor. „Die Todeswunde, tief in meiner Brust, sie läßt Dich ungerührt? Du fühlst nicht, willst nicht fühlen — wer vor Dir steht: so trostlos — so trostlos — daß die Steine vor Erbarmen sich

bewegen müßten! — Doch Du, in Deiner Erhabenheit, bist ja ein Unberührbarer! Alles Irdische weißt Du kalt zu überragen! — Muß denn“, brach es stürmisch aus ihm hervor, „muß denn alles, was vollkommen ist, ewig gefühllos sein? — Goethe, der Gott! — Wie darf da ein elender Sterblicher noch wagen, zu ihm emporzublicken — noch wäñnen, eine Hilfe, einen Beistand von ihm zu erlangen? — “

„Weiß Gott, Lenz“, würgte Goethe aus sich hervor, „wie gern ich Dir helfen würde! Aber ich kann nicht! — Soll ich denn aller Vernunft ins Gesicht schlagen? — Mein eigener Weg ist mir klar vorgezeichnet. Es ist ein heiliger Weg und ich muß ihn beschreiten. — Ich kann Dir nicht helfen, Lenz, ich kann nicht! — “

„Du . . . kannst . . . nicht!“ Dumpf, mechanisch murmelte Lenz ihm die Worte nach. Dann erhob er sich langsam. Blicke wie in voller Verstörtheit um sich her, vermied aber, Goethe anzuschauen. „Er kann nicht! Goethe kann nicht!“ Ein krankes, krampfhaftes Gelächter brach aus ihm heraus.

Goethe stand steif. Blicklos.

„So darf ich denn gehen“, stammelte Lenz. „Was bleibt mir anderes übrig? Vielleicht habe ich noch irgendwo eine Heimat? — Vielleicht! — Aber auch dort bin ich wohl überflüssig! — Bin ich doch ein überflüssiger Mensch . . . auf der ganzen Welt!“

Damit wandte er zur Tür hinaus.

Stolpernd erklangen seine Schritte draußen auf der Treppe, als könne er auf jeder Stufe stürzen. Dann ein tappendes Geschlurf unten im Flurgang. Ein Schlagen des Haustores. Stille.

Goethe stand immer noch reglos.
Von tiefem Verhängnis wie zu einer Salzsäule er-
starrt.

Endlich rührte er sich leise. Ein schauerndes Frösteln
kroch über ihn.

Dieses erleben zu müssen!

Sein Herz war wie zerrieben.

War er denn so fühllos?

Und hatte doch den Fühllosen spielen müssen – wo
er innerlich fast zerbrochen wäre.

Oben Sinnes blickte er umher.

Lag da nicht auf der Erde ein weißes Stück Papier?
Beschrieben mit ein paar Zeilen abgehackter Lettern?!
Langsam hob er es auf. Lenzens Schriftzüge blickten
ihm entgegen. Verse. Das Blatt mochte ihm, als er
auf der Erde lag, aus der Tasche gerutscht sein. Jetzt
hielt Goethe es in Händen. Nicht ohne Mühe ent-
zifferte er:

„Aus meiner Abschiedsode.

Ich kann aufs höchste doch nur lächeln,
Mit trüben Augen nur mich freun.

Mein Atem klagt, mein letztes Köcheln

Wird auch noch eine Klage sein.

Wenn unter Jünglingen und Schönen

Ich ohne meine Schuld mißfiel,

Der denkt: Er spielt die letzten Szenen

Von einem frühen Trauerspiel.“

Da lösten sich aus Goethes Augen Tränen. Er fühlte
noch einmal mit ganzer Macht, wie sehr er Lenz dereinst
geliebt hatte.

Es ist ein Kos' entsprungen!

Schneegeköber wirbelte auf Weimar hernieder. Dächer und Gartenzäune, Sträucher und Bäume erschimmerten in Weiß. Auf dem zugefrorenen Teich des halb außerhalb gelegenen „Baumgartens“ aber herrschte fröhliches Getümmel. Dort übte sich die vornehme Weimarer Jugend in der neuen Kunst des Schlitt- oder Schrittschuhlaufens. Dieser Taufensassa von Goethe hatte das mit hergebracht und in dem flotten Husarenrittmeister von Lichtenberg einen willkommenen Beihelfer gefunden. Gleich war dieser Sport, da Karl August mit Lebhaftigkeit sich seiner bemächtigte, zur bevorzugten Mode-Attraktion dieses Winters erklärt worden. Und wenn auch die thüringischen Junker, Komtessen und Baronessen noch ziemlich täppisch sich anstellten und durch öfteres Hinpurzeln kräftig ihr Lehrgeld zahlten, so war doch der Jubel allgemein. Goethe und der Rittmeister, als elegante Bogenschläger und Pirouettenläufer, stachelten den Ehrgeiz mächtig an und wurden neidvoll bewundert. Die nicht mehr ganz jungen Damen aber folgten mit Begeisterung dem Vorbilde Anna Amalias und ließen sich im Schlitten mitten durch das Gewirr der holpernden Pärlein und Sololäufer über die glitzernde Eisfläche dahinfahren. Man war beglückt, eine neue und so durchaus komfortable Unterhaltbarkeit gefunden zu haben. Und pries Klopstock, der diese „altgermanische Kultübung“ aus dem skandinavischen Norden wieder heimgebracht hatte.

So riß die Lust des Eislaufens fast den gesamten höfischen Gesprächsstoff an sich. Darüber war die Episode

Lenz so gut wie vergessen. Wer mochte sich noch weiter bei diesem „schulmeisterlich-überspannten Narren“ aufhalten? Mochte er dahinfahren! Goethe freilich quälte sich in seinem Innern unter manchem Unbehagen weiter damit herum. Nicht selten erschien vor seinem geistigen Auge die jämmerliche Gestalt des armselig Gestrandeten. Ob er sich in sein isländisches Vaterland wieder heimfand? Oder wo in aller Welt mochte er jetzt umherirren? Nicht die geringste Kunde seines Daseins verirrte sich in die kleine Residenz.

Diese hatten jetzt andere Interessen. Vor allem: wo würde man den heiligen Abend zubringen? Fast alle Welt dachte daran, auszufliegen. Der Herzog freilich mußte mit Frau Gemahlin eine steife Antrittsvisite am zeremoniösen Hof von Gotha abstaten und dachte dabei daran, mit welcher übermütigen Lästerungen die Stolberg sich über diesen „Musterhof“ lustig gemacht hatten. Doch er konnte dieser Verpflichtung nicht länger ausweichen und hätte sich, zu seiner vergnüglichen Zerstreuung, gern Goethe mitgenommen — und auch, um ein wenig Staat — oder je nachdem: Sensation! — mit ihm zu machen. Goethe jedoch hatte sich bereits seit langem mit Freunden anderweitig verabredet und konnte davon nicht mehr loskommen. So sollte er wenigstens versprechen, das Herzogspaar in Gotha „abzuholen“ — was er dann auch tat. Im Stillen hatte er einen Hintergedanken dabei, wie er überhaupt jetzt heimlich viel mit sich selbst beschäftigt war.

Am Tage vor Heiligabend wurde in aller Frühe zu einer „lustigen Junggesellenfahrt“ aufgebrochen. Bertuch, Einsiedel, Kalb waren die Teilnehmer, Goethe das wich-

tigste „Dekorationsstück“. Es ging über Jena hinaus, in einen entlegenen Waldwinkel, wo Bertuch in der Försterei Waldeck ein Wildmeisterstöchlein als blondes Bräutchen sitzen hatte. Dort konnte man wie nirgend anderswo das höfische Getriebe völlig von sich abschütteln. Unter dicht verschneiten Fichten saß man heimlich-verkrochen bei guten, einfachen Menschen „am Busen der Natur“. Man bekam das Beste aufgetischt, was Küche und Keller zu bieten hatten, und konnte getrost den lieben Gott einen guten Mann sein lassen. Man sang, man lachte, man küßte und setzte, bei einem guten Tropfen, dem losen Mundwerk keinerlei Schranken. Als man aber schließlich auch mächtig zu schmauchen anfang und qualmige Rauchwolken feste in die Luft blies, verzog sich Goethe. Gegen derlei hatte er nun mal eine unüberwindliche Abneigung.

Überhaupt, es hatte wieder mal die Uhr geschlagen, daß er mit sich allein sein mußte. Ewig diese innere Unruhe! So saß er auf seinem Stübchen und dachte nach. Am Fensterchen stand er und blickte durch die beschlagenen Scheiben in die verschleierte Mondnacht und auf die winterlichen Wälder hinaus, die endlos, ein großes Geheimnis, vor ihm sich hinstreckten. Dabei fiel ihm ein Zigeunerliedchen ein, das er früher einmal gedichtet und in seinen „Gög“ hatte einrücken wollen, und das so merkwürdig der gegenwärtigen Stimmung entsprach. So hob es an:

Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee,
 Im wilden Wald, in der Winternacht
 Ich hör' der Wölfe Hungergeheul,

Ich hör der Eule Schrein.
Wille wauwauwan, wille wowowo,
Witte hu!

Das mußte er gleich noch einmal aufschreiben und seinem lieben jungen Herzog schicken. Der würde daran seinen Spaß haben. Er war ja ein so guter, prächtiger Junge, der Herzog, und nahm an allem Anteil, man mußte ihm wirklich gut sein. Schon nach zwölfstündiger Trennung konnte einen Sehnsucht nach ihm anwandeln. Jetzt saß er widerwilligen Herzens in dem langweiligen Gotha unter lauter Hoffschranzen und wünschte sich sicher tausend Meilen weit hinweg. Rasch ihm ein paar Trostverslein geschickt!

Gehab Dich wohl bei den hundert Lichtern,
Die Dich umglänzen,
Und all den Gesichtern,
Die Dich umschwänzen
Und umkredenzen.
Findst doch nur wahre Freud und Ruh
Bei Seelen, grad und treu wie Du!

So! das hatte er sich von der Seele geschrieben! Und nun konnte er schlafen gehen.

Gut eingemummelt in seine Decken, legte er sich fest aufs Ohr und ließ sich vom Schlummergeott neue Kräfte schenken. Gleich früh aus den Federn und sofort wieder in Gedanken beim herzoglichen Freunde, dem er einen guten Morgen wünscht. Freilich dann auch unlustig hinzufügt, daß fatales Lawwetter eingesezt habe. Sei's auch — mit Dichters Hilfe kommt man drüber weg! Ihm fällt da eine Stelle aus Homer ein, sie mag auf

die letztverbrachte Nacht gut anwendbar sein. Da kein Buch zur Hand ist, so setzt er sie auswendig hin, wie sie ihm gerade einfällt: „Und in ihre Felle gehüllt, lagen sie am glimmenden Herde, über ihnen wehte der nasse Sturm durch die unendliche Nacht — und lagen und schliefen den erquicklichen Schlaf, bis zum spät dämmernden Morgen.“ Klingt beinahe ossianisch oder doch alt-nordisch — nur jetzt den Homer zur Stelle haben, um zu vergleichen! Vielleicht hat der Pfarrer ihn, er will hinschicken. Bis dahin liest er, da er nun mal in Urväterzeiten schwelgen muß, in der Bibel. Sehr schön, er notiert sich eine Stelle. Liest weiter, da fährt ihm plötzlich Lili durch den Kopf, es gibt ein paar Verse, aber dann gehts wieder eifrig über die Bibel her. Nicht aus Frömmigkeit, sondern weil's so herrlich ist. Der Herr Pfarrer mag ihn vergeblich heute, am Sonntag, in der Kirche erwarten. Was hat er da zu suchen? Lieber, weil er ja nun doch nicht ewig lesen kann, hinaus ins Freie!

Draußen trifft er dann Bertuch mit seiner blonden Liebsten. Die sinnigen Leute haben sich Rasen und Moosbänke und Hüttchen und Plätzchen angelegt und sind sehr glücklich, weil sie diese Idylle inmitten von Felspartien und Fichtenhalden so romantisch finden. Gute kalte Morgensonne bricht durch — hurra, das Sauwetter ist weg! Es gibt Eisflächen — wie herrlich, jetzt zu laufen! Aber da fehlen die Schlittschuhe! Goethe stampft ärgerlich mit den Füßen und schilt und flucht. Man eilt, man läuft, man tummelt sich, welche zu finden. Eine Viertelstunde lang steht der Dichter voll Ungebuld am Fenster und mault. Endlich ist das Ersehnte zur Stelle.

Rasch unter die Füße geschnallt und — ah! wie himmlisch ist das Dahingleiten über die schimmernden Flächen! Drei, vier Stunden vermögen den Begeisterungsvollen nicht zu ermüden.

Dann zu Tisch, mit einem Bärenappetit, geschwaßt, gelacht — und jetzt kommt gar ein Glücksbote und bringt die endlich aufgetriebene Odyssee. Goethe drüber her — er ist jetzt grad in der Laune, dergleichen „zu fressen!“ Auf seinem Stübchen hockt er und ist weit, weit entrückt. Aber glaubt ihr, daß man ihn lange ungestört läßt? Die Sippe muß ja immer wieder was Neues haben!

Jetzt kommen sie und verlangen von ihm — Einsiedel an der Spitze, mit seiner schmetternd hellen Stimme! — also sie verlangen, er soll Maskerade mitmachen! Daß er sie nicht zur Tür hinausschmeißt! Doch wie soll er sich gerade diesmal drücken können? Aus seiner eigenen „Claudine von Villa Bella“ haben sie sich einen Schaber-naß zurechtgelegt, da muß er natürlich mit dabei sein!

Alle wechseln untereinander die Kleider und spielen Spitzbuben und Vagabunden. Jeder staffiert sich so toll wie nur möglich heraus. Und Goethe, einmal im Zuge, klebt sich einen langen Brigantenschmanzbart unter die Nase, zieht Kalbs blauen Rock mit den gelben Knöpfen an und hängt sich lauter Troddeln übers Kreuz. Jetzt können sie Baske und Argentino spielen!

Das ganze Haus hallt wider von Lärm. Und die zuschauenden braven Biederleute staunen und amüsieren sich, daß es nur so seine Art hat. Nein, was die verrückten Stadtleute alles machen können, wenn sie einmal losgelassen sind! Und der Tollste, immer wieder, unter ihnen — Doktor Goethe!

Alles zerstoben und versunken! Einsam, auf seinem Gaul, reitet Goethe durch verschneite Gefilde und Wälder. Metallisch klingen die Hufschläge des Pferdes, ums gerötete Gesicht weht dem Reiter ein pfeifendes Windlein. Aber um die Brust ist ihm warm und erwartungsvoll klopft sein Herz. Es ist die Mittagsstunde des zweiten Feiertages, noch vor Dunkelwerden will er in Groß-Rochberg bei der Frau Oberstallmeister Charlotte von Stein sein. Angekündigt hat er sich nicht — viel hübscher ist's doch, unangemeldet plötzlich dazusein! Soll er etwa fürchten, unwillkommen zu erscheinen, dieweil der Gatte weitab in Holland weilt, um Pferde einzukaufen? Sein Herz sagt das Gegenteil.

Nach vielstündigem Ritt tritt Goethe endlich, noch dampfend von der eingesogenen frischen Luft, in den schummerig daliegenden weihnachtlichen Salon. Im Dunkel der Ecke dämmert raschelnd und knisternd ein herausgeputzter Christbaum. In Zimmermitte aber, auf den Teppich hingelagert, befinden sich Mutter und Kinder, emsig beschäftigt mit dem neugeschenkten Weihnachtsspielzeug.

Goethe blieb einen Augenblick in der geöffneten Thür stehen und betrachtete das liebliche Bild. Dann, ehe die Hausfrau sich erheben konnte, den Gast zu begrüßen, ließ er sich selbst rasch auf den Boden nieder, stürmisch begrüßt von den drei Knaben. Artig überreichte er der errötenden Frau von Stein einen wundervoll frischen Lannenzweig mit hängenden Zapfen, den er unterwegs für sie abgesehen hatte. Dann konnte er dem jugendlichen Drängen sich nicht länger entziehen, die wichtige Frage zu entscheiden, was mit der von Landsknechten belagerten

pappenen Ritterburg zu geschehen habe. Goethe befahl, sofort mit Sturmleitern zum Angriff überzugehen, um die faulen Ritter zur Kapitulation zu zwingen — was mit Jubel aufgenommen wurde. In zwei Minuten war die ganze Rittergesellschaft mattgesetzt. Am liebsten hätten die erhitzten Jungen das schlimme Raubritternest hinterher gleich verbrannt. Aber so groß dieser Spaß auch gewesen wäre, die Pappburg mußte doch noch für weitere „Belagerungen“ bereitgehalten werden.

Inzwischen hatte Frau Charlotte, in Erfüllung ihrer Gastgeberpflichten, Tee und Gebäck kommen lassen. Alle versammelten sich um den Tisch und langten eifrig zu. Doch war es Goethe nicht möglich, mit seiner Gastgeberin in ein geordnetes Gespräch zu kommen, da die Knaben ihn mit ungestümen Fragen fortlaufend bedrängten. Die Mutter wollte dem ein Ende machen, indem sie die Wildlinge hinaus schickte. Doch trat der Gast selbst für sie ein und wies auf den prächtigen großen Weihnachtsbaum, den zwei adrette Dienerinnen gerade im Begriff waren, neu zu entflammen. Das konnte doch nur bedeuten, daß es noch zu einer kleinen Nachfeier kommen sollte, bei der die Kinder nicht fehlen durften.

Schön, so durften sie bleiben, wenn auch nur auf kurze Zeit. Sie sollten, zu Ehren des Gastes, noch einmal ihr schönes Weihnachtslied singen und dann verschwinden.

Wie die Chorknaben aufgestellt, ließen die drei „Steinchen“ ihre hellen, schmetternden Stimmen erschallen. Alles war aufs exakteste einstudiert, und so erklang dann die alte fromme Weise mit kindlicher Inbrunst:

Es ist ein Reis entsprungen
 Aus einer Wurzel zart,
 Wie uns die Alten sungen,
 Von Jesse kam die Art.
 Und hat ein Bäumlein bracht
 Mitten im kalten Winter
 Wohl zu der halben Nacht.

Das Lied war für Goethe neu. In seiner Heimatstadt wurde es nicht gesungen. So fühlte er sich desto tiefer von dessen inniger Einfachheit und sinnbildlichen Tiefe ergriffen. Die Knaben mußten es noch einmal singen. Er atmete die schwebenden Laute in sich ein wie den strömenden Geruch einer würzigen Waldblume. Sein Herz war dankerfüllt und er drückte Frau von Stein mit besonderer Innigkeit die Hand.

Die Knaben, von einer Dienerin geholt, verließen das Gemach, und die beiden Zurückgebliebenen betraten ein von wenigen Wandkerzen dämmerig beleuchtetes Seitenkabinett, wo sie sich auf schwellenden Polstern niederließen.

In Goethe wühlte eine eigentümlich starke und doch verhaltene Bewegung. Wie in einen Hafen der Ruhe eingegangen fühlte er sich hier, in Gegenwart dieser zarten und feinen, wundersam beherrschten Frau. Und dennoch zitterten der Lärm und die Aufgeförtheit der letzten Tage und Wochen bebend in ihm nach. Sein eigenes Schicksal umschwebte ihn wie ein seltsamer Traum. Darcin mischten sich geheimnisvoll die leisen und süßen Nachklänge des eben gehörten Weihnachtsliedes. Zunächst war er unfähig, Worte zu finden. Er stützte

die Arme auf die Schenkel und vergrub den Kopf in beide Hände.

Frau von Stein blickte teilnehmend auf ihn hin. Dann fing sie leise, schonend zu sprechen an.

Sie erinnerte an den vor ein paar Wochen stattgehabten Besuch mit dem jungen Herzogspare und fand es hübsch, daß sie in die Sorgen für diese lieben beiden jungen Menschen sich miteinander teilten. So seien sie gleichsam heimliche Verbündete.

Goethe nickte. Und langsam sich sammelnd, ging er auf das Thema ein. Die beiden seien wirklich wie zwei Kinder, auf die man besonders achten müsse. Ofters, wie damals hier in Kochberg, waren sie ganz verliebt ineinander und voll unschuldiger Zärtlichkeit. Dann wieder, fast ohne Grund, über irgendeine Kleinigkeit sich in die Haare geratend. So sei kürzlich der Herzog in bekleckerten Wasserstiefeln und mit einem nassen Jagdhund, in Goethes persönlichem Beisein, in Luifens Wohnzimmer hineingeplagt und habe sie durch diese Ungehörigkeit in große Aufregung versetzt. Sie habe, vor seinen Augen und Ohren, ihrem Gatten eine peinliche Szene gemacht und dieser habe laut und heftig darauf erwidert. Dann seien sie in Zorn auseinandergegangen und hätten zwei Tage lang nicht miteinander gesprochen.

„Sie haben doch Einfluß auf den Herzog“, meinte Frau von Stein. „Warum erziehen Sie ihn nicht besser?“

„Ein Mensch, der selbst der Erziehung bedarf...“ stammelte Goethe.

„Das ist etwas kräftig ausgedrückt. Obwohl ein Körnchen Wahrheit darin ist“, räumte Frau von Stein ein.

„Ich weiß es“, bestätigte Goethe. „Es fällt mir un-
gemein schwer, mich zu zügeln. Ja, ein dämonischer
Trog in mir lehnt sich direkt dawider auf und will einfach
nicht, daß ich mich gesittet betrage. Die Borniertheit und
Aufgeblasenheit vieler Menschen macht mich rasend.
Dann muß ich ihnen gerade zum Lort etwas antun und
ich freue mich, sie zu reizen und wider mich aufzubringen.
Das kommt von dem starken Philisterhaß in mir. Oft
denke ich: an seinen Philistern wird unser armes Vater-
land noch einmal zugrunde gehen!“

„Aber daran denken Sie nicht, wie sehr Sie sich selbst
damit schaden“, warf Frau von Stein ein. „Ist es denn
nötig, sich soviel Feinde zu machen?“

„Ach was, viel Feind', viel Ehr'!“ murrte Goethe.

„Gegen ehrliche und echte Feinde will ich nichts sagen“,
gab Frau von Stein zu. „Ein echter Mann muß sie
vielleicht haben. — Aber soll man sich auch seine Freunde
verstimmen? Soll man durch unfeine Redensarten, durch
Schimpfworte und Fuhrmannsflüche nur allzu berech-
tigten Anstoß erregen? — Lieber Goethe, ich meine es
gut mit Ihnen und deshalb werden Sie mir hoffentlich
verzeihen, daß ich so freiheraus mit Ihnen rede.“

„Von keinem Menschen der Welt“, brauste Goethe
arf, „nehme ich derlei Vorhalte so willig, ja so dankbar
an als gerade von Ihnen, liebste Frau! Empfinde ich
Sie doch in Wahrheit als meinen guten Schutzgeist.“

„Sie machen mich erröten, teurer Freund“, lispelte
sanft Frau Charlotte. „Aber wenn ich Ihnen meine
Sorgen bekennen darf, so lassen Sie mich hinzufügen,
wie sehr ich manchmal um Sie zittere. Sie wissen es
gewiß selber nicht, wie oft Sie, sicher mehr aus Unacht-

samkeit als aus böser Absicht, Menschen vor den Kopf stoßen. Die furchtbarsten Dinge sind Sie imstande, den Leuten direkt ins Gesicht zu sagen. Dann regt sich in mir eine tiefe Angst. Wenn unser sanfter Sittenlehrer Jesus, sage ich mir, gekrenzt wurde, dann wird dieser bittere — zerhackt werden! Vielleicht ist es Unsinn, sich mit derlei Befürchtungen zu plagen. Aber ich bin nun mal ein töricht Weib und da kommen mir solche Gedanken.“

„Eine unendlich liebe und herrliche Frau sind Sie!“ rief Goethe aus und warf sich vor ihr auf die Knie. „Und ich danke Ihnen für Ihre warme und unendlich süße Teilnahme.“ Dann, mit halbem Lächeln: „Vor der Gefahr des Zerhacktwerdens fürchte ich mich freilich nicht. Aber ich sehe ein, daß ich mich mäßigen muß.“ Aufsunene schatteten Gedankengänge über sein Gesicht. „Wovor ich mich aber wirklich fürchte“, fuhr er fort, „das ist: vor mir selber! Vor der unseligen Zerrissenheit, die immer wieder, immer noch in mir aufflackert. Vor dem wilden Irrlauf, in den ich manchmal gerate: vor zu großer Weichheit und vor zu großer Härte, so daß ich selten zu einem richtigen Ausgleich komme. — Aber zu Ihnen, liebste Freundin, habe ich ein wunderbares und festes Vertrauen. Es ist, als ob Sie mir auf meinem Weg geschickt worden seien, um in mein heißes Blut Mäßigung zu tropfen. — Gerade jetzt fühle ich dies aufs stärkste, aufs gewisseste. Ich blicke in Ihr sanftes, gütig erstrahlendes Auge — und Beruhigung strömt wundergleich in mein bewegtes Herz. Ich fühle Ihre stille, weiche Hand in meinem Nacken, und alles ebbt zurück, was mich eben noch emporpeitschen wollte.“ Innig schmiegte er sich an sie, ohne daß sie ihm wehrte.

Wie mit heiliger Ehen floß es von seinen Lippen: „Woher kommt diese rätseltiefe Heilsmacht, die Sie auf mich ausüben? Ich kann sie mir nicht anders erklären, als durch eine Wunderfügung. Spotten Sie nicht, geliebte Frau. Aber ich denke ganz ernstlich: Durch Seelenwanderung!“ Nach einer Pause fuhr Goethe mit leise gedämpfter Stimme, fast geheimnisvoll, fort: „Es muß einmal eine Zeit gegeben haben, vielleicht in fernen Jahrhunderten, wo Du mir aufs engste und innigste verbunden warst. Vielleicht als meine Schwester, vielleicht als meine Frau. Was wissen wir von uns? Gerade unser Allerwesentlichstes ist wie in undurchsichtigen Geisterdunst verhüllt. Wir können kaum ertasten, was unser Allereigentlichstes ist. Und dennoch schwöre ich und trage es in mir als tiefe Gewißheit: Du und ich, wir gehören von Urbeginn zueinander, wir können durch keine menschliche Macht jemals auseinandergerissen werden!“

Er hatte wie entrückt und doch auch wieder wie hell-sichtig gesprochen. Jetzt wühlte er den heißen Kopf in der Geliebten Schoß und umklammerte mit den Armen ihre Hüften. Tränen brachen ihm aus den Augen. Er war wie außer sich.

Auch der Frau waren zarte Tränentropfen in die Augen getreten. Sie beugte sich auf den Knieenden nieder und strich ihm sanft über die Haare.

„Ist das die Mäßigung, von der Sie sprachen, lieber Freund?“ ließ sie flüsternd sich vernehmen. „Sie sind ja ganz erschüttert! War denn das Leben, das Sie innerlich geführt haben, so furchtbar schwer? Haben Sie soviel und unablässig mit sich kämpfen, unter sich leiden müssen?“

„Richte mir, mit Deinen Engelsarmen, die von ewigem Seelenzwiespalt zerstörte Brust wieder auf!“ flehte die Stimme des Mannes. „Du allein kannst es — und ich fühle, Du wirst es! Nie hat ein Mensch mich so tief und zugleich so zart erfüllt und verstanden wie Du! Nicht meine Schwester, nicht meine nie erschaute ferne Geliebte. Du spürst in mir die feinsten Nerven auf, Du bedenkst mir alle fühlbar-warme menschliche Nähe! Du erkennst mit einem einzigen, alldurchdringenden Blick, was sonst in mir für alle Welt verborgen und verschlossen lag! Du, o Du!“

Da beugte Charlotte von Stein, wie in tiefer Erschrockenheit das Haupt zurück, zog die Hände schier ängstlich an sich und schloß die Augen. Fast unhörbar murmelten ihre Lippen:

„Sie erschrecken mich, verehrtester Freund! Ihr Temperament reißt Sie hin! — Und bitte, meiden Sie die allzu intime Auredede! Ich bin Ihnen von Herzen gut. Aber was nicht sein darf, darf nicht sein.“

„Ich begehre nichts anderes von Ihnen, als daß ich seelische Ruhe und inneren Ausgleich durch Sie gewinnen darf!“ rief Goethe. Und fuhr dann unmittelbar mit bebender Stimme fort: „Nein, doch noch ein Weiteres: daß ich Sie lieben darf! — Das können und werden Sie mir nicht verwehren. Denn ich liebe Sie mit der ganzen reinen Blut meines Herzens!“

Und ohne daß sie sich wehren konnte — oder wollte? —, drückte er auf ihre Lippen einen innigen Kuß.

Zog ihr Mund sich zurück oder erwiderte er den sanften Druck? Jedenfalls lagen ihre Hände auf Goethes Schultern und strichen langsam, innig seine Arme hinab.

Glitten dann wieder zu den Schultern hinauf und ruhten dort längere Frist.

Schweigsam atmeten sie, dicht beieinander. Fühlten die Ströme ihres Blutes einander begegnen. Minuten gingen darüber hin.

Als Goethe sich zurückbeugte und in Charlottens Anlitz spähte, wahrte er darin eine tiefe, ausgefüllte Ruhe und Befriedigung. Und als sie die Augen aufschlug und ihn anblickte, strahlte daraus unwillkürlich die Wärme der Liebe.

Doch gleich darauf hatte sie sich wieder ganz in der Gewalt. Sie erhob sich und schritt in den anstoßenden Salon. Goethe folgte ihr.

Noch immer stand dort der Baum mit noch glimmenden Lichtern. Doch die meisten waren bereits heruntergebrannt oder am Verlöschen. Ein zarter Duft von angelegten Nadeln und Zweigen schwebte auf sie zu.

Da erwachte in Goethe, leise klingend, der innige Gang, den er aus Kindermund vor kaum einer Stunde vernommen hatte. Und auch die Worte klangen mit. Doch verschmigt und innig änderte er bei sich ein einziges Wort, ja einen einzigen Buchstaben. Laut und mächtig sang es in ihm, tiefe Glücksströme durch seine Adern jagend:

Es ist ein Ros' entsprungen!

Ja, eine Rose! Und — mitten im tiefsten Winter!

Garg der Erinnerung

Wider Erwarten hatte Goethe bei den Gothaer fürstlichen Herrschaften ausgesprochenes Wohlwollen gefunden. Sein gezügeltes und sicheres Auftreten, dem

Anmut und Festigkeit nicht ermangelten, nahm für ihn ein. Seine lustige Unterhaltungsgabe, seine klugen und besonnenen Antworten, seine Unhänglichkeit an die Person des jungen Herzogs weckten Sympathie und Vertrauen. Man ließ es beinahe als selbstredend durchblicken, daß Goethe demnächst dem Weimarer Hof in irgendeiner Form „attachiert“ werden würde. So schien es die Korrektheit zu erfordern.

Auf der Heimfahrt wurden diese Eindrücke zwischen dem herzoglichen Paare und Goethe lebhaft besprochen. Und Karl August äußerte den Wunsch, nun in dringlicher Fassung, Goethe dauernd zu behalten, — welche Form auch immer für die einzugehenden Bindungen zu finden sein würde.

Mit dem Einspruch des Ministeriums, voran des so schwierigen Geheimrats von Fritsch, war natürlich zu rechnen. Aber dieser Widerstand mußte, wo nicht heut, so doch morgen gebrochen werden. Jedenfalls ließ der Regent, nach Weimar zurückgekehrt, seine Absicht deutlich kundtun, den Doktor juris Wolfgang Goethe aus Frankfurt am Main als ständigen Berater und Mitarbeiter für das Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach zu gewinnen und demgemäß mit Sig und Stimme in das Geheime Consilium zu berufen. Tags darauf traf pünktlich ein ausführliches Handschreiben des Freiherrn von Fritsch ein, worin dieser nicht bloß energischen Protest erhob, sondern, für den Fall der Ablehnung seines Einspruchs, die von ihm innegehabten Ämter und Funktionen gehorsamst zur Verfügung stellte.

Das war freilich mehr, als der Herzog erwartet hatte. Fritsch war ein unentbehrlicher Mann. Kein Zweiter

war in dem Grade wie er bis in die letzten Einzelheiten eingearbeitet. Keiner überschaute so sämtliche Ressorts, keiner war in unbedingter Selbstlosigkeit und wahrhaft landesväterlicher Gesinnung so würdig des höchsten Vertrauens. Dies wußte auch Goethe, und da dieser Mann ihn aufs bestimmteste ablehnte, so bäumte sein Stolz sich dawider auf, irgendwie sich ihm aufnötigen zu lassen. Gewiß fühlte er sich, nachdem er Charlotten gefunden hatte und den wunderbaren Segen, der von dieser Frau ausströmte, kaum noch zu entbehren vermochte, an Weimar wie durch geheime Zauberbande bereits gefesselt. Aber durfte dies ihn dazu bringen, sich in ein Staatsamt einzudrängen, das der bestallteste Sachverwalter der Regierung mißtrauisch-verächtlich ihm vor die Füße warf? Alles in ihm empörte sich dawider. Deshalb ersuchte er, mit höflichem aber klarem Bedauern, den ihm freundschaftlich zurendenden Herzog, bei der Neukonstituierung des Geheimen Consiliums von seiner Person gnädigst absehen zu wollen.

Damit erreichte er jedoch nur, daß Karl August in Wut geriet, heftig mit dem Fuß aufstampfte und voll Erbitterung schrie: er lasse sich nicht mehr dreinreden, sein Entschluß sei gefaßt, er lasse es darauf ankommen — auf Biegen oder Brechen! Auch ein Staatsminister, lenkte er ein, sei ein Untertan und habe sich dem Willen seines höchsten Herrn zu fügen.

Goethe erlaubte sich zu bemerken, daß hier nichts überstürzt werden dürfe; und daß der Herzog ehedem geäußert habe, die Angelegenheit seiner Frau Mutter zu unterbreiten und deren gütige Vermittlung freundlich in Anspruch zu nehmen.

„Mag sein, daß ich hierzu mich entschließe, mag sein“, erwiderte der Herzog ein wenig besänftigt. „Aber zuvor müßte Madame More diesem großspazigen Herrn Staatsminister einmal gründlich den Kopf waschen und ihm Klar machen, wie er sich zu benehmen habe — dieser p. t. Herr von Fritsch!“ — „Was Dich betrifft, mein lieber Goethe“, fuhr der Herzog fort, „so wird Mama ja davon entzückt sein, wenn es ihr gelingt, Deine allzu zartfühlenden Bedenken zu überwinden und die Hindernisse, die Dich noch stutzig machen, aus dem Wege zu räumen. Es dürfte Dir nicht verborgen geblieben sein, wie sehr die Herzogin Dich schätzt, nicht bloß als gottbegnadeten Dichter, sondern namentlich auch als Person! Sie wird es sich also sicherlich mit Eifer angelegen sein lassen, Dich ganz und für immer für unser freilich arg kleines — für Deinen hohen Ehrgeiz vielleicht viel zu kleines — Ländchen zu gewinnen. Denn selbstredend liegt es uns fern, den Herrn Doktor zur Liebe etwa zwingen zu wollen. Bei einem Menschen seines Schlages kann es doch nur auf ein freiwilliges und von innen her begeisterungsvolles Mittun ankommen. Sie dürfen es mir also getrost überlassen, lieber Goethe, die Sache in richtiger Form in die Wege zu leiten und zum Abschluß zu bringen. Ihre eigene Entschliebung darf ich dann wohl Anfang künftigen Jahres erwarten.“

Goethe verneigte sich stumm und gemessen, zum Zeichen seines Einverständnisses. Ohne sich weiterhin auszulassen, verabschiedete er sich von seinem herzoglichen Freunde und verließ das Gemach.

Mancherlei Gedanken in sich umherwälzend, kam Goethe zu Hause an und fand auf seiner Stube ein dickes,

wohlverschmürtes Bücherpaket. Es enthielt einen Stapel Exemplare seines Schauspiels „Stella“, die Sendung eines Berliner Verlegers, der ihm für das Recht der Herausgabe ganze zwanzig Taler gezahlt hatte. Ein nobler Mann! Andere druckten ihn einfach nach, ohne auch nur einen Bogen dafür herzugeben! Wirklich großartig, wie in dieser Zeit die Kunst des Dichtens ihren Mann ernährte!

Doch derlei Dinge hatten ihn noch nie sehr bekümmert. Konnte man denn überhaupt, was man innerlich, oft unter vielen Schmerzen, sich abgerungen hatte, kalt und geschäftlich in Geldeswert umrechnen? Absurd freilich blieb es, daß andere, an der Entstehung des Werkes völlig Unbeteiligte sich damit mästen durften; daß sie das aus dem Blut einer fremden Seele Hervorgegangene gewandt und pfiffig auf dem Markte verschacherten. Widersinn über Widersinn! Wie vieles mußte in deutschen Landen noch anders werden!

Weg mit diesen Gedanken! Das Buch war da — und Goethe konnte der Versuchung nicht widerstehen, es zur Hand zu nehmen und bald hier, bald da sich in den Inhalt zu vertiefen. Gefährliches Beginnen! Mit unwiderstehlicher Macht kamen sie noch einmal auf ihn zu, jene Zeiten seligsten Wähnens und strudelnden Irregehens, die ihn, voll holder Bedrängnis und verzweifelten Suchens — wann doch? — vor noch nicht einem Jahr! — im Innersten erfüllt und umgetrieben hatten. War dies wirklich alles einmal wahr gewesen? Versteht sich: nicht jedes Ereignis und jegliche Fügung — alles Außere war ja freie Dichtung —, aber doch die hinter alledem verborgene seelische Substanz — das Letzte, Geheimste,

Wertvollste, das in diesen Szenen enthalten war?! Und es durchströmte ihn mit rätseltiefer Gewalt und mit wahrhaft unheimlicher Helligkeit und Deutlichkeit — all das, was diesem „Schauspiel für Liebende“ einmal den Lebenshauch eingeblasen hatte. Und, ob er wollte oder nicht, vom wirren Hintergrunde jener Tage löste sich vor allem eine einzelne Gestalt los, die Gestalt Lilis, die mit Zaubermacht auf ihn zuschritt, leuchtend, werbend — — ach, mit ihrem unwiderstehlichen Lächeln auf den Lippen, vor dem er, in der Phantasie selbst, immer noch erlag! Auch jetzt wieder erzitterte er förmlich vor der innersten Gefühlsmacht, die gegen seinen Willen, fast bedrohlich, in ihm aufstieg. Und unwillkürlich tastete er nach jenem goldenen Herzen, das Lili ihm als Verlobungsgabe geschenkt und von dem er sich bis zu dieser Stunde nicht hatte trennen können. Immer noch hing es unter seinen Kleidern an seinem Halse.

War nicht sein eigenes Herz, sein Herz aus Fleisch und Blut, das er wild pochend in seiner Brust fühlte, jetzt einer anderen verschrieben — einer, die ihn mit lebenspendender Seelenmacht ansfüllte und durchdrang, wie Lili sie ihm niemals hatte schenken können? War nicht ein Neues gewaltig in ihm aufgewachsen, das sich nicht bloß seiner Sinne, nicht bloß seines Fühlens, seines Schwärmens, sondern auch seines Denkens, ja seiner ganzen Lebensführung mit Gewalt bemächtigte! Ganz neues Zukunftsland der Seele sah er vor sich, nie beschrittene glanzvolle Gefilde, die gerade auch den Dichter in ihm mit lockenden Verheißungen an sich zogen. Dem mußte er folgen, es war innerstes Gebot! Da gab's kein Widerstreben mehr!

Und darum Lili ganz aus seinem Herzen reißen?

Wie körperlicher Schmerz durchzuckte es ihn.

Noch hielt er das Buch krampfhaft in der Hand, in dem er soeben erst gelesen hatte. Noch waren alle Seiten lebendig, die mit gedruckten Lettern den bebenden Niederschlag gelebtesten Lebens enthielten.

Da fühlte er jählings, daß dieses Buch, eben jenes Exemplar, das er augenblicklich in Händen hielt, keinem anderen Menschen jemals gehören durfte als Lili. Ihr mußte er es schicken — sofort! Alles, was ein ganzes Jahr lang sein dichterischer Gang gewesen war, war an Lili gerichtet gewesen, sei es im Gedicht, sei es im Schauspiel, sei es im Singspiel. Hier lag es gleichsam im letzten seelischen Auszug vor ihm. Rasch boten sich ihm ein paar Verse dar, die dieses zum Ausdruck brachten und die er mit zitternder Hand vor die Titelseite des Buches schrieb.

Noch einmal hatte er Lili aus vollem Herzen gehuldigt.

Noch einmal! — — Zum letztenmal?

War, was er so ernst gemeint, so tief empfunden in das Buch eingetragen hatte, ein Abschiedswort gewesen?

Tränen wollten in ihm hochsteigen.

Und abermals griff seine Hand, suchend, nach jenem goldenen Herzchen — faßte das goldene Kettchen, an dem es hing, zupfte und zog daran — riß es hoch — und da bannelte Lilis Goldherz plötzlich, losgerissen, in seiner Hand!

Nie bisher hatte er dieses „Andenken verklungener Freuden“ von seinem Leib entfernt — es war darauf hängengeblieben, wie etwas Untrennbares, ewig Zugehöriges.

Nun hielt er es von sich ab — und es war plötzlich ein totes Idol!

Zum ersten Male fühlte er, ganz tief und stark, daß nun auch Lili — und all das unselig-selige Erleben, das mit ihr verknüpft war, daß all dieses — — gestorben? —

Nein, das war unmöglich und konnte niemals sein! —
— aber doch, daß es abgeschlossen — — beendet war!

Eben noch so aufgewühlt, so voll heimlicher Ekstase, fühlte er sich jetzt fast unheimlich gefaßt.

Mehr noch: wie entzaubert, fast wie innerlich ausgebrannt. Nicht einmal Schmerzen konnte er jetzt empfinden um Verlorenes. Es war eben einfach etwas zu Ende gegangen, wie alles in diesem Leben einmal zu Ende gehen muß.

Und wie er Herz und Kette jetzt nahm und in einer kleinen hübschen Pappschachtel, die ihm gerade zur Hand war, verschloß, dachte ihm diese ein „Sarg der Erinnerung“ zu sein — ein zärtlich gehegter, gewiß! Aber doch eben ein Sarg!

Und nun — ?

Nun war er frei!

Frei?

Hatte er denn bloß nach dieser Freiheit sich gesehnt?

Er wollte aufrichtig mit sich zuwege gehen. Wozu sollte er mit sich Verstecken spielen?

Wollte nicht jenes Neue, das in seinem Herzen emporgewachsen war, daß er ihm Platz schaffen mußte? Wollen, reinen Platz — auf daß es blühen, wohnen und gedeihen konnte!

Charlotte! Lida! Geheimnisvolle!

Befreierin! Befänftigerin!

Nun rüste Du Dich, Königin zu werden! Regentin eines Herzens, das von jetzt ab für keine andere Frau schlagen wird, denn nur für Dich!

Hoheitsvolle! Lida! Charlotte!

Im Schwarm – allein!

Zu Silvester hatte Herzogin Anna Amalia ihre Freunde und Getreuen nach ihrem am nördlichen Gebirgshang hinter Weimar gelegenen Lustschloß Ettersburg entboten.

Alle, wohl an die fünfzig, waren dieser Einladung gefolgt, und in dem im vornehmsten Zeitgeschmack ausgestatteten Prunksaal herrschte fröhliches Gewimmel. Hinter den hohen Flügeltüren, die auf eine kleine, von gewundenen Treppenzügen eingefasste Estrade führten, senkte sich, von schirmenden Waldungen eingefasst, eine breite Wiesenschicht hinab, den Blick in fernste Fernen ziehend. Jetzt lag überall dicke Schneeschicht, und die leuchtete von unten her als breite, gelagerte Masse herauf, von zartem Mondsilber geisterhaft umflossen. Wer aus Fenster trat, um von dort hinabzuschauen, wurde von dem herrlichen Anblick alsbald gefesselt und vermochte sich, während das höfische Gewühl hinter ihm säufelte und surrte, nur schwer von diesem Naturpanorama loszureißen.

Die Herzogin zeigte sich heute in ungewohntem Maße freigebig. In einem Nebenraum war ein kaltes Büfett aufgeschlagen, das außer Salaten, Braten und Torten auch wohlzubereitete Limonaden und köstliche Weine enthielt; während für die späteren Abendstunden eine mächtige Punschbowle in Vorbereitung war. Diese Nacht sollte nur der Freude gewidmet sein und da durfte es nicht karg zugehen. Hatte der junge Herzog vor seiner Mutter mitunter über die „verfluchte Sparsamkeit“ gewettert: in der Silvesternacht sollte er zu derlei Klagen

keinen Anlaß haben und mochte sich in Gottes Namen mit seinem ganzen Hofstaat nach Lust und Laune vergnügen und, wenns not tat, sogar — besaufen! Madame Mère würde schon ein Auge dazu zudrücken.

Trotzdem blieb in den ersten Stunden die Tonart noch höfisch-gedämpft, und die „geistreichen Leute“ hatten Gelegenheit, sich zur Geltung zu bringen. Wieland vor allem schwamm in einer Woge von Wohlgelauntheit und Beliebtheit. Er hatte einen Kreis, zumal von älteren Herrschaften, um sich versammelt, denen er Donnotts und witzreiche Apercus zum besten gab. Goethe liebte es nicht, sich derart in Parade zu werfen. Er war gewiß auch sprudelnd und lebhaft, schlenderte aber von einem zum andern und vermied es, Cercle abzuhalten. Dafür ließ er um so mehr seine Augen beobachtend umhergehen. Auf allen Gesichtern las er den Grad innerer Bewegtheit, jedes einzelne war gleichsam für ihn ein Kelch, aus dem er trank. Er kannte sie alle, und manche von ihnen hatte er lieb gewonnen. Von der Herzogin-Mutter angefangen bis zu ihrem jüngeren Sohne, dem Prinzen Konstantin, gab es mehr als ein Duzend guter Freunde. Einige waren ihm direkt aus Herz gewachsen. Und zwei davon ganz nahe: Karl August und — — die Cécile! Sie war heute mit ihrem heimgekehrten Gatten erschienen und, vielleicht aus diesem Grunde noch stiller als sonst. Goethe sprach sie nur flüchtig, doch ließ er sie kaum aus den Augen. Sein Herz schlug ihm so warm, im bloßen Gedanken an sie.

Nach einiger Zeit zog er sich aus dem Gewühl in eine Nische zurück, wo er sich mit einem neuen Ankömmling bei Hofe, einem Freiherrn Sigmund von Seckendorff,

in ein enggeführtes Gespräch einließ. Herr von Seckendorff, „sardinischer Oberstleutnant“, war ihm nicht bloß deshalb interessant, weil dieser seinen „Werther“ ins Französische übertragen hatte, sondern vornehmlich darum, weil er, ein paar Jahre im Lebensalter ihm voraus, auf ausgedehnten Reisen in südlichen Ländern reiche Lebens- und Gesellschaftserfahrungen gesammelt hatte, die er gedankenreich auszuspinnen wußte. Er hatte vollendete Lebensmanieren, war in Musik und Künsten wohlbeschlagen und hatte über alles ein treffendes Urteil. Über den gegenwärtigen Weimarer Hofton sprach er mit unverhohlener Enttäuschung. Hier schienen Säbel und Hesperische mehr zu regieren als musische Kultur, deretwegen dieser Fürstenhof doch so gepriesen wurde. Goethe fühlte sich ein wenig mitbetroffen, nahm aber mit desto größerer Lebhaftigkeit seinen Herzog in Schutz, dessen Jugend einen gewissen Brans nicht zu entbehren vermöge; der aber voll edelster Gaben und hoher Pläne für sein Land sei. Seckendorff hörte höflich zu, konnte aber seine Zweifel nicht ganz unterdrücken.

Er schien einigermaßen recht zu behalten, als sich, nach den ersten stattgehabten Figurentänzen, bei denen es nicht immer regelrecht zugegangen war, Friedrich von Einsiedel mit einem Poem zu Wort meldete, das er voll hochgezogenen Spottes vortrug. Er dachte sich darin in die Rolle eines „Politikers“ hinein, das heißt eines in Hofkreisen besonders unbeliebten Menschen, der unablässig seinen Amtschimmel reitet, alles nach Paragraphen und Regeln beurteilt und für naive Lebensfreude überhaupt kein Verständnis hat. Unter dieser Maske durfte er Peitschenhiebe nach Belieben austheilen und

machte von diesem Rechte reichlich Gebrauch. Selbst der eigene Landesherr wurde derb gezaunt: als Fürstensohn, der Geburt und Thron vergessen habe und mit lockeren Gesellen, die ihm „nicht mal den Fuchschwanz streichen“, leichtfertig in den Tag hinein lebe. Etikette sei verbannt, Politik werde verhunzt, ja man treibe mit der heiligen Staatskunst schändlichen Scherz — —

„Das ist ein Jammer anzusehn,
Wie alle Projekte ärschlings gehn.“

Mehr noch diese derbe Ausdrucksweise als die respektlosen Gedankengänge erregten bei den Herrschaften älterer Jahrgänge nicht geringen Anstoß und auch Herr von Seckendorff mußte sich höchlich über eine derartige Sonverwilderung wundern. Um so mehr, als Karl August selbst an diesen kecken Versen seinen allerhöchsten Spaß hatte und gerade bei den unverblümtesten Anspielungen sich vor Vergnügen unter Lachen auf die Oberschenkel hieb.

Wie hätte da Goethe die Anzapfung, die er über sich ergehen lassen mußte, übelnehmerisch aufnehmen sollen! Alles in allem fand er sich noch recht milde porträtiert:

„’s ist ein Genie von Geist und Kraft,
Wie’s eben unser Herrgott zur Kurzweil schafft.
Meint, er könnt uns alle übersehn,
Läten um ihn rum auf Bierem gehn.
Wenn der Fraß so mit einem spricht,
Schaut er einem stier ins Angesicht,
Glaubt, er könnt’s fein riechen an,
Was wäre hinter jedermann.“

Das war ja nun freilich seine Schwäche und Neigung, die Menschen durch und durch blicken zu wollen. Dagegen konnte weder er noch ein anderer etwas machen. Es gehörte sozusagen zu seinem Beruf. Also quittierte er die schnippische Abkonterfeigung mit fröhlichem Gelächter.

Die Stimmung war jetzt einigermaßen vorgerückt. Den Weinen wurde eifriger zugesprochen, und da, nach herzoglichem Ausspruch, „in vino veritas“ ist, so gab man sich weiter keine Mühe, ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Nicht wenige von den jüngeren Hofdamen gingen auf diese Redeweise mit Vergnügen ein und es konnte nicht fehlen, daß auch bei den Tänzern mehr Freiheiten genommen wurden, als es sonst bei Hofe üblich war. Herr von Seckendorff fand, man könne sich an ein Bauernfest erinnert fühlen, jedenfalls habe er dergleichen in Weimar nicht für möglich gehalten. Doch machte Anna Amalia duldsame Miene zum lockeren Spiel — wie sollte sie ihrem geliebten Altesten die Freude verderben? — und so stieg die Ausgelassenheit sänsftlich weiter an.

Goethe war nicht in der Stimmung, hierbei mitzutun. Mochten die Leutchen sich vergnügen, wie sie wollten — was ging's ihn an? Er selbst aber fühlte jetzt das Bedürfnis, sich aus dem Trubel herauszuziehen. Menschengewühl konnte er nur bis zu einem gewissen Grade und Zeitpunkt vertragen. Danach wurde es ihm lästig, ja bedrückte ihn. Er hatte Sehnsucht, mit sich allein zu sein. So suchte und fand er die Gelegenheit, sich unbemerkt hinauszuschleichen.

Ah, das tat wohl, nach der Hitze des Ballsaals in frische Winterluft zu treten!

Behaglich wickelte er sich in seinen weiten Mantel und schritt weiter vor ins Freie. Blinkende Mondnacht umfing ihn. Seine Schuhe knirschten auf festgestampftem Schnee. Die Wege waren gut gehalten, da die Frau Herzogin sie zu benutzen liebte. Die gärtnerischen Anlagen rasch durchschreitend, strebte Goethe dem Walde zu, der mit hohem, prächtigem Baumstand ihn an sich zog und bald domartig umfing. Milde Dämmerungen, hie und da von Mondschimmer durchglitten, woben ihre Geheimnisse.

Vom Schloß her summte, bald kaum noch hörbar, Stimmengemurmel herüber. Hie und da zirpte etwas Musik dazwischen. Doch allmählich verlor sich dies ganz. Heilige Nachtstille umflutete den Dahinschreitenden.

Den Freunden war er entflohen. Aufatmend machte er eine kurze Weile halt und schritt dann, verlangsamten Schrittes, gedankenvoll weiter. Ob man seine Abwesenheit bemerkte? Ob man ihm deshalb grollen würde? So lieb ihm dieser neugefundene Freundeskreis war — in dieser seltsam-feierlichen Stunde, da dieses merkwürdigste, entscheidungsvollste Jahr seines Lebens zu Ende ging, konnte er Menschen um sich nicht länger brauchen. Mit sich selbst mußte er zu einem Abschluß kommen.

Aus tiefen Wirrnissen war er hervorgeschritten. Als er in jener letzten Silbesternacht, die ihn von der gegenwärtigen Stunde trennte, auf der Frankfurter Mainbrücke stehend, in ein noch völlig ungewisses Leben blickte, da hatte er nicht ahnen können, daß er heute an so ganz anderem Orte, unter so ganz anderen Menschen vielleicht eine neue Heimat finden, vielleicht gar ein neues Leben beginnen würde.

Was war inzwischen alles geschehen! Welch tiefdringende Umwälzungen hatten in seinem innersten Dasein sich vollzogen! Wie hatte er, dachtend und denkend, Menschen und Natur in sich aufnehmend, oft ein Spielball höherer Mächte und doch immer wieder aus sich selbst heraus sich aufraffend, einen weiten Horizont durchmessen und war auf Bahnen getrieben worden, die er vorher kaum nebelhaft vor sich aufsteigen sah. Und dennoch war es sein Weg gewesen, den er gegangen war — sein ihm vom Schicksal sowohl als von seinem eigenen Innern bestimmter und vorgelegter Weg — dem er niemals hätte ausweichen können! Durch alle diese Schulen hatte er schreiten müssen, durch Freunde und Feinde hindurch, durch Liebes-Wonnen und Qualen, durch fruchtbare Irrungen und furchtbare Erkenntnisse, durch lähmende Niedergeschlagenheiten und aufgrünende Hoffnungen, um schließlich — wo stehenzubleiben? Da, wo er jetzt sich befand, mit seinem sehnsüchtigen, unabänderlichen, gebieterischen Trachten nach einem Standort, „wo die gewöhnlichen Qualen der Menschheit ihn, in seinem innersten Dasein, gar nicht mehr anfechten mußten“. Dies war sein Ziel. Ihm schwindelte beinahe, indem er es dachte.

War solche Höhe erlangbar? Stärkste Zucht in seinem Innern war als Erstes erforderlich. Vieles mußte er aus sich heraus gewinnen. Doch nicht wenig mußte jene Frau ihm helfen, auf die jetzt alle strebenden und liebenden Kräfte seiner Seele und seines Geistes sich verheißungsvoll hinspannten. Sie allein durchleuchtete ihn, sie allein erspähte die feinsten und letzten Regungen seines schaffenden, aufwärtstringenden Strebens. Die andern Menschen

— was wußten sie von ihm? Von dem, was auf dem untersten Grunde seines von Gott erschaffenen Wesens lag? Selbst die besten und vertrauesten Freunde und Weggenossen tappten da im Dunkeln.

„Die Menschen haben es oft schwer mit mir gehabt“, gestand er vor sich selber. „Aber“, fügte er hinzu, „ich selbst habe es mit mir am allerschwersten gehabt! Niemand von allen hat je zu erkennen vermocht, durch welche Höllen und Finsternisse ich geschritten bin!“

Übermals stehenbleibend, bohrten sich seine Blicke steil nach unten, auf den Weg, der unter ihm herlief. Da blinkte heller Schnee. Und wie er die Augen langsam aufhob und, die hochgereckten Baumstämme empor-schweifend, das obere Astgewirr durchdrang, da goß sich matter silberner Mondschimmer ihm entgegen und tupfte, wie mit zarten Fingern, auf seine Brust und auf sein Antlitz. Selig erschrak er.

Fort die düsteren Gedanken! Er durfte nicht uner-kennlich sein. Alles in allem: er hatte es wunderbar gut getroffen! Einen glücklichen Weg war er geführt worden! Die Freunde, die er jetzt gefunden hatte, waren gut und wertvoll. Und würden sich gewiß auch — viele unter ihnen! — als treu erweisen. Die als Gegner aber wider ihn dastanden, wer sagte, daß sie es ewig bleiben würden? Sollte es ihm nicht gegeben sein, sie bezwingen zu können? Nicht in Feindschaft, sondern indem er sie zur An-erkennung brachte!

Was konnte ihn dann noch hindern, zu bleiben?

Wirklich zu bleiben? Auf unbestimmte, unabsehbare Zeit hinaus? Vielleicht für immer?!

Wie Schauer überlief es ihn. Es war ein tiefschneidender Entschluß, der da, durch Schicksals Mund, von ihm gefordert wurde!

Doch er mußte bleiben! Es gab keine andere Wahl. In dieser schicksalshellen Minute zerstoben die letzten Zweifel. Wenn je er aus seinem bisherigen Zigeunerleben, aus der ewigen unwirklichen Unruhe seines Inneren zu Stätte, zu Festigkeit gelangen sollte — so war es jetzt und — war es hier!

Hohe Aufgaben erwarteten ihn. Gewiß, sie erforderten nicht minder hohe Opfer. Er mußte Pflichten übernehmen, Bindungen ertragen. Er konnte nicht mehr nach augenblicklichen Wallungen, nach schöner, verantwortungsloser Willkür leben. Er konnte nicht mehr — und dies war das Schmerzlichste — ausschließlich Dichter sein.

Ein Verzicht, gewiß! Und sogar ein großer! Trotzdem, weit Höheres als ein Verzicht!

Nicht minder — eine Bereicherung! Ja, eine Erweiterung seines ganzen Inneren! Indem er lernte, in ein Ganzes sich einzuspannen, in einem geordneten, von ihm mitzuordnenden Staatswesen gemeinsam mit einem begabten jungen Fürsten, der sich in seine Hand gegeben hatte — rührig und schaffend sich zu betätigen, mußten ihm neue Kräfte zuwachsen, die seinen Menschenwert erhöhten und hierdurch auch für den Dichter in ihm fruchtbar wurden.

Er hatte, wenn er mit seinem herzoglichen Freunde die weimarischen Lande durchstreifte, im Volke viel Not, viel Armut, viel Zurückgebliebenheit beobachtet: dem abzuhelfen sich gebot! Hier mit zugreifen zu können, lindern zu dürfen, verschrumpfte Herzen neu zu beleben, hun-

gernden Hirnen Nahrung zu bieten, war das nicht eine lohnende und darum lockende Aufgabe, die sein Inneres mit eigentümlicher Befeligung zu durchwärmen und zu beglücken vermochte?!

Dienen, um zu helfen! Hieß das nicht, sich tiefer ins Leben hineinstellen? Menschen, Natur, gesellschaftliche Zustände, gesetzliche Ordnungen scharfblickender erkennen und schöpferisch mitgestalten? Durfte da der Dichter murren, wenn er vorerst, scheinbar untätig, beiseite stehen mußte — beobachtend, lernend? Was bisher nur wie eine dumpfe Masse, undeutlich und fremdartig, vor ihm gelagert hatte, mußte sich jetzt als ein durchschaubarer Organismus vor ihm offenbaren, als etwas Unbedingt-Lebendiges, das seinen spendenden und formenden Händen willig sich darbot. Welch gewaltiger Aspekt!

Freilich mußte er sich selbst in manchem Betracht erneuern, ein werdender und wachsender bleiben, immerfort. Viel Altes und Überlebtes aus sich herauswerfen, um Platz zu schaffen für Wertvolleres! Vor allem, radikaler noch als bisher, den Geist Werthers in sich überwinden, ja ausmerzen! Und wenn auch nicht mehr ausschließlich Dichter bleiben, so desto mehr Mensch werden: Vollmensch, in allseitiger Durchbildung — wahrlich, etwas Großes!

Und hierdurch erst ganz, mit all seinen Kräften ins Leben wirken!

Den Deutschen wollte er vorleben, wie sie selbst einmal werden müßten: frei von Philisters Banden und dumpfer Beengtheit und hierdurch doppelt frei zu selbstbewußtem Dienst am großen Ganzen! Dann erst — ja, dann erst durfte erhofft werden, was einstweilen noch wie ein feiner

Traum vor der Seele der Besten schwebte: die Erringung einer wahren und echten, in sich selbst geschlossenen, bewußten Volkheit.

Was hier zu erringen war, zunächst mußte er es an sich selbst vollbringen. Doch verbunden im Geiste stets mit dem Wohl und der seelischen Förderung jener anderen, die ihm vertrauten. Ganz wie bisher, nur mehr noch, wollte er die Welt durch das „Medium der Liebe“ betrachten — einer Liebe, der er einen umfassenderen und jetzt erst wahrhaft schöpferischen Sinn verlieh. Darum vor allem wollte er um sich her eine echte Auslese der Besten treffen, nicht nur zur Begründung eines „Museumshofes“, sondern einer weit ins Land wirkenden Kulturvereinigung deutscher Menschen. Gute und brauchbare Elemente waren genügend vorhanden, und wenn es gelang, woran nicht zu zweifeln war, auch Herder hierher zu ziehen und von dessen hohem Gedankenfluge sich befruchten zu lassen, mußte dann nicht etwas entstehen, das im gegenwärtigen Deutschland, wohl gar in Europa, nirgends seinesgleichen hatte?

Auch darum mußte er bleiben! Es gab in der ganzen Welt gegenwärtig nur diese eine Zukunftsmöglichkeit!

Allmählich begann der Mond sich zu verziehen. Hinterm Berge breitete er letzten Glanz. Ein sanfter Wind strich durch die Bäume und bewegte das vielerschlungene kahle Gezweig. Eine Glanzfläche, glitzerte die ferne Schneelandschaft hindurch und lockte Goethe umzukehren und langsam zurückzuwandern. Die Mitternachtsstunde mußte jetzt nahe sein. Die wollte er abwarten und dann sich den Freunden wieder stellen.

Aber die schienen bereits ungeduldig geworden zu sein. Vom Schloß her vernahm er durcheinandergewirte Stimmen, die nach ihm riefen. Ein heller Lichtschein war auf die Estrade der Freitreppe gefallen, und sein Auge erblickte, während er noch im Waldesschatten verborgen blieb, hinausdrängende Gestalten, die spähten und schrien. Sollte er antworten? Er tat es nicht. Noch wollte er das Recht sich wahren, sich selbst anzugehören. Doch im Geiste winkte er ihnen zu.

„Ihr alle“, sprach es in seinem Inneren, „sollt mir helfen an meinem hohen Werk! Aber voranschreiten muß ich Euch — vorerst allein!“

Da setzte schon die Glockenuhr des Kirchturmes hinter dem Schlosse zum Schlagen an, mit hallenden, ausschwingenden, dunkel-bedächtigen Tönen, erst vieren, die die Viertelstunde ansagten, und dann helleren, mächtigeren, die die Stundenzahl verkündeten. Goethe stand und zählte, hingeeben, andächtig. Zwölf bedeutungsvolle Schläge. Dann Stille. Das Jahr 1776 hatte begonnen.

Die Rufer an der Treppe aber hatten sich zurückgezogen. Jetzt mußten alle im Saale versammelt sein, um miteinander anzustoßen. Alle — außer ihm — der nur im Geiste mit ihnen versammelt war.

Er trat hinaus aus dem Walde. Weiter breitete sich um ihn die Landschaft. Die schneeigen Hänge. Der umrahmende Forst. Das lichte Schloß. Der hohe Himmel.

Goethe blickte empor.

Rings umher, soweit er schauen konnte, lauter grüßende, funkelnde Sterne . . .